L. germ. 284

<36607397690012

<36607397690012

Bayer. Staatsbibliothek

L. germ 284

Aesthet.

Luct. Germ.

Wend.

m

Lehrbuch des deutschen Styls

von

Johann Andreas Wendel,
Doctor der Philosophie und Professor am herzoglichen Gymnasium zu Coburg.

Coburg und Leipzig,
in der Sinner'schen Buchhandlung.
1816.

32 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem

hochverehrten Lehrer,

dem

Herrn Hofrath Bouterweck

zu Göttingen

aus

alter Ergebenheit und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorrede.

Da Adelung's Lehrbuch des deutschen Styls in Rücksicht mancher Capitel doch schon etwas veraltet ist, so wird die Herausgabe dieses neuen Lehrbuchs wohl keiner Entschuldigung bedürfen. Der Verfasser dieses neuen Werks will zwar kein zweyter Adelung seyn,

aber doch glaubt er, daß er von der alten und neuen Literatur gewiß so viel versteht, daß er sich zu einem solchen Unternehmen berufen fühlen konnte. Als Schüler Heyne's kann er wohl auch einen griechischen und lateinischen Autor lesen und erklären, und als Herausgeber einer Aesthetik eben so gut über den Gegensatz des Antiken und Modernen, über die Kunst der Griechen und andere Gegenstände sprechen, als Mancher, der das deutsche Publikum mit seinen geschraubten Theorien der Kunst, Poesie und des Styls behelligt hat; als Lehrer des deutschen Styls an einer öffentlichen Lehranstalt aber weiß er, was vorzüglich Noth thut, denn der Meister braucht kein Lehrbuch, wohl aber der Anfänger und derjenige, der auf halbem Wege steht. Aus Werken, die rein theoretisch sind, wie

die Rhetorik des Herrn Professors Maaß, oder die gar zu weit ausholen, wie des Herrn Doctors Schott großes Werk über die Rhetorik und Homiletik, kann kein Anfänger etwas lernen. Daher ist gegenwärtiges Lehrbuch überall, wo es nöthig war, mit Beyspielen versehen worden, davon manche einiges Nachschlagen und Lesen erforderten, denn wenn auch Vossius zum Theil dieselben Beyspiele enthält, die hier bey den Redefiguren angegeben sind, so führt er sie doch nur ohne Bezeichnung der Capitel und Verse an, die hingegen hier ganz genau angedeutet sind. Daß übrigens der Verfasser bey der Rhetorik häufig Becker's Demosthenes benutzt hat, kam daher, weil ihm dieses Werk aus der Seele geschrieben war, und dasjenige schon öffentlich aussprach, was er erst für sich ge-

heim dachte, denn der Verfasser ist auch im Stande, den Demosthenes im Original zu verstehen.

Coburg den 19ten Januar 1816.

Einleitung.

§. 1.

Unter deutschem Styl versteht man die Art und Weise, seine Gedanken in deutscher Prosa auszudrücken. Es gibt einen guten und schlechten Styl.

*) Das Wort Prosa bedeutet jeden Ausdruck und jede Rede, die nicht poetisch ist. Die Uebersetzung dieses Wortes durch ungebundene Rede ist nicht erschöpfend, denn das Wesen der Prosa liegt auch mit in den dargestellten Gedanken und deren Einkleidung. Der Zweck der Poesie ist, durch idealische Bilder und Darstellungen zu vergnügen und zu unterhalten, während bey der Prosa das Vergnügen eine Nebensache, und die Erzielung eines Zwecks in der wirklichen Welt die Hauptsache ist. Behandelt man einen Gegenstand der wirklichen Welt bloß in der Absicht, um zu vergnügen, so begibt man sich ebenfalls auf das Gebiet der Poesie. Prosa und Poesie sind freilich einander nicht schnurstracks entgegengesetzt, denn die Prosa borgt ihren ganzen Schmuck der Poesie ab, aber immer geht die Prosa mehr aus dem Geschäftsleben hervor, und muß durch ihre ganze Haltung an diesen Ursprung erinnern. Freilich wird niemand ein guter Prosaiker werden, wenn er nicht einige dichterische Anlagen hat.

§. 2.

Der Styl ist sehr verschieden, denn man hat einen rednerischen, religiösen, wissenschaftlichen, und geschichtlichen, einen Geschäfts- und Canzley-Styl. Jeder hat seine besondern Regeln.

§. 3.

Obgleich jede Stylart ihre besondern Regeln hat, so gibt es doch auch Regeln, die für alle gelten. In allen Stylarten gebraucht man die gemeinschaftliche Muttersprache, überall gibt es Perioden, man spricht bald im eigentlichen, bald im figürlichen Sinn, man braucht die sogenannten Redefiguren gar häufig auch außer den Reden in andern Stylarten, und man spricht im Allgemeinen von guter und schlechter Schreibart, ohne gerade eine bestimmte Stylart vor Augen zu haben. Ehe wir also von den Stylarten insbesondere sprechen, werden wir die so eben genannten allgemeinen Kapitel einzeln durchgehen.

Erster Abschnitt.

Von den Wörtern überhaupt.

§. 1.

Der Stylist muß fürs Erste seiner Muttersprache so mächtig seyn, daß er kein Wort gegen die Grammatik, Rechtschreibung und Abstammung gebraucht, und sich unausgesetzt mit dem bekannt machen, was von den besten Schriftstellern der

Nation als neue Regel hierin aufgestellt oder befolgt wird.

*) Unserer deutschen Sprache steht keine deutsche Akademie vor, wir haben auch kein von einer solchen Behörde verfertigtes Wörterbuch der deutschen Sprache, noch weniger eine solche Grammatik; daher hält sich der Stylist einstweilen an die sächsischen Grammatiker, und die Wörterbücher eines Campe und Adelung. Es ist freilich bekannt, daß unsere bisherigen deutschen Grammatiken bloß solche sind, in welchen der meißnische Dialect als das reinste und beste Deutsch aufgestellt wird; allein die süddeutschen Gelehrten sind selbst Schuld daran, daß diese Einseitigkeit noch immer fortdauert. Das ganze Süddeutschland kennt z. B. das sogenannte E euphonicum nicht, das die Norddeutschen dem Dativ und Ablativ anhängen, z. B. dem Pferd e, von dem Pferd e; warum hat sich noch niemand gegen diese Provincial-Declination erhoben? Die Schönheit unserer Sprache wird wenigstens dadurch nicht befördert, auch sehen wir, daß die Engländer und Franzosen die Schluß-E stumm seyn lassen; unsere Sprache hat so Uebellauts genug durch ihre unverhältnißmäßig vielen E; warum will man ihr noch mehrere derselben, bloß um einem Dialect zu fröhnen, aufzwingen? Warum gestatten es süddeutsche Gelehrte noch immer, daß soviel sächsischer Dialect in den unregelmäßigen Zeitwörtern verbreitet wird, z. B. ich boll, ich habe gebollen, es schnie und hat geschnieen, die Frau hat gekiffen, er hat mich in die Wangen gekniffen u. s. w.? Was ferner die Rechtschreibung betrifft, so weiß jeder, daß hierin noch an keine feste Regel zu denken ist. So schreiben z. B. einige Gelehrte: im Mindesten, im Allgemeinen, am Schönsten u. s. w. und andere schreiben diese und ähnliche Wörter alle klein; man schreibt: ich habe etwas Schönes gesehen, da man doch auch Et-

was schönes schreiben könnte; manche schreiben: „ein Jeder ist selbst der Nächste,“ und bedenken nicht, daß dann alle Pronomina groß zu schreiben wären. Soll man schreiben: „es schlägt sechs“ oder: „es schlägt Sechs?“ Soll man sich bey Zusammenziehungen des Apostrophs bedienen, und z. B. schreiben bestimm't? Hier ist unsere Sprache noch gar nicht aufs Reine gebracht, und ich selbst kann mich so wenig für das Eine oder das Andere erklären, daß ich vor der Hand lieber inconsequent schreibe. Von Einseitigkeiten mancher Schriftsteller, die z. B. auch jetzt noch zwischen wann und wenn einen Unterschied machen, wollen wir gar nicht sprechen.

§. 2.

Die Sprachen aller Völker sind sich nie gleich geblieben, sondern haben sich beständig umgebildet, und dadurch sind gewisse Wörter und Redensarten in jeder Sprache gleichsam abgestorben oder veraltet. Zuweilen werden sie von spätern Dichtern wieder aufgeweckt und hervorgezogen, und dann erfreut sich oft ein ganzes Zeitalter wieder an ihnen. Der Redner und Prosaiker muß bey dem Gebrauch solcher Wörter sehr behutsam seyn.

*) Selbst dem geistlichen Redner würden gewisse veraltete Wörter der Lutherischen Bibelübersetzung nicht wohl stehen, z. B. Kreuel, endelich, Farr u. s. w. für Gabel, geschwind, Stier; denn wenn auch der Canzleystyl noch immer eine Menge veralteter Wörter gebraucht, so kommt dieses doch dem Redner nicht zu. In dem Zeitalter der Ritterromane sind ebenfalls eine Menge veralteter Wörter wieder hervorgezogen worden, die sich eben

so wenig in einer Rede würden anwenden lassen. Erst wenn ein solches veraltetes Wort wieder ganz gangbar geworden ist, und sonst keine einseitige Tendenz hat, kann es der Prosaist unbedenklich gebrauchen. Etwas Anderes ist es mit einem veralteten Wort, das wegen seiner in die Augen fallenden Abstammung von jedermann sogleich verstanden werden kann. Daß es übrigens Pflicht der Sprachforscher sey, veraltete Ausdrücke, die viel Kraft und Sinn haben, wieder in Umlauf zu bringen, wollen wir gar nicht bestreiten. In den ehemaligen deutschen Reichsstädten ist noch viel altes Kerndeutsch zu finden, und es wäre der Mühe wohl werth, diese Ueberbleibsel der altdeutschen Zeit zu sammeln. Wie viel ließe sich z. B. nicht in Nürnberg sammeln?

§. 3.

So wie Wörter veralten, so kommen dagegen wieder ganz neue zum Vorschein. Wenn sie den Regeln der Sprache gemäß gebildet und allenthalben verständlich sind, so ist ihr Gebrauch wohl unbedenklich. Schon Horaz sagt in seiner sogenannten Dichtkunst, V. 60 u. ff.

„So wie die Wälder das Laub mit den eilenden Jahren verändern,
Voriges welkt; so vergehn absterbender Worte Geschlechter,
Und gleich Jünglingen blühn die neugebohrnen voll Lebens."

Voß.

Doch muß man nicht etwa gar zu sehr Jagd auf sie machen.

*) Gottsched sagt in seinen Vorübungen der Beredtsamkeit S. 6.: „So hecketen vormals die Zesia-

ner allerley Mißgeburten aus, z. B. ein Reitpuffer für Pistol, eine Dachnase für Feuermauer, eine Beinscheide für Stiefel, der Erzeuger für Vater, die Säuge für die Mutter, ein Jungfernzwinger für Kloster u. s. w.; und was haben nicht einige neuere Witzlinge für Ungeziefer ausgeheckt!" Was würde er sagen, wenn er jetzt die ansehnlichen Wörterbücher der Herren Campe, Heise, Sommer u. s. w. erblickte, worin nichts als neugebackene, aber nicht ausgebackene Wörter vorkommen? Es ist wohl gut, wenn alle fremden Wörter aus der deutschen Sprache verbannt werden, aber man muß nicht dafür solche erfinden, bey denen jedermann sogleich das Lachen anwandelt, z. B. Pferch für Park, Riechkammer für Nase, Bücherey für Bibliothek, hochbemützter Sänftenträger für Heiduck.

Wenn die Wissenschaften (z. B. die Philosophie, die Naturkunde) auch neue gute Wörter erfinden, so ziemt es doch dem Redner nicht, sie sogleich aufzunehmen. Ein Dichter kann von Wahlverwandtschaften, vom Ich und Nicht-Ich dem Chemiker und Philosophen nachsprechen, aber nicht ein Redner. So würde manches jener neuen Wörter Göthe's, die Fülleborn's Rhetorik als gut anpreist, nicht allenthalben zu verwenden seyn, z. B. markten, Strengling, Folger u. s. w.

§. 4.

Da wir hier von den fremden Wörtern unserer Sprache redeten, so reiht sich wohl natürlich die Bemerkung an, daß es nicht ganz möglich seyn wird, alle fremden Wörter auszumerzen, wie man neuerdings versuchen möchte. Der Apostel und Patriarch, und die Kammer, Kanzel und das Kloster sind so sehr in Deutsch-

land eingebürgert, daß man selten an den griechischen oder lateinischen Ursprung dieser Wörter denkt. Eben so sind die Wörter Post, Porzellan, Kanonen, Regiment, Perücke und andere aus neuern Sprachen ganz einheimisch bey uns geworden. Wer denkt wohl jetzt daran, daß Almanach und Magazin arabische Wörter sind? Hier wird man sich so leicht nicht vom Ausland unabhängig machen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß man nicht etwas darin suchen soll, lateinische, französische und andere fremde Wörter absichtlich unter die deutschen zu vermengen, wie es sonst der steife gelehrte, und der sogenannte galante, auch wohl adelige Styl verlangte.

Die neuern Verhältnisse Deutschlands haben Veranlassung gegeben, daß auch im Militärfach die französischen Ausdrücke hie und da durch deutsche ersetzt wurden. Dieses ist indessen bisher mit wenig Glück geschehen. Bekanntlich ist die jetzige Militäreinrichtung und Kriegskunst eine Erfindung der Franzosen, und wenn man nun die Sache abgeborgt hat, warum will man denn die Namen nicht auch borgen? Es ist besser, in Kriegsberichten Erklärungen unverständlicher Ausdrücke zu geben, als neue Wörter gewaltsam zu prägen, die denn doch auch ohne ein hinzugefügtes Wörterbuch unverständlich bleiben.

*) Wer die Kriegsberichte im deutschen

Gewande liest, welche zu Berlin von dem Krieg 1813 erschienen, muß über die unverständlichen Wörter staunen, welche man zur Verdrängung der französischen darin gebraucht hat. Liest man ferner die hie und da erschienenen Verordnungen über den Landsturm, so sieht man sich in zweyerley Zeitaltern. Wenn ich z. B. alte Chroniken von dem dreißigjährigen Krieg lese, so ist der ganze Styl treuherzig, und das Wort Fähnlein und andere ähnliche fallen mir nicht auf. Reißt man aber diese Wörter aus ihrem Zeitalter, und heftet sie dem Landsturm von 1814, 1815 und 1816 u. s. w. auf, so geht man halb in der Kleidung des Urgroßvaters und halb nach der neuesten Mode.

Zuweilen kommen Wörter auf, die schon in ihrer Geburt verunglückt sind, z. B. Bureaucrasie. Dieses in den Briefen eines reisenden Nordländers befindliche Wort soll so viel als eine Regierungsart bedeuten, die sich bloß auf dem Papier ausspricht, bloß durch Papier kund thut und offenbart, und darüber das Lebendige versäumt. Das französische Wort Bureau und das griechische Krateia (Herrschaft, aber fehlerhaft in Krasie verwandelt) haben dieses Bastardwort gebildet, das in gutem Styl wohl nicht zu gebrauchen seyn wird. Eben so enthalte man sich der Wörter Plantage, Retirade, Blamage, Friseur u. s. w., die weder französisch noch deutsch sind, und des umgebildeten Wortes Accuratesse.

§. 5.

Die deutsche Sprache zeigt schon in den ältesten Zeiten zwey Hauptäste, das Hochdeutsche und das Plattdeutsche. Letztere, voll Musik, Wohlklang, Kürze und Zutraulichkeit, ist meist nur die Sprache norddeutscher Bauern geblieben, wäh-

rend die hochdeutsche Mundart in allen deutschen Ländern von den Gebildeten gesprochen wird. Indessen hat man immer von Zeit zu Zeit bemerkt, daß manche Ausdrücke aus dem Plattdeutschen in das Hochdeutsche übergegangen sind. Dawider ist wohl nichts zu sagen, ja es wäre vielmehr zu wünschen, daß sich die hochdeutsche Mundart nach und nach alle Vorzüge der plattdeutschen zueignen möchte. Die hochdeutsche Mundart selbst zerfällt nun wieder in mehrere Zweige, die mehr oder minder vorzüglich sind, aber seit geraumer Zeit den meißnischen Dialect zum Regenten erwählt haben, woher es denn gekommen ist, daß meist nur dasjenige Deutsch für schriftsässig oder gut gehalten wird, was die meißnischen oder sächsischen Schriftsteller gebrauchen und für gültig anerkennen. Unsere Sprachforscher fangen indessen bereits an, dieser Allein-Herrschaft des meißnischen Dialects entgegen zu arbeiten, und was sie nun mit allgemeiner Billigung aus den andern hochdeutschen Mundarten als gut aufnehmen und empfehlen, darf der Prosaist gebrauchen.

*) In Ebers Vicar of Wakefield wird muck of sweat im neunten Capitel durch mistnaß übersetzt. Diesem plattdeutschen Ausdruck steht der süddeutsche südennaß parallel; beyde gehören indessen in das Gebiet des Gemeinen. Die plattdeutschen Ausdrücke für Regnen: es mistet, es schmuddert, es stibbert, es pladdert, es gubbert, es gießt, es gießt met Molen (mit Mulden),

wird daher auch kein Schriftsteller aufnehmen dürfen, so wenig wie die Butterpletsche, die Butterbämme, und die mehr süddeutschen Wörter patzig, mampfen und mumpfeln (käuen), fuggern (handeln oder schachern), Lärmkübel (Trommel), Brieftrallerl (Federmesser), Fratzschler und Pfragner (Höker, Victualienhändler), denn sie sind theils zu gemein, theils nur in gewissen Gegenden gebräuchlich, und daher außer ihrer Heimath unverständlich. Doch gibt es Sachen, für die kein allgemeingültiges Wort vorhanden ist: so sind z. B. die Wörter Raum, Rahm, Flott, Sahne, Kern, Schmante, Schmetten, Niedel u. s. f. für süße fette Milch alle provinciell. Allgemeine Verständlichkeit ist die Hauptpflicht eines jeden Schriftstellers und Redners, und daher taugt es nichts, wenn norddeutsche Schriftsteller ihre norddeutschen Ausdrücke als allgemeingültig ausgeben. So ist das häufig vorkommende Wort Färse (junge Kuh) bloß norddeutsch, denn der süddeutsche Bauer kennt bloß das Wort Kalbe.

§. 6.

Es hat zwar jede Kunst und jedes menschliche Geschäft seine besondern Kunstausdrücke, aber nichts fällt dem Uneingeweihten so sehr auf, als daß der Jäger sich eine eigene Sprache zum Trotz der allgemeinen gebildet hat, und z. B. die Ohren Löffel, das Blut Schweiß nennt. Dem Schiffer nimmt man seine mannigfaltigen unverständlichen Kunstausdrücke weniger übel, und an dem dichterischen Sinn und Klang der Bergmannssprache erfreut sich selbst derjenige, der wenig oder gar nichts von der Sache versteht. Der

Reitkunst und dem Handel erlaubt man es gern, sich italienischer Kunstwörter zu bedienen. Der Prosaist unterscheide sich hier wohl von dem Dichter, und sehe immer darauf, wen er vor sich hat, und daß Verständlichkeit seine vornehmste Pflicht ist.

*) Wenn ein Schauspieldichter einem Matrosen seine Kunstausdrücke in den Mund legt, und ihn beständig von Tauen, Bord, dem Kappen und Lichten der Anker u. s. w. reden läßt, so ist dieses in der Ordnung; wenn Herr Voß antennae bey Horaz in der vierzehnten Ode des ersten Buchs durch Rahen übersetzt, so lächelt man, weil sich überhaupt der lateinische Horaz viel leichter verstehen läßt als der Deutsch-Vossische; wenn aber ein Redner sich dergleichen Schiffsausdrücke erlauben wollte, so würde er sehr zu tadeln seyn, wenn er anders nicht lauter Matrosen zu Zuhörern hätte. Also ist ein Dichter etwas ganz Anderes als ein Redner oder Prosaist, und wenn ersterer Vieles aus der Bergmannssprache mit Glück anwenden kann, so wird es sich der Redner meistens versagen müssen, wenn er nicht etwa lauter Kunstverständige vor sich hat, an die er spricht, oder schreibt. Die Jägersprache wird man ernsthaft nur in Idyllen und Jägerbüchern brauchen, sonst aber manche komische Anwendung von ihr machen können. Uebrigens wird ein Redner nicht leicht in die Nothwendigkeit versetzt werden, Ausdrücke aus der Reitkunst und der kaufmännischen Sprache zu gebrauchen, selbst nicht bey Lobreden auf Stallmeister und Kaufleute. Und sollte ja irgend ein Redner oder Schriftsteller für das große Publikum einmal einem unverständlichen Ausdruck aus den verschiedenen Wissenschaften und Künsten nicht ausweichen können, so wird er immer Sorge dafür tragen müssen, ihn zu erklären. Jean Paul gibt sich

freilich diese Mühe nicht, ja er sucht vielmehr alles Mögliche auf, um recht unverständlich zu seyn; aber es ist jetzt der Geschmack der Lesewelt, gerade das am liebsten zu lesen, was man am wenigsten versteht, und so ist es wenigstens mit diesem Schriftsteller in der Ordnung.

§. 7.

Ferner sind die Wörter entweder anständig oder nicht. Der Stylist soll nur die erstern gebrauchen.

*) Es gehört eine gute Erziehung und der Umgang mit gebildeten Menschen dazu, um das Gefühl des Schicklichen und Anständigen im Ausdruck sich zu erwerben. Bey den alten Griechen und Römern war Vieles nicht anstößig, was jetzt bey uns höchst unanständig seyn würde: man darf sich hier nur gewisser Epoden des Dichters Horaz erinnern. Da wir Neuere das Verhältniß der beyden Geschlechter zu idealisch nehmen, so will die Sitte, daß in anständiger Gesellschaft kein Ausdruck vorkomme, der an das *rohe* Naturverhältniß erinnert, und den romantischen Begriff der Liebe vernichtet. Wenn ein *Dichter*, wie Herr von Göthe, *mit Willen* gegen die Gesetze dieses Anstandes verfehlt, so steht er nicht unter dem Gesetz des Redners, und ist auch nicht der einzige Neuere, der eine Ausnahme macht. Die englische Humoristik liebt z. B. Zweydeutigkeiten: wer will ihr das wehren? Die deutsche Humoristik geht gar noch weiter, und wird *schmutzig*: wer wird das loben?

§. 8.

Weiter sind die Wörter entweder gemein und pöbelhaft, oder edel und fein. Es versteht sich von selbst, daß man sich der erstern enthalte.

*) In Deutschland mehr als anderswo ist es der Fall, daß es viele Schriftsteller gibt, die als Kinder gemeiner Eltern von Jugend auf nur an das Gemeine, Rohe, und Pöbelhafte gewöhnt wurden, und nun diese Rohheit selten abstreifen, selten verleugnen können, oder die, wenn ja auch der bessere Genius in ihnen etwas Oberhand gewinnt, dennoch die gemeinen Späße, Ausdrücke und Complimente nicht vergessen können, die bey den gemeinen Ständen als guter Ton gelten. Wenn Seume in seiner Lebensbeschreibung von dem Drechseln und Zimmern der Verse spricht (S. 72 und 73), in Schweinsleder eingebundene Bücher Schwarten nennt (S. 85), und jemanden nachschreibt, der Kaffee sey eine verdammte Lorke (S. 78), so haben wir Beyspiele aus beyden Arten des gemeinen Styls. Würden wohl manche Philosophen und Aerzte einander so pöbelhaft schimpfen, wenn sie nicht aus der Hefe des Pöbels hervorgegangen wären? In unsern Romanen und Schauspielen kommen häufig sehr undelikate Ausdrücke und Situationen aus eben dem Grunde vor, und es ist eine Hauptpflicht eines Lehrers, seinen Schülern solche Gemeinheiten als verabscheuungswürdig darzustellen, damit sie sich nicht in sie verlieben, oder das ähnliche Rohe an sich selbst noch mehr liebgewinnen.

§. 9.

Gewisse Wörter sind im Allgemeinen ein Eigenthum der Poesie, und daher von dem Prosaisten zu vermeiden. Hierüber lassen sich keine Regeln und Beyspiele für alle Zeiten aufstellen, weil die Prosa der Poesie von Zeit zu Zeit immer nachrückt, so wie sie überhaupt kein absoluter Gegensatz derselben ist. Am meisten hat sich der Redner aber vor Ausdrücken der komischen Poesie zu hü-

ten, weil sein Geschäft durchaus ernst ist. In dem Briefstyl hingegen kann es sehr oft zweckmäßig seyn, wenn man komische Darstellungen und Ausdrücke anwendet; denn der Briefstyl ist so mannigfaltig wie die Umgangssprache, die er nachahmt.

*) Häufig bemerkt man an jungen Candidaten des Predigtamts die Sucht, durch dichterische Wörter und Redensarten ihre magern Predigten auszuputzen. Beym Lob der Vorsehung hört man von dem Säuseln des Zephyrs, und bey Predigten an Friedensfesten wird der Hufschlag feindlicher Rosse aufgeführt. Das durch die Lesebibliotheken verbildete Publikum hört solchen rednerischen Unsinn mit Wohlgefallen. Ey, so predigt doch lieber in Versen!

Vom dem Wohlklang der Wörter.

§. 10.

In Ansehung des Wohlklangs hat unsere Sprache seit kurzem bedeutende Fortschritte gemacht. Wir meynen hiermit nicht die theoretischen Werke, welche uns die Gesetze des rednerischen Wohllauts nach den Regeln der Metrik lehren wollen (z. B. von Gräffe über den Rhythmus, Göttingen 1809), denn der Wohllaut ist im Grunde doch mehr eine Sache des Talents als der ängstlich zusammensetzenden Kunst, sondern wollen das damit sagen, daß unsere Sprache durch die neuern meisterhaften Uebersetzungen außerordentlich an Wohllaut zugenommen hat. Die

wohltönenden Uebersetzungen der Alten von Voß, die liebliche Nachbildung des Cervantes von Tieck, und andere ähnliche Uebersetzungen, haben nie gehörte Töne aus unserer Sprache hervorgerufen, und dadurch zu ähnlichem Wohllaut unsere andern Dichter und Schriftsteller begeistert.

*) Herr Voß kann wohl in mancher Hinsicht als Uebersetzer tadelnswerth seyn, allein in Hinsicht auf Wohllaut ist er unübertrefflich. Jedermann glaubt, einen Hexameter zu machen, sey eine Kleinigkeit; aber unter den vielen deutschen Hexameter-Dichtern kommt außer Herrn von Göthe keiner dem Herrn Voß bey. Ueberhaupt scheint bey manchen Menschen nicht die mindeste Idee obzuwalten, daß es nur einen Wohllaut der Sprache gebe, und daß der Schriftsteller, Redner, und noch mehr der Dichter sich ihn eigen zu machen habe. Unter den deutschen Originalwerken sind Tiecks Mährchen Meisterstücke des Wohllauts, ohne ihre vielen andern Vorzüge in Rechnung zu bringen. Auch Jean Paul besitzt vielen Wohlklang.

§. 11.

Der Wohllaut besteht nicht allein in der Vermeidung des Einförmigen und Monotonen, sondern auch darin, daß die Wörter und deren Zusammensetzungen auch dem Laut nach den Empfindungen entsprechen, deren Ausdruck sie seyn sollen. Das Sanfte muß durch sanft klingende, das Widerliche durch widerliche und holpernde Worte, kurz jede Stimmung muß durch ihr entsprechende Worte ausgedrückt werden. Unsere deutsche Sprache steht in dieser Hinsicht keiner andern

nach, und wer sie ganz in seiner Macht hat, wird durch alle Abstufungen der Empfindungen immer die gehörigen Sprachtöne zu finden wissen. Auf das Metrum kommt es aber dabey auch mit an.

*) Adelung spricht von Congruenz und Harmonie; erstere ist ihm die Aehnlichkeit des Lautes eines Wortes mit dem natürlichen Laute der dadurch bezeichneten Sache, und letztere die Aehnlichkeit des ganzen Ganges der Rede mit dem natürlichen Gange der dadurch bezeichneten Sache. Der Ton des Ausdrucks soll dem bezeichneten Naturlaut nur ähnlich, und nicht der Naturlaut selbst, oder eine Onomatopöie seyn.

§. 12.

Gottsched sagt: „Von den Selbstlautern klingen a, e und o am besten, hingegen das i zu zart, das u aber zu dumpfig. Eine Rede klingt also gut, wo jene häufig sind und abwechseln, diese aber selten vorkommen. Einerley Selbstlauter, lange hinter einander wiederholt, sind unangenehm. Von Mitlautern klingen diejenigen am lieblichsten, die mit der Zunge und den Lippen ausgesprochen werden; die ersten sind c, d, l, n, r und t, die letzten aber b, f, m, p, v und w. Diese müssen also in einer angenehmen Rede am häufigsten vorkommen. Mitlauter hingegen, die mit der Gurgel und mit den Zähnen gebildet werden, klingen härter und rauher. Jene sind c vor a und o, g, h, k und q. Diese hingegen das c vor e und i, s, sch, ß, x und z und tz.

Diese muß man also nur selten brauchen, es wäre denn, daß man rauschende, gräßliche oder fürchterliche Dinge beschreiben wollte." Dagegen läßt sich bemerken, daß die italienische Sprache ihren Wohlklang meist nur dem wohlberechneten Wechsel der Vocale verdankt, daß in der deutschen das gar zu oft vorkommende E dem Wohllaut großen Eintrag thut, und daß wir unsern Dichtern, besonders Ludwig Tieck, ablernen müssen, wie viel Wohlklang in Ansehung der Mitlauter in unserer Sprache zu erreichen ist.

*) Sehr lesenswerthe Bemerkungen über den Wohllaut hat Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik II, 528. u. ff.

„Freilich gibt es einen prosaischen Rhythmus; aber für jedes Buch und jeden Autor einen andern und ungesuchten; denn wie die Begeisterung des Dichters von selber melodisch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen, von einem Luther an bis zu Lessing und Herder herüber, unwillkührlich rhythmisch. Ist nur einmal ein lebendiger und kein gefrorner Gedankenstrom da, so wird er schon rauschen. Ist nur einmal Fülle und Sturm zugleich in einer Seele: so wird es schon brausen, wenn er durch den Wald zieht, oder säuseln, wenn er sich durch Blumen spielt. Vögel, welche hoch fliegen, haben nach Bechstein sogar befiederte oder beflügelte Füße.

— Je mehr Kraft ein Werk hat, desto mehr Klang verträgt's; der Wiederhall gehört in große weite Gebäude, nicht in Stuben. In Johannes Müllers Geschichte verträgt, ja verlangt die Gewalt der Idee den halb starren, halb widerstoßenden Klang, das dumpfe Rauschen des lebendigen Stroms unter star-

rem Eis. In Meißners Epaminondas bedeckt mir die Instrumentalmusik des Klanges ganz die schwache Vokalmusik des Sinns. In Engels ästhetischer Psychologie oder psychologischer Aesthetik, so wie in seinen Erzählungen klingt der schöne Rhythmus nicht seinen witzen, hellen Ideen vor; aber wohl in seiner chrienmäßigen, gedankenarmen Lobrede auf den König, welche nicht einmal eine auf den Lobredner ist. — Der Vogel singt nur, wenn er Frühlingskraft und Liebestriebe fühlt; Memnons Gestalt ertönt erst, wenn Sonnenstralen sie berühren und wecken: eben so erschaffte das beseelte Wort den Klang, nicht der Klang das Wort; und man setze nie wie der leere La Harpe und tausend Franzosen und hundert Deutsche die Leiter mühsam an, um auf eine — Tonleiter zu steigen. Allerdings übe und prüfe man — aber außer der Begeisterungs-Stunde — das Ohr, sogar an Klang-Werken, an Engels Lobrede, zuweilen an Sturz, Zimmermann, Hirschfeld, Meißner etc.; aber mitten im rüstigen Treffen aller Kräfte muß man nicht Musik machen, und darüber das Fechten und Siegen versäumen."

Von den sinnverwandten Wörtern und den Beywörtern.

§. 13.

Gottsched klagte einst darüber, daß man insgemein glaube, die Sprachen hätten viel gleichgültige Wörter, was doch ein großer Irrthum sey. Diese Klage kann jetzt niemand führen, denn unsere Sprache hat nun so gut, wie andere, ihr Wörterbuch der Sinnverwandschaft (Eberhards Synonymik der deutschen Sprache), und wir wissen fast insgemein, daß es nicht gleichgül-

tig ist, ein sinnverwandtes Wort für das andere zu setzen. Aus diesem Werke kann wenigstens jeder lernen, wie viel Feinheiten in den deutschen Synonymen liegen, und sich dadurch geschickt machen, für jeden Gedanken den besten Ausdruck zu wählen.

*) Man schlage z. B. in Eberhards Synonymik die sinnverwandten Wörter Unglück, Jammer, Widerwärtigkeit, Elend, Bedrängniß, Drangsal, Leiden, Noth, Trübsal und Kreuz nach, um zu sehen, wie sie gar nicht gleichgültig, sondern sehr verschiedene Modificationen einer und eben derselben Sache sind. Wir könnten auch des noch dazu gehörigen Wortes Unstern Erwähnung thun, das ebenfalls nur in gewissen Fällen gebraucht werden kann.

§. 14.

Bey der Lesung der alten Redner, vorzüglich des Cicero, bemerkt man sehr oft eine unnöthige Anhäufung der Synonymen, und da Cicero's Werke auf Schulen und Gymnasien häufig erklärt werden, so könnte sich vielleicht mancher junge Stylist diesen berühmten Redner hierin zum Muster nehmen. Was aber ein alter Redner that, der seine meisten Reden vor einem ungebildeten Publikum hielt, und daher der Deutlichkeit wegen fast jeden Gedanken zweymal sagen mußte, darf bey uns höchstens nur ein Dorfpfarrer thun, denn es ist eine Beleidigung für ein gebildetes Publikum, es wie ein Kind anzusehen, und ihm jede Sache zweymal zu sagen.

*) Cicero hatte sich diese Anhäufung der Synonymen so angewöhnt, daß er sie auch in seinen philosophischen Schriften nicht lassen konnte. So sagt er z. B. von seinem Standpunct eines akademischen Philosophen: Multis enim sensi mirabile videri, eam nobis potissimum probatam esse philosophiam, quae lucem eriperet, et quasi noctem quandam rebus offunderet, desertaeque disciplinae et jam pridem relictae patrocinium nec opinatum a nobis esse susceptum. De Natura Deor. I, 3. für einen philosophischen Leser sind aber Synonymen wie lucem eripere und noctem offundere, wie desertus und relictus sehr unnöthig.

§. 15.

Gottsched stellt die Regel auf: „Wenn es sich schickt, zwey oder drey sinnverwandte Wörter neben einander zu setzen, so muß man von dem schwächsten anfangen und mit dem stärksten aufhören." Diese Regel wäre der Figur Klimax entsprechend, von der in der Folge die Rede seyn wird, doch muß man ja nicht in den theatralischen Styl fallen.

*) Gottsched gibt folgende Beyspiele an: „Herr, höre auf mein Wort, merke auf meine Rede! Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget deiner Hände Werk." Indessen sind dieses Beyspiele aus der Bibel, welche den sogenannten Parallelismus membrorum befolgt, d. h. in der zweyten Hälfte eines jeden Verses die erste erklärt, und sonach eben sowohl sinnverwandte als erklärende Ausdrücke. Die Juden schreiben noch so, und dem Verfasser dieses war es einst nicht möglich, einem schon erwachsenen jüdischen Zögling diese Schreibart für seine deutschen Aufsätze ab-

zugewöhnen, so sehr hatte sie sich in seine ganze Denk- und Betrachtungsweise verschmolzen.

Die theatralische Anhäufung der Synonyma ist besonders den alten Dichtern sehr eigen, wie z. B. aus folgender Stelle des Statius zu ersehen ist:

Pro deum, popularium omnium adolescentium
Clamo, postulo, obsecro, oro, ploro atque imploro fidem.

Ein Lehrer der lateinischen Sprache begeht einen großen Fehler, wenn er solche Stellen seinen Schülern als nachahmungswürdig anpreist, wie es häufig der Fall ist. Sollen denn junge Leute zu dramatischen Dichtern gebildet werden?

§. 16.

In Hinsicht der Beywörter erinnert sich der Verfasser dieses gar wohl noch aus seiner frühen Jugend, daß er bey seinen ersten stylistischen Versuchen angewiesen wurde, zu den Hauptwörtern (Substantivis) so viel möglich, verschönernde Beywörter (Epitheta ornantia) zu setzen. Welcher Unsinn dadurch bey Anfängern zum Vorschein gebracht wird, ist leicht zu ermessen, und daher ertheilt man der Jugend lieber die Regel, kein Beywort eher zu setzen, als es unumgänglich nöthig ist, denn nur der Meister im Styl versteht die Kunst, durch passend angebrachte Beywörter seine Hauptwörter nach Belieben ins Licht oder in den Schatten zu setzen.

*) Die runde Sonne stand schon an dem blauen Himmel, als sich der zweyfüßige Wandersmann auf sein haarigtes Pferd schwang, ist

ein schon von Gottsched als tadelhaft angegebenes Beyspiel. In den jetzigen Zeiten muß man den jungen Leuten die Lehre geben, weder die homerischen noch die richterischen (Jean Paul's) Beywörter nachzuahmen. Ein Theil der Schönheit von Jean Paul's Styl liegt mit in seinen Beywörtern, aber wer nicht Jean Paul's Geist und Talent hat, macht sich mit Nachahmung derselben lächerlich. Jean Paul kann sehr gut sagen: Und vollends jener, zur Gesellschaft Jesu nicht gehörige Jesus u. s. w. Aber dergleichen Beywörter, welche Witz, Geschichte und treffliche Charakteristik zugleich in sich enthalten, kann auch nur ein Jean Paul erfinden und passend anwenden. Die homerischen Beywörter z. B. die weithinschattende Lanze, die hoheitblickende, die lilienarmige Here (Juno), der hochgenabelte Schild, die hellumschienten Achaier u. dgl. sind nur demjenigen deutschen Dichter wieder erlaubt, der ganz in homerischer Manier zu singen versteht, keineswegs aber dem Prosaiker.

Jean Paul sagt S. 465 des zweyten Theils seiner Vorschule der Aesthetik sehr treffend: „Die Beywörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Geistes: nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fället ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein solches Wort erst sucht, findet es schwerlich. Hier stehen Göthe und Herder voran, auch den Deutschen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhang von beywörtlichen Nebensonnen und Sonnenhöfen verstärken. Herder sagt: das dicke Theben — der gebückte Sclave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Göthe sagt: die Liebes-Augen der Blumen — der silberprangende Fluß — der Fluß, der wüthend überschwillt — der Liebe stockende Schmerzen zu Thränen lösen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Besonders winden die

Göthischen, (auch seine unbildlichen,) gleichsam die tiefste Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; und man wird dem gemeinen brittischen Gepränge grammatischer Präfixa noch mehr gram. Manchem Kosegartenschen Gemälde gehet oft zu einem dichterischen nichts ab, als ein Strich — durch alle Beywörter."

Leider gibt es noch hie und da Schriftsteller, sogar berühmte Schriftsteller, welche durch gesuchte, besonders auf ihre Belesenheit in den Alten hindeutende Beywörter glänzen wollen. So etwas muß man der Jugend bey Zeiten abgewöhnen.

Von dem Reichthum an Worten.

§. 17.

Bey Anfängern muß ein Lehrer vorzüglich dahin arbeiten, daß sie in dem Ausdruck abwechseln lernen, und sich auf diese Art nach und nach einen Reichthum an Wörtern und Redensarten erwerben. Es geht hier den Anfängern wie den ungebildeten gemeinen Leuten: so wie diese, wenn sie etwas vortragen, immer dieselben Wörter und Redensarten gebrauchen, und hier nicht abzuwechseln verstehen, eben so denkt der Anfänger im Styl gar nicht daran, durch eine Abwechselung in den verschiedenen Ausdrücken für einen und ebendenselben Gegenstand Leben in seinen Vortrag zu bringen, und so der langweiligen Einförmigkeit entgegen zu arbeiten. Der Lehrer mache also die Schüler auf diesen Punct aufmerksam, und zeige ihnen an passenden Stellen guter Schriftsteller, wie man sich hier helfe.

*) Niemand ist unter unsern jetzigen Schriftstel-

lern reicher an Ausdrücken und Redensarten, als Jean Paul, aber leider ist dieser, aus allen Fächern des menschlichen Thuns und Wissens zusammengeschleppte, Reichthum für den größten Theil des Publikums ungenießbar, weil er ihm unverständlich ist. Uebrigens ist die Gabe des Wortreichthums fast für dichterisch zu halten, und daher nicht jedem anzumuthen.

*) In Jean Paul's Vorschule der Aesthetik II, 501 befindet sich ein lesenswerthes Programm über den Reichthum der deutschen Sprache.

Zweyter Abschnitt.

Von den Redensarten.

§. 1.

Eine Redensart besteht entweder aus der Verbindung eines Beyworts mit einem Hauptwort (was die Logiker Subject und Prädicat nennen) oder aus einem Zeitwort nebst seiner Construction.

§. 2.

Es gibt Redensarten, die wider die Sprache fehlen, z. B. ich habe Willens, statt: ich bin Willens, und andere, die zwar richtig, aber doch nur gemein sind, z. B. es hat ihn verschnupft, statt: es hat ihn verdrossen. Wieder andere Redensarten sind ganz provinciell, wenn z. B. der Schlesier heimlich Wetter für schönes, heiteres Wetter sagt. Aller dergleichen Redensarten muß man sich im guten, edeln Styl enthalten.

*) Der Schauspieldichter, der Humoristiker und andere poetische Stylisten binden sich natürlich an

diese Regeln nicht, denn das Leben von allen, und also auch von seinen niedrigen Seiten, zu zeigen und zu schildern, ist ihr Zweck. Aber doch würden auch sie Redensarten, wie: einem den Kolben laufen, und ähnliche, vermeiden müssen, denn selbst jene Redensart, die Herr von Göthe seinem Götz von Berlichingen zum Fenster hinaus rufen läßt, hat bis jetzt noch keine allgemeine Billigung erhalten.

§. 3.

In den jetzigen Zeiten ist durch das fleißige Uebersetzen ausländischer Bücher in unsere Sprache manches Ausländische an Ausdrücken und Redensarten hin und wieder in Umlauf gesetzt worden. Auch dessen enthält man sich im guten Styl.*)

*) So ist die Redensart: es handelt sich jetzt davon, daß ꝛc. keine ächtdeutsche, sondern eine französische; so ist der Gebrauch des Wortes das für eine oder mehrere Personen, z. B. das ißt, das trinkt, das jubelt! ebenfalls französisch: so setzt der Lateiner die Zeitwörter gar zu gern in den Conjunctiv, der Deutsche hingegen mehr in den Indicativ, z. B. non dubito, quin res ita se habeat, ich zweifele nicht, daß die Sache so ist, wogegen aber häufig im Deutschen gefehlt, und die lateinische Construction beybehalten wird; so bildet man dem Lateiner vorzüglich harte Constructionen nach, und übersetzt Stellen, wie z. B. Caesar de bell. Gall. I, 38. erste Periode, wörtlich und hart; so ahmt man die Einschachtelungen des Lateiners nach, welcher zwischen Subject und Verbum eine Menge Sätze einschiebt; so sind eine Menge anderer ausländischer Constructionen und Redensarten, in unserer Sprache im Umlauf, die durchaus dem deutschen Genius wi-

derstreben. Der Grund davon liegt darin, daß die Lehrer der alten und neuen Sprachen auf Schulen, Gymnasien und Universitäten selten gründliche Kenntnisse von ihrer Muttersprache haben, und daher Uebersetzungen machen oder machen lassen, worüber einem guten Stylisten die Haare zu Berge stehen möchten, wodurch denn unvermerkt eine Menge falscher Constructionen und Redensarten in die Sprache des Lebens übergeht. Neuerdings ist die geschraubte und affectirte Uebersetzungsmanier der Alten zur Mode geworden, und dadurch hat die deutsche Sprache auch manchen Schaden erlitten.

§. 4.

Besonders meide man die Lieblingsausdrücke großer Schriftsteller, wenn sie entweder provinziell oder sonst seltsam sind. Auch wenn sie dem großen Schriftsteller gut stehen, ist kein Anderer, der nicht eben so groß ist, dazu berechtigt. Dahin gehören auch widerliche oder eigensinnige Verbindungen der Wörter, denn es ist nicht genug, gute Wörter zu gebrauchen, sondern man muß sie auch dem Sprachgenius gemäß verknüpfen.

*) So würde es z. B. einem Anfänger sehr übel stehen, wenn er den Styl des Johannes von Müller sclavisch nachahmen wollte. Es ist aber ein Hauptfehler junger Leute, das Fehlerhafte, Sonderbare, Gesuchte und Lächerliche berühmter Schriftsteller gern nachzuahmen. So weiß ich, daß folgendes Sonnett des Herrn Friedrich Schlegel's manchen jungen Mann zu ähnlichem Unsinn in Poesie und Prosa verleitet hat:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen;

Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.
Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.
Die Goethen nicht erkennen sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.
Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

(Athenäum III Bandes IItes Stück S. 343).

Auf jenaische Studenten wenigstens haben einst solche Aeußerungen großen Einfluß gehabt.

§. 5.

Im edeln Styl muß man sich auch der Sprichwörter enthalten, denn sie sind Resultate der Lebensphilosophie im gemeinen Styl ausgedrückt. Sie haben wohl manches Herzliche und Naive, aber das macht sie doch nicht für den höhern Styl anwendbar.

*) Ein Schauspieldichter, wie z. B. Hagemann, kann den Charakter eines Schneiders ganz aus Sprichwörtern zusammen setzen, und dadurch einen komischen Charakter erschaffen, aber so etwas ist nur der Poesie erlaubt. Ein Dorfpfarrer kann in seine moralischen Vorträge gar wohl auch Sprichwörter einmischen. Bey einem Rückblick auf das Thun und Treiben der gemeinen Stände mag auch ein anderer Redner ein Sprichwort mit anbringen, aber niemals würde er seine Rede mit vielen dersel-

ben ausschmücken dürfen. Etwas ganz Anderes ist eine gelehrte Abhandlung von den Sprichwörtern, wo sich, wenn es möglich ist, alle Sprichwörter beysammen finden können.

§. 6.

Besonders suche man nichts darin, hochtrabende Redensarten zu gebrauchen, die nur den Unwissenden blenden, und dem Kenner lächerlich sind.

*) Gottsched sagt: Sie reden immer von Aeonen, Myriaden, Mäandern, Labyrinthen, Cerasten, Hyänen, Seraphen und Cheruben, machen dadurch Unwissenden ein Blendwerk, und gleichen Leuten, die tombackene Tressen für goldene tragen. Was würde er vollends von dem hochtrabenden Styl mancher Naturphilosophen sagen, womit sie schwachen Lesern Sand in die Augen werfen wollen?

§. 7.

Schon Gottsched hat vor der participialischen Redensart gewarnt, die einige Neulinge zu seiner Zeit mit Gewalt aufbringen wollten, weil sie sich für die deutsche Sprache nicht schickt. Diese Warnung muß jetzt um so nachdrücklicher wiederholt werden.

*) Der moderne Sinn und Ueberblick ist viel rascher als der antike, und daher sind Participialconstructionen, welche eine ruhige Uebersicht verlangen, uns entgegen; auch der Bau unserer Sprache erlaubt den Gebrauch der Participien weniger, als der der lateinischen und griechischen, weil er außer dem Präsens Hülfszeitwörter erfordert, die die La-

teiner und Griechen nicht kennen, nämlich haben und werden, wodurch die Participialconstructionen steif werden.

In folgender Stelle aus Schleyermachers Uebersetzung des Gastmahls von Plato sind einige Participialconstructionen zwar nicht steif, aber doch wohl zu spielend: „Und dieser (Eros) eben entlediget uns des Fremdartigen und sättiget uns mit dem Angehörigen, indem er nur solche Vereinigungen uns unter einander anordnet, bey Festen, bey Chören, bey Opfern sich aufwerfend zum Anführer; Mildheit dabey verleihend, Wildheit aber zerstreuend, Begründer des Wohlwollens, Verhinderer des Uebelwollens, günstig den Guten, verehrlich den Weisen, erfreulich den Göttern, neidenswerth den Unbegabten, erhaltungswerth den Wohlbegabten, des Wohllebens, der Behaglichkeit, der Genüge, des Sehnens, des Reizes Vater, sorgsam für die Guten, sorglos für die Schlechten, im Wanken, im Bangen, im Verlangen der beste Lenker, Helfer, Berather und Retter, aller Götter und Menschen Zier, als Anführer der schönste und beste, dem jeglicher Mann folgen muß, lobsingend aufs herrlichste in den herrlichen Gesang mit einstimmend, welchen anstimmend er aller Götter und Menschen Sinn erweicht.“ Bey einer Uebersetzung kann indessen so etwas verdienstlich seyn. Folgende Constructionen sind aber ganz verwerflich: „Der, die, das dem verstorbenen Adam Müller zugehörig gewesene Grundstück zu kaufen gesonnene Margaretha Eberhardtinn heyrathende Christoph Schuster, hat bey hiesigem Magistrat angebracht u. s. w.“ — Oder: „der unwissend wo sich aufhaltende NN. wird hiermit vorgeladen u. s. w.“ Leider liest man noch jetzt sehr häufig solchen Unsinn.

Dritter Abschnitt.

Von den figürlichen oder verblümten Redensarten.

§. 1.

In der Umgangs-Sprache gibt es eine ganze Menge figürlicher oder verblümter Ausdrücke. Der Redner und Stylist muß eine systematische Uebersicht und Kenntniß derselben haben, weil sie, gehörig angewendet, zur Belebung des Ausdrucks außerordentlich viel beytragen, ihr Mißbrauch hingegen sehr viel schadet.

§. 2.

Eine figürliche Redensart oder ein Tropus besteht darin, daß man Dinge oder Eigenschaften derselben wegen gewisser Aehnlichkeiten mit einander im Ausdruck verwechselt. So nennt die Umgangssprache z. B. einen dummen Menschen einen Ochsen, weil er in Rücksicht des Verstandes mit dem Ochsen Aehnlichkeit hat; so nennt man einen Acker fett, weil er in Hinsicht seiner Eigenschaften einem wohlgemästeten Thier gleicht. Oft kann man aber auch einem Tropus gar nicht ausweichen, weil man kein eigentliches schickliches Wort dafür hat: wie will man z. B. dem Tropus Hühneraugen ausweichen, jenen nämlich, die uns an den Füßen schmerzen? Die Augen am Weinstock möchten auch wohl nur schwer anders oder eigentlich ausgedrückt werden können.

Ueberdem ist die Sprache des Lebens so geneigt zu Tropen, daß man sie meistens gebraucht oder anhört, ohne sie nur dafür zu halten. Herbeyfliegen, auf den Flügeln der Liebe herbeyeilen, und ähnliche Tropen werden auf Menschen angewandt, ohne daß man nur im Geringsten an etwas Figürliches denkt.

*) Die Schönheit von Jean Paul's Styl liegt vorzüglich mit in seinen neuen und sinnreichen Tropen. „Der Spiritus der geistigen, aus Jahrhunderten zusammengedrängten Kultur wird nicht auf Riesenfässer abgezogen, sondern umgekehrt diese auf Flaschen" ist ein solcher Tropus des Sinns und Inhalts, daß alle Riesenvölker schwach am Verstand sind, und jede Nation um so kleiner wird, je mehr Cultur sie erwirbt. Dadurch wird sein Styl so lyrisch. So sagt er S. 51, des ersten Bandes seiner Vorschule der Aesthetik: In Rücksicht der Zeiten ist Tieck ein schöner barocker Blumen-Mischling der altdeutschen neudeutschen Zeit — Goethes Baum treibt die Wurzel in Deutschland und senkt den Blüthenüberhang hinüber ins griechische Klima — Herder ist ein reicher blumiger Isthmus zwischen Morgenland und Griechenland. — —

§. 3.

Man zählt insgemein vier Arten der Tropen auf, nämlich die Metapher, Metonymie, Synecdoche, und Ironie. Eine erschöpfende Definition von jeder zu geben, ist so leicht nicht.

*) Herr Maaß sagt in seinem Grundriß der Rhetorik: „Die Tropen sind von dreyerley Art: 1) die Synecdoche ist derjenige Trope, worin das Niedrigere anstatt des Höhern, oder umgekehrt, oder

der Theil anstatt des Ganzen, oder umgekehrt gesetzt wird. 2) Die Metapher ist derjenige Tropus, worin das Aehnliche statt des Aehnlichen gesetzt wird. Eine Metapher, worin statt eines nichtpersönlichen (besonders allgemeinen) Dinges ein persönliches gesetzt wird, ist eine Personification. Jede durch mehrere Gedanken ausgedehnte Metapher ist eine Allegorie im weitern Sinne; so wie die Allegorie im engern Sinne eine durch mehrere Gedanken ausgedehnte Personification ist. 3) Unter Metonymie versteht man alle Tropen, die nicht synecdochisch und nicht metaphorisch sind." Herr Campe übersetzt Synecdoche durch Vertauschung, Metapher durch Uebertragung, und Metonymie durch Namenverwechslung oder Wortverwechslung. Für Ironie schlägt er das Wort Schalksernst vor.

§. 4.

Die Metapher oder die Substituirung des Aehnlichen für das Aehnliche muß leicht erkennbar und nicht zu gesucht seyn, und etwas Sinnreiches und Gefälliges an sich haben, wenn sie gut seyn soll.

*) Wenn wir einen grausamen und blutdürstigen Menschen einen Bluthund nennen, so versteht und billigt jedermann diese Metapher, weil sie nicht gesucht ist. So sagt Jean Paul: Der besondere Saatwurf eines großen Individuums — entsprösse auch daraus ein seliges Jahrhundert — gilt vor dem Verhängniß so viel wie der Saatwurf eines Völker vergiftenden Samens; zufällig wird der eine, zufällig der andere beregnet, nicht einmal der Giftsame ausschließlich. — Hier ist Säen so viel als Plane machen und ausführen, und Beregnen das Gedeihen dazu geben. Die Metapher ist ver-

ständlich, weil sich schon die Bibel einer ähnlichen bedient hat.

Obgleich Horaz die Metapher: Jupiter hibernas cana nive conspuit Alpes, abgeschmackt findet, Serm. II, 5, 41, so gebraucht er doch selbst manche harte und widerliche Metapher. Wer überhaupt die Alten genauer kennt, weiß, daß sie nicht allein viel kühne, sondern auch viel abgeschmackte Metaphern gemacht haben, und daß sie hierin nicht ganz nachahmungswürdig sind. Man hüte sich besonders vor frostigen Metaphern, und nenne die Buchstaben nicht nigellas Cadmi filias.

§. 5.

Eine Allegorie oder verlängerte Metapher muß gut gehalten seyn, d. h. niemals aus einem Gleichnisse in das andere fallen.

*) Ein Beyspiel von einer Allegorie gebe uns auch Jean Paul: „Wenn ein Volk gegen alle Bewegungs-Gesetze Jahrtausende in demselben Stande gegen die Sonne einwurzelt, wie Sina — wenn andere schnellläufig dann rückläufig sind, wie griechische Staaten — wenn ein Volk an ein größeres wie ein Mond an die Erde geknüpft, sich damit um die Sonne bewegt, wie Juden mit Christen — wenn ein anderes kometenartig nach der Sonnenferne in die Sonnennähe kommt, wie die Franzosen und Deutschen, und dann in jene und diese wiederkehrt — wenn ein anderes, wie andere Kometen, niemals umkehrt, wie Aegypter: so spricht schon die lahme unzulängliche Allegorie durch ihr eigenes Unvermögen, die Völkerbahnen zu beschreiben, die Verschiedenheit zwischen Weltkörpern und Geister-Körperschaften unwillkührlich aus. Denn eben kein Körper-Bild kann — in seine immer umlaufenden Wendezirkel gebannt, den gerade und zackig gehenden Völkergeist

vorbilden. So ist das Bild von Aufblühen und Abwelken der Völker kein volles; denn jedes Volk hängt heute zu gleicher Zeit bedeckt voll Blüthen, Früchte, Knospen und Welk-Laub, und morgen wieder voll, nur von andern aber."

Ein noch faßlicheres Beyspiel ist folgendes: Seite 129 des ersten Bandes seiner Vorschule der Aesthetik sagt Jean Paul, das ungeheuere fast hülflose Gefühl, womit der stille Geist gleichsam in der wilden Riesenmühle des Weltalls betäubt und einsam stehe, sey der Grund des Aberglaubens. Das ist also eine Metapher. Diese Metapher führt er nun weiter aus, und macht sie zur Allegorie, wie folgt: „Unzählige unüberwindliche Welträder sieht er in der seltsamen Mühle hinter einander kreisen — und hört das Brausen eines ewigen treibenden Stroms — um ihn her donnert es, und der Boden zittert — bald hie, bald da fället ein kurzes Klingeln ein in den Sturm — hier wird zerknirscht, dort vorgetrieben und aufgesammelt — und so steht er verlassen in der allgewaltigen blinden einsamen Maschine, welche um ihn mechanisch rauschet, und doch ihn mit keinem geistigen Ton anredet; aber sein Geist sieht sich furchtsam nach den Riesen um, welche die wunderbare Maschine eingerichtet und zu Zwecken bestimmt haben, und welche er als die Geister eines solchen zusammen gebaueten Körpers noch weit größer setzen muß, als ihr Werk ist."

Was Herr Maas Personification nennt, finden wir z. B. in jener Erzählung von Guilt und Shame im Vicar of Wakefield, Capitel 15, und in vielen Fabeln.

§. 6.

Schon Gottsched gibt die Lehre, daß gar zu viele und gar zu wilde Metaphern eine Rede dunkel und unverständlich machen, und man in ihrem

Gebrauch Ziel und Maaß halten, und nicht alles metaphorisch sagen solle. Darin liegt eben der Unterschied zwischen dem poetischen und prosaischen Styl. Auch muß man die Metaphern gehalten anwenden, sie einander nicht wild durchkreuzen lassen, auch nicht etwa ganz platte Prosa in sie hinein mengen. Aus Jean Paul's Schriften könnte ein zweyter und gründlicherer Heinrich Home eine Menge Regeln und Beyspiele ziehen.

*) Was manche Brodgelehrte, besonders aus dem geistlichen Stand, blühenden Styl nennen, ist nichts Anderes als die übertriebene Anwendung der Metaphern. So erinnert sich auch der Verfasser dieses eines Lehrers, der von seinen Schülern durchaus Metaphern verlangte, wenn er ihre Stylübungen loben sollte, wodurch denn das tolleste Zeug zum Vorschein kam, und eine solche fehlerhafte Schreibart gegründet wurde, daß es viele Zeit und Geduld kostete, bis Sinn und Vernunft die Federn dieser Lehrlinge wieder leiteten. Der Prosaist kann zwar dem Dichter vielerley Schmuck abborgen, aber das Poetische darf bey ihm nie vorherrschend seyn, noch weniger darf man in unreifen Gemüthern das Haschen nach verunglückenden Metaphern befördern.

§. 7.

Wir können hier noch der Gleichnisse gedenken, welche einerley Regeln mit den Metaphern haben, indem sie zwar nicht eine ähnliche Sache für die andere setzen, aber doch die Aehnlichkeiten beyder offen vorlegen. Die kindliche Sprache des Alterthums liebte die Gleichnisse gar sehr.

*) Wenn es in der Iliade III, 222 von dem Ulysses heißt, daß er der Brust ein Gedräng der Worte, wie stöbernde Winterflocken, entsende, so haben wir ein kurzes Gleichniß. Ein größeres Gleichniß ist es, wenn es Iliade XI, 492 u. ff. heißt:

Wie wenn hochgeschwollen ein Strom in das Thal sich ergießet
Strudelnd im Herbst vom Gebirg', indem Zeus Regen ihn fortdrängt;
Viel der dorrenden Eichen sodann, viel Kiefergehölz auch
Wälzt er hinab, und rollt viel trübenden Schlamm in die Salzflut:
Also durchtobt hinstürzend das Feld der stralende Ajas,
Bahn durch Männer sich hauend und Reisige. —

Und wem sollten die vielen Gleichnisse unbekannt seyn, deren sich der Stifter unserer Religion bediente, z. B. das Gleichniß vom Säemann, Matth. im 13 Cap., und andere? Die Gleichnisse müssen ebenfalls wie die Metaphern passend seyn, wenn sie gut seyn sollen, und auf ihr Zeitalter berechnet seyn, denn manche homerischen Gleichnisse können wir jetzt im ernsten Styl nicht mehr gebrauchen, z. B. jenes, wo er einen nicht weichenden Helden mit einem nicht aus dem Getraideacker weichenden Esel vergleicht, welchen Knaben mit Knitteln verfolgen. Iliade XI, 558. Folgende Stelle Jean Paul's enthält dagegen sehr gute Gleichnisse: „Allerdings blickt die Vergangenheit uns so grausend an, wie ein aufgedeckter Meeresboden, welcher voll liegt von Gerippen, Unthieren, Kanonen, modernden Kostbarkeiten und verwitternden Götterstatüen. Es möge denn hier ein Geist, der sich an der Vergangenheit noch blutiger abquält als andere an der Gegenwart, seine Klage über den Weltgang recht aussprechen.

Das Gleichniß vom Meere (wird er sagen) reicht weit genug; wir schiffen und holen auf dem leuchtenden und grünenden Meere; aber unter uns liegen die Bettler mit ihren Schätzen und Knochen, welche auch einst freudig darüber gefahren. — Schwer geht das Erstarken der Staaten, flüchtig ihr Vollblühen, eckel=langsam ihr Niederfaulen. Wie lange mußte nicht der Barbar am römischen Reiche schlingen, bis das eine Raubthier das andere in sich gezogen, so widrig dem Auge, wie wenn die große Sumpfschlange ein lebendiges Krokodil hinterwürgt. Wie lange frißt der Sultanismus schon am ätherischen Griechenland!"

§. 8.

Von der Metonymie kann man fünf Arten angeben:

1) Man setzt die Ursache für die Wirkung, z. B. das ist Gottes Finger, sagt die Bibel, für: das hat Gottes Finger gethan. Oder im Lateinischen Musa für carmen.

2) Die Wirkung für die Ursache, z. B. die Wolken träufeln Segen. Vulnere non pedibus te prosequar sagt Ovid. Metam. IX, 126.

3) Die Hauptsache für die Nebensache. Diese Figur hat mehrere Unterarten, denn man setzt:

a) Das Enthaltende für das Enthaltene, Continens pro contento, z. B. Der harmonische Wald, für die in ihm singenden Vögel; die kämpfenden Schiffe für die Seeleute; die blöckenden Hügel für die Schafe auf denselben. Dieses Faß taugt nichts, d. h. der Wein, der sich darin befin=

det. — Das ganze Land ist betrübt, d. h. dessen Einwohner.

b) Den Besitzer statt seines Eigenthums, z. B. ich bin abgebrannt, für: mein Haus ist abgebrannt. So gebraucht man auch den Namen eines Pferdverleihers für sein Pferd.

c) Den Feldherrn für sein Kriegsheer, z. B. Blücher hat die Franzosen geschlagen.

d) Das Bezeichnete für sein Zeichen oder Bild. So gebraucht man Louisd'or (goldener Ludwig) für eine Goldmünze, worauf Ludwigs Bild und Wappen ist.

e) Die Sache für die Zeit, worin sie geschieht, z. B. in der Baumblüte will ich zu dir kommen, d. h. in der Zeit, wo sie statt findet.

f) Die Materie, woraus eine Sache besteht, für die Sache selbst, z. B. sie trägt Seide, d. h. seidene Kleider.

g) Die Form einer Sache für die Sache selbst, z. B. Rosetten für röschenartig geschliffene Diamanten.

4) Die Nebensache für die Hauptsache.

a) Das Enthaltene für das Enthaltende, z. B. Gehe in meine Bibliothek, d. h. in das Zimmer, worin sie steht.

b) Das Zeichen für das Bezeichnete; so gebrauchen die Alten Toga für Frieden, Purpur für Königswürde, Fasces für Obrigkeit, Lorbeer für Sieg.

c) Die Zeit für die Sachen, die darin geschehen, z. B. die goldene Zeit; das ungläubige Jahrhundert. Erstes Beyspiel ist zugleich auch eine Metapher. So gebraucht der Lateiner hyems für Sturm.

d) Die Tugend oder das Laster, für die Personen, die ihnen ergeben sind, z. B. die Geduld überwindet Alles, für geduldige Personen überwinden Alles.

e) Die Leidenschaft für ihren Gegenstand. Ein Vater kann z. B. sagen: meine Hoffnung ist dahin, für: mein Sohn, auf den ich meine Hoffnung gesetzt hatte.

f) Das Abstractum für das Concretum, z. B. Jugend und Schönheit für junge und schöne Personen.

5) Der Zustandswechsel (Metalepsis) ist zweyerley:

a) Man setzt das Vorhergehende für das Nachfolgende, z. B. das letzte Lebewohl sagen, für weggehen.

b) Oder das Folgende für das Vergangene. Gottsched gibt das Beyspiel: Er wird den Kuckuck nicht mehr schreyen hören, und Adelung: Ein Thier durch einen tödtlichen Knall erlegen. Warum sagt letzterer nicht Schuß? Ein Schuß tödtet an und für sich so wenig, wie ein Knall; nur das durch ihn getriebene Bley tödtet.

§. 9.

Die Synekdoche gebraucht:

1) Das Ganze für den Theil, z. B. es ist aller Welt bekannt. Hier steht Welt für einen Theil derselben, nämlich für Menschen. Dieses Bild ist zugleich auch eine Metonymie.

2) Den Theil für das Ganze, z. B. sich den Wellen anvertrauen, statt: dem Meere; er hat sein Brod gefunden, für: sein Auskommen, oder sein Unterkommen.

3) Die Gattung für die Art, z. B. Sterbliche für Menschen, obgleich auch die Thiere mit unter die Sterblichen gehören.

4) Die Art für die Gattung. So sagt man, der Geizige scharre Thaler zusammen, für Geld überhaupt.

5) Das Einzelne für die Mehrheit, z. B. Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, für: Die Menschen sind in ihrem rc.

6) Die Mehrheit für das Einzelne, z. B. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Es gibt aber nur einen Himmel. Oder wenn ein Schriftsteller oder regierender Fürst von sich im Plural spricht.

7) Eine gewisse Zahl für eine ungewisse, z. B. ich habe es schon hundertmal erinnert, für sehr oft.

8) Eine gerade Zahl für eine ungerade. So setzt man bey statistischen Angaben und Berechnun-

gen von der Bevölkerung, dem Einkommen, der Armee u. s. w. eines Staates immer runde Zahlen oder volle Tausende für ungerade Zahlen und Brüche.

§. 10.

Zu der Synekdoche rechnet man auch noch die Antonomasie, Hyperbel und Tapeinosis.

1) Die Antonomasie ist zweyerley, denn man setzt:
   a) ein Individuum für eine ganze Gattung, und gebraucht z. B. die Wörter Salomo, Mäcen, Alexander, Cato u. dgl. für weise, Gelehrsamkeit begünstigende, glücklich Krieg führende, streng tugendhafte Männer.
   b) eine Gattung für ein Individuum, z. B. der brittische Held für Wellington.
2) Die Hyperbel vergrößert eine Sache, und nennt z. B. einen großen Menschen einen Riesen.
3) Die Tapeinosis oder Litotes ist das Gegentheil der Hyperbel, also eine Verkleinerung. So nennt man kleine Menschen Liliputaner, welche letztere doch nur Fingers groß gewesen seyn sollen.

*) Die ganze französische Sprache ist voller Hyperbeln, daher man sich ja hüten muß, sie getreu ins Deutsche zu übersetzen. Besonders ist die Sprache gegen das zweyte Geschlecht sehr mit dergleichen Figuren überladen. Einige Pröbchen hat Herr Wagner in seinem etymologischen Anecdoten-Lexikon unter dem Artikel französisch-deut-

sche Phraseologien aufgestellt, z. B. Votre teint confond les lys et les roses gebraucht der Franzose, wenn er sagen will: Sie sind gerade keine Negerin.

§. 11.

Im Ganzen wird man aus den Beyspielen der Metonymie und Synekdoche ersehen haben, daß die Sprache des Umgangs diese Figuren sehr häufig gebraucht, und daß also ein Redner und Stylist sie auch häufig gebrauchen kann, ohne deßwegen etwas Neues und Originelles zu sagen. Die Prosa der Alten ist ebenfalls sehr reich an diesen beyden Figuren.

*) Die Römer gebrauchen scelus für scelestus, servitia für servi, tectum für domus, ferrum für gladius, sexcenti für plurimi u. s. w. — —

In Home's Grundsätzen der Kritik, übersetzt von Meinhard, kann man noch eine ganze Nachlese über alle bisher angeführte Figuren halten; indessen kann ich weder die Grundsätze noch die aufgestellten Beyspiele unbedingt billigen. Selbst Lessings Allegorie mit der Windmühle S. 127 des dritten Bandes scheint mir nicht so gut ausgeführt als die obige von Jean Paul, ungeachtet sie für schön, treffend und sinnreich ausgegeben wird. Home sagt z. B. Man könne die Namen heidnischer Gottheiten für die Dinge gebrauchen, die ihrem Schutze unterworfen sind, und Ceres für Getraide setzen u. s. w.; aber meiner Meynung nach dürfen wir nur unter gewissen Bedingungen diese alte Natursymbolik anwenden. Der alte Dichter verwandelt die Natur-Kräfte, Elemente und Erzeugnisse gar zu gern in göttliche Wesen, und legt ihnen dann die daraus fließenden Beywörter bey;

der moderne Dichter darf sie hingegen nur in menschliche verwandeln, weil ihm der Glaube an eine Geisterwelt untergegangen ist, und er mit vorzüglicher Phantasie begabt seyn muß, um sich in die griechische Götterwelt oder die neuere Geisterwelt mit Glück zu versetzen. Der Redner aber muß hier am zurückhaltendsten seyn, und sich begnügen, wenn man ihm erlaubt erzürntes Meer, wüthender Sturm u. dgl. zu gebrauchen. Allerdings läßt sich Alles in einer Bilderschrift ausdrücken, aber nicht jeder darf sich derselben bedienen. So möchte auch wohl selten das Wort Cyther für das Genie zur Poesie, und Altar für Opfer gebraucht werden können, wie Home meynt. Jagd für Wild, Tag für Licht, Nacht für Finsterniß, Klima für Nation, funkelndes Schrecken für Helm, Jungfernwachs für reines Wachs, Feld für die darauf gelieferte Schlacht, Frühlingstag für warme Tage, sind zum Theil sehr gewöhnliche, zum Theil sehr ungewöhnliche Ausdrücke.

§. 12.

Die Ironie, welche nach Maas darin besteht, daß Vollkommenheiten mit den entgegenstehenden Unvollkommenheiten vertauscht werden (wenn man einen Schwächling einen Herkules nennt), wird von Adelung nicht mit unter die Tropen gezählt, wohin sie doch auch Gottsched setzte, der aber übrigens sehr inconsequent folgende fünf Arten derselben aufstellt:

a) Asteismus, ein Scherz, zur Verkleinerung seiner selbst, wenn sich z. B. ein großer Gelehrter im Scherz einen Schulmeister nennt.

b) Charientismus ist eine freundliche Ablehnung einer anzüglichen Rede, so daß ihr Gehalt auf den Urheber zurückfällt; wenn z. B. ein Lehrer, der seine Schüler nie mit Er oder Sie, sondern bloß mit Wir anredet, zu einem derselben sagt: „Wir sind ein Esel,“ und darauf von ihm zur Antwort bekommt: „Ich für meinen Theil protestire.“

c) Mimesis, das Nachspotten, oder die Wiederholung eines gesagten Wortes in einem beißenden Ton, wenn z. B. ein Paar Weiber mit einander zanken, die eine sich eine ehrliche Frau nennt, und die andere spöttisch darauf sagt: ja wohl, eine ehrliche Frau!

d) Diasyrmus, das bittere Durchziehen eines Lebenden. Adelung sagt, sie sey bald fein, bald boshaft, und gibt als Beyspiel von der boshaften Art die Unterschrift Dreyers unter das Bild eines Frauenzimmers im Namen eines Gecken an:

„Seht diese Augen, den Mund, schön wie die lächelnde Rose
Und dieses Wuchses entzückende Pracht!
Das ist das Mädchen, das mich aus einem Narren in Prose
Zu einem Narren in Versen gemacht.“

Leider ist dieses Beyspiel sehr holperig versificirt. Unsere neuere philosophische und medicinische Literatur und die verschiedenen Recensionen unserer kritischen Blätter und deren Anti=

kritiken liefern übrigens eine große Menge Beyspiele von dem boshaften Diasyrmus.

e) **Sarkasmus**, das bitterste Hohngelächter gegen einen Todten oder Sterbenden. So sagten die Juden zu dem Heiland am Kreuz: „Der du den Tempel Gottes zerbrichst und bauest ihn in dreyen Tagen, hilf dir selber. Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz.“ Matth. 27, 40. (Nach der Abstammung heißt bekanntlich Sarcasmus bloß **bitterer Spott**, und Diasyrmus das **Durchhecheln**, **Durchziehen**, ohne Hinsicht auf Lebende oder Todte.)

*) Wer von der Ironie neuere Theorien verlangt, findet sie Seite 344 u. ff. des schon erwähnten zweyten Stückes des dritten Bandes des **Athenäums**. Da heißt es z. B. „Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles was zugleich gut und groß ist.“ Ferner findet man daselbst Theorien der Ironie des Sokrates und Skaramuz. Sie sind zu merkwürdig, als daß sie nicht zur Warnung vor ähnlichen Verirrungen hier mitgetheilt werden sollten: „Die **sokratische Ironie** ist die einzige durchaus unwillkührliche und durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich, sie zu erkünsteln und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein Räthsel. Sie soll niemand täuschen als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mit gemeynt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst seyn, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus

dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Bedingten und des Unbedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freyeste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz zu halten."

Skaramuz, heißt es ferner, arbeitet in der extrafeinen Ironie, wenn er sich freundlich und ernsthaft mit jemand zu besprechen scheint, indem er nur den Augenblick erwartet, wo er wird mit einer guten Art einen Tritt in den Hintern geben können.—

Freilich gehört die Ironie in die Aesthetik, und es läßt sich ein Langes und Breites darüber sagen, ohne ihr Wesen ganz zu erschöpfen, aber doch darf sie der Rhetoriker nicht ganz übergehen. In Jean Pauls Vorschule der Aesthetik findet sich manches Lehrreiche über sie.

Vierter Abschnitt.

Von den Perioden.

§. 1.

Wenn ich Subject und Prädikat verbinde, z. B. der Styl ist schön, so habe ich einen Satz, und ein solcher einfacher Satz kann schon eine Periode genannt werden. Ich kann diesen Satz aber erweitern, und z. B. sagen: „Der Styl ist schön, wenn er seinem Gegenstande gemäß, und

leicht und fließend ist.“ Dann besteht die Periode aus mehrern Sätzen, die durch Kommata (Einschnitte) getrennt sind. Ich kann diesen Satz noch mehr erweitern, und sagen: „Der Styl ist schön, wenn er seinem Gegenstande gemäß, und leicht und fließend ist: darum studirt Goethen, und lernt ihm dieses ab.“ Diese Periode ist aus zweyen Gliedern (colis von κωλον) zusammengesetzt, und hat daher das Gliederzeichen oder Kolon: jedes Glied besteht wieder aus Abschnitten oder Einschnitten, Kommata genannt. Diese Zusammenreihung und Vergliederung der Sätze kann so weit getrieben werden, daß die Perioden nicht allein mehrere Glieder (cola), sondern auch diese wieder mehrere Unterglieder (semicola) haben, ehe es zu bloßen Einschnitten oder Abschnitten (commatibus) kommt.

*) Herr Maaß sagt: „Ein Satz, worin nicht bloß die zu ihm gehörigen Hauptbegriffe, sondern auch Nebenvorstellungen ausgedrückt sind, ist eine Periode. Die Art und Weise, wie die Theile einer Periode zusammengestellt sind, heißt der Periodenbau.“ Periode kommt bekanntlich von περιοδος her, und wird von Cicero durch ambitus, circuitus, comprehensio, continuatio, circumscriptio übersetzt. So kommen auch die Wörter colon und comma, wie gesagt, aus dem Griechischen, und heißen Glieder und Einschnitt, und wenn wir ihre Zeichen, und : so nennen, so bedienen wir uns der Metonymie §. 8, 3, d. Wideburg übersetzt in seiner Einleitung zur Wohlredenheit Colon durch Doppelpunct, Komma durch Bey-

strichlein, und Semicolon durch Strichpünctlein, und berichtet, letzteres Zeichen sey im Jahr 1641 im Deutschen noch nicht üblich gewesen, wie Gueinz in dem Entwurf deutscher Sprachlehre melde.

§. 2.

Wie lang oder wie kurz eine Periode seyn dürfe, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen; aber so viel sieht jeder ein, daß die kürzesten am leichtesten zu machen, und daher Anfängern im Styl vorzüglich anzurathen sind. Längere Perioden müssen in Ansehung ihrer Glieder, Unterglieder und Abschnitte gut zusammen passen, und richtig gedacht und gestellt seyn, wenn sie nicht unverständlich und ermüdend seyn sollen, und daher erlaubt man sie bloß dem Meister des Styls. Die größte Länge einer vollständigen Periode setzt Cicero auf die Länge von vier Hexametern, und räth, auf den Athem Rücksicht zu nehmen.

*) Wenn man den Anfängern nicht befiehlt, in kurzen Perioden zu schreiben, so schreiben sie immer zu, ohne Absätze oder Puncte zu machen, und bringen dadurch wahre stylistische Ungeheuer von ermüdenden und unverständlichen Perioden hervor. Eben so sind die langen Perioden des Canzleystyls für jeden Leser eine Qual, weil ihre Verfertiger die Gewandheit eines Wielands nicht besitzen, der auch seinen langen Perioden Verständlichkeit und Anmuth zu geben wußte. Daher hat Cicero nicht Unrecht, wenn er im Orator, Capitel 66, sagt: e quatuor igitur quasi hexametrorum versuum quod sit, constat fere plena comprehensio. Quinctilian

erlaubt für die Periode überhaupt nur vier Kola oder Glieder. In seinen Instit. orat. IX, 4, 124 schreibt er: habet periodus membra minimum duo. Medius numerus videtur quatuor: sed recipit frequenter et plura. Modus ei a Cicerone aut quatuor senariis versibus, aut ipsius spiritus modo terminatur.

§. 3.

Die Eigenschaften einer guten Periode sind nach Adelung 1) logische Richtigkeit; 2) präciser Ausdruck des richtig Gedachten; 3) Klarheit in allen einzelnen Theilen; 4) leichte und lichtvolle Verbindung dieser Theile; 5) Vermeidung des Anhäufens untergeordneter Sätze; 6) geschickter Anfang und Schluß; 7) Wohlklang; 8) Ründe.

*) Jede Periode ist einem Organismus zu vergleichen, dessen Glieder oder einzelne Organe sich passend zusammenschicken und zusammenfügen müssen, damit keine Mißgeburt zum Vorschein kommen möge. Was daher die fünfte Eigenschaft einer guten Periode betrifft, so ist sie dem Menschen zu vergleichen, der z. B. seine Finger in gehörtiger Anzahl, und nicht an der einen Hand sechs oder sieben Finger hat. Adelung gibt folgendes Beyspiel einer in dieser Hinsicht fehlerhaften Periode: „Diese Ueberredungskraft — erfordert eine Gefälligkeit, die von den Sittenlehrern Schmeicheley genannt wird, — kurz, diejenige Gefälligkeit, ohne welche es vielleicht möglich ist, die Hochachtung, aber niemals die Liebe der Menschen zu erlangen; weil wir nur diejenigen lieben können, die uns ähnlich sind, die unsern Geschmack haben, oder zu haben scheinen, und so eifrig sind, unser Vergnügen zu befördern, daß sie hierin die Aspasia von Milet zum Muster nehmen;

welche sich bis ans Ende in der Gunst des Perikles erhielt, indem sie in demjenigen Alter, worin man die Seele der Damen zu lieben pflegt, sich in die Gränzen der platonischen Liebe zurück zog, und die Rolle des Körpers durch andere spielen ließ." Wahrscheinlich ist diese Stelle aus Wieland genommen, aber troß der tadelhaften Anhäufung ihrer untergeordneten Säße bleibt sie immer besser als eine eben so lange Periode des Canzleystyls.

Was die andern Eigenschaften der guten Periode betrifft, so muß man den Anfängern im Styl gleichsam negativ dazu verhelfen, indem man ihnen nämlich durch die Correctur ihrer Arbeiten den Sinn dafür beybringt. Wem aber das Talent dazu versagt ist, dem kann man es nicht geben, denn eine gute Periode zeugt halb von mathematisch-philosophischer und halb von poetischer Meisterschaft. Auch hier bewährt es sich, daß Mathematik, Philosophie und poetische Studien vorzüglich den guten Stylisten bilden: Mathematik, in so fern sie den ruhigen, stäten und consequenten Gang des Denkens befördert; Philosophie, weil sie alle Dinge erfaßt, vergleicht, ordnet, und auf ihre Principien zurückführt; Poesie, weil sie Neues hervorbringt, der Betrachtung einen Schwung mittheilt, Alles gefällig einkleidet, und auf Wohlklang, Ründe, und passenden Vortrag sieht.

Wenn Herr Maas den Periodenbau in logischen, ästhetischen, und mechanischen abtheilt, so verräth dieses gar zu viel Vorliebe für den Kantianismus. (Man sehe dessen Rhetorik S. 78 u. ff. der 1sten Ausgabe). Die Form läßt sich von dem Inhalt nicht so abziehen, wie der Balg von dem Hasen, und ich glaube nicht, daß man behaupten kann: „Sofern ein ästhetischer Periodenbau nicht durch die Schönheit der ausgedrückten Vorstellungen, sondern bloß durch die Schönheit des Ausdrucks be-

stimmt wird, ist er mechanisch." Uebrigens gibt derselbe S. 89 folgende sehr gute Regeln: „Vor allen Dingen müssen die Theile einer Periode nicht so lang und nicht so gestellt seyn, daß die Klarheit der Gedanken erschwert oder gar verhindert wird. Dieses geschieht insbesondere sehr leicht, wenn man viele Zwischensätze, und unter diesen wieder Nebensätze von ihnen einschiebt, oder wenn man solche Zwischensätze einmengt, wodurch bey kategorischen Urtheilen die Prädicate von den Subjecten, bey hypothetischen die Folgen von den Gründen, bey disjunctiven die Trennungsglieder von einander, und bey Schlüssen die Schlußsätze von den Vordersätzen gar zu weit getrennt werden."

§. 4.

Die alten Rhetoriker theilen die Perioden meist nach ihren Gliedern ein, und sprechen von zweygliederigen, dreygliederigen, vier- und mehrgliederigen Perioden. Die neuern sehen dagegen mehr auf die logische Bedeutung oder den logischen Gehalt der Perioden, ob sich z. B. seine Glieder wie Grund und Folge, oder Bedingung und Bedingtes u. s. w. verhalten. Die Lehre der Logik von den verschiedenen Sätzen und Schlüssen liegt also dieser Eintheilung vorzüglich unter, und muß hier vorausgesetzt werden.

*) In Fülleborn's Rhetorik heißt es S. 45: „Der eigentliche Periode ist der sogenannte zusammengesetzte, wo zu einem Satze ein Beweis, eine Vergleichung, eine Einwendung, eine Bedingung, eine Zeitbestimmung, ein Verhältniß, ein Gegensatz, eine Bestimmung des Grades, ein verbundener Satz oder ein Theilungsbegriff hinzukommt.

Beweis, periodus causalis, da, weil, oder im zweyten Satze denn. Vergleichung, comparativa, gleichwie, so wie. Einwendung, concessiva, obgleich — so. Bedingung, conditionalis, wenn, so. Zeitbestimmung, consecutiva, als, da, nachdem, indem. Verhältniß, relativa, je — desto, so oft, wer — der (heißt auch circumscriptiva). Gegensatz, adversativa, wohl, zwar — dennoch. Erläuterung, explanativa, so sehr, so daß. Verbindung, copulativa, so wohl — als auch, nicht nur — sondern auch. Trennung, Theilung, disjunctiva, entweder — oder." Manche dieser Definitionen nebst ihren Beyspielen möchten sich wohl nicht ganz rechtfertigen lassen, und daher wollen wir lieber die verschiedenen Perioden nach Weissenborn classificiren, sie aber mit neuen Beyspielen versehen:

1) Periodus causalis ist diejenige Periode, in welcher ein Satz der Grund des andern Satzes ist.

Z. B. Wir sind unsterblich, weil das Erdenleben unser höchster Zweck nicht seyn kann.

2) Periodus consecutiva. Diese entsteht, wenn die Glieder derselben Zeitfolgen angeben.

Z. B. Als das heitere Leben der alten Fabel verschwunden, und erloschen waren die Sterne des Occidents; da blickte man sehnsuchtsvoll im Orient nach neuen Gestirnen. Peterson. (Der deutsche Nachsatz hat bey Zeitfolgen nie so, sondern nur bey Folgerungen aus einem Grund.)

3) Periodus conditionalis ist eine Bedingungsperiode.

Z. B. Wenn es ein System der Moral gibt, so muß es auch ein System des Naturrechts geben.

4) Die Periodus adversativa enthält Gegensätze.

Z. B. Und wenn dich auch alle verlassen, so verlasse ich dich doch nicht.

5) P. concessiva. Hier räumt das eine Glied etwas ein.

Z. B. „Wenn indeß in Afrika Ein Erdstoß sechshundert Städte auf einmal vergrub: so ist dieses doch nur zusammengerückter Tod und Winter, wie der Frühling ein zusammengerücktes Leben, und eine Klage klänge wie eine darüber, daß in jeder Minute auf unserer Kugel über sechzig Menschen sterben." Jean Paul; oder Hiob 20, 6: Wenn gleich seine Höhe in den Himmel reichet und sein Haupt an die Wolken rühret, so wird er doch zuletzt umkommen.

6) In der P. exclusiva werden gewisse Sachen ausgeschlossen.

Z. B. Ich rede hier nicht von jener prahlerischen Philosophie, welche in Büchern so hochtrabend einhertritt, sondern bloß von jener bescheidenen Lebensweisheit u. s. w.

7) Die P. comparativa stellt Vergleiche an.

Z. B. Wie keine köstlichste Organisation durch sich das Körperreich, so kann kein Mensch durch sich die Menschheit erschöpfen und vertreten; jeder ist ihr Theil und ihr Spiegel zugleich, keiner das Urbild des Spiegels; folglich — wie im rechten Kunst-Dialog nicht Ein Sprecher, sondern alle zusammengenommen die Wahrheit haben und geben, so gibt in der Dichtkunst nicht ein Charakter das Höchste und Ganze, sondern jeder und selber der schlimmste hilft geben.

8) P. explanativa. Hier erklärt ein Glied der Periode das andere. So sagt Fichte S. 364 seiner Moral: „Es ist, wo es besondere Stände gibt, absolute Pflicht eines jeden Individuums, seinen Stand zu haben, d. h. auf eine besondere Art den Vernunftzweck zu befördern." Oder Jean Paul: „Wie könnt ihr in den runden Todtentanz des umkehrenden Untersinkens menschlicher Schöpfungen,

d. h. der Staaten, die göttlichen hineinziehen, die Völker selber, in welchen nichts anders umkehrt, als eben anders, welche auf unverwelklichem Stamme frische lebensgrüne Zweige den abgehauenen nachtreiben?"

9) P. distributiva. Hier häufen sich die Glieder der Periode, entweder als Tautologien, oder aus sonstiger Sinnverwandtschaft, und zwar auf folgende Art:

a) P. distributivo-copulativa, wenn man in dem einen Glied die Sätze durch und, auch, überdieß, ferner, hiernächst ꝛc. häuft. Z. B. Es zählt ja das arme lebendige Räupchen neben dir mit seinen Ahnen bis zu Adam weit hinauf, und seine Voreltern wurden, ungeachtet aller Sündfluthen und Jahreszeiten, dennoch seine Voreltern, und das dießjährige Laub grünte für das Räupchen! Jean Paul.

b) P. distributivo disjunctiva ist dasselbe, nur steht für und entweder — oder, z. B. Entweder um dem siegenden Cäsar in der allgemeinen Meynung zu schaden, oder aus Stolz, um als politischer Märtyrer zu glänzen, oder aus Grundsätzen des Stoicismus, welcher den Selbstmord erlaubte, wenn das Böse im Leben über das Gute obsiegte, entleibte sich Cato.

c) P. distributivo-concessiva, wenn mehrere, etwas einräumende Sätze in einer Periode vorkommen: z. B. Cicero pro Milone I. Etsi vereor, Judices, ne turpe sit, pro fortissimo viro dicere incipientem timere; minimeque deceat, cum T. Annius Milo ipse magis te Reipublicae salute, quam de sua perturbetur, me ad eius caussam parem animi magnitudinem afferre non posse, tamen haec novi judicii forma terret oculos et caet. — Oder Jean Paul; So ungeheuer weit die Ichsucht

die europäische Erde überstrickt, und so kurz die Liebes-Zeit der Jugend, und so enge die Liebes-Stätte der Familie ist, und so selten ein liebendes Genius-Herz (ein Herzen-Herz): so reicht doch die wenige Liebe, welche am starren Zeitalter noch wärmt, zum Aufthauen und Bewegen desselben hin; und eine kleine Wärme schmilzt aus den Gletschern befruchtende Flüsse, wie etwa in gewissen Gesundbrunnen *) die warmen Quellen in die einfrierenden Bäche fortfließen, und sie zum Treiben der Wogen und Mühlen erwärmen. Jean Paul.

*) Wißbaden.

d) P. distributivo-adversativa, indem mehrere Gegensätze oder Einwendungen in einer Periode stehen. Z. B. Der lange peloponnesische Krieg machte keine Sparter, aber wohl Lykurg; große Völker entstehen nur an großen Menschen; und eine große Idee, eine Gesetzgebung entwickelt die Völker ganz höher als ein Schlachten-Jahr; und Preußens Monarchie wurde nicht von, oder in, sondern hinter dem kurzen Kriege und trotz demselben von dem langen Frieden gebildet. Jean Paul.

e) P. distributivo-exclusiva, wenn mehrere ausschließende Sätze in einer Periode vorkommen. Z. B. Wir meynen hiermit nicht diejenigen, welche immer vom Vaterland reden, aber nichts für dasselbe thun; auch nicht diejenigen, die vom Staate bloß die Sicherstellung ihrer Selbstsucht erwarten: sondern bloß jene wackern Bürger, u. s. w.

f) P. distributivo-comparativa, wenn mehrere Vergleiche in einem und demselben Perioden befindlich sind. Z. B. Der Tempel gleicht der Blüthe — wie in jenem der heilige Geist der Religion herab sich in das Herz des Glaubigen senkt, so tritt in dieser das Licht in die Pflanze ein, um

mit ihr sich zu begatten; wie in jenem die Gefühle sich heben, um mit Gott in Berührung zu treten, so deutet in dieser das Aufwärtsrichten der Fäden das Verlangen der Pflanze nach dem Licht an; wie in jenem das Gemüth des Glaubigen von den Ausflüssen des Ewigen befruchtet wird, so feiert in dieser die Pflanze ihre Vermählung mit dem Licht. Petersohn's Construction des Wissens.

g) P. distributivo-causalis ist diejenige Periode, welche mehrere, Gründe enthaltende Sätze hat. Z. B. Da die schützenden Genien gerade oft dann einschlummern, wenn die Stürme des Verhängnisses über die Menschheit hereinbrechen, welche sowohl Blüthen verwehen, als Stämme entwurzeln, und da alles Ringen der Hände alsdann vergeblich ist, wenn wüthende Unmenschen Gottes Geißel zu schwingen sich anmaßen dürfen, so will ich jene zarte Tugend nicht tadeln, welche dann freywillig über das Grab hinüber zur Ewigkeit schreitet.

h) P. distributivo-conditionalis, wenn mehrere Bedingungen angeführt werden. Z. B. Wenn uns die ganze Geschichte erzählt, daß die Menschen leichter und länger in ganzen Schaaren und Schwärmen sich beflecken, als sich heiligen; wenn Krieg, Seeräuberey, Knechtschaft, Partheiwuth tausend Herzen auf einmal und auf lange besetzen, indeß die Tugenden wie Engel nur Einzelne begleiten: so hätten die Heere des Teufels längst die zerstreueten Engel und das Glück der Erde überwältigt und eingeschattet, wenn nicht ein unbekannter, Welttheile, Zeiten und Völker ordnender Geist dazwischen wehte, welcher bisher gerade umgekehrt ein wachsendes Heil aus dem weiten Unheil entwickelte. Jean Paul.

10) Periodus comparativo-adversativa. Hier

kommen Vergleiche und Gegensätze vor. So vergleicht Jean Paul die Fürsten mit Kaufleuten, macht aber dabey die Einwendung, daß es solche Kaufleute nicht im Original, sondern bloß in der Copie gebe, indem er sagt: „Wenn viele Fürsten Kaufleute sind, welche fort handeln und fort speculiren ohne allen gedruckten Wechselcours, ohne Nachrichten von ein- und ausgelaufenen und gekaperten Schiffen, und ohne Zeitungen von Krieg und Frieden: so gibt's solche Kaufleute und Urbilder gar nicht, sondern bloß die Nachbilder, die Fürsten." Ein frostigeres Beyspiel enthält ein altes Compendium: „Wohl glänzt die Tugend wie die Sonne; aber so wie die Sonne nicht fleckenlos ist, so ist auch keine Tugend ohne Makel."

11) P. comparativo-concessiva ist eine vergleichend-einräumende Periode. So schreibt Cicero an seinen Sohn im Anfang seiner Moral: Ob du gleich, lieber Sohn, in der Philosophie schon viele Kenntnisse erworben haben wirst, da du zu Athen bey dem Cratippus schon ein Jahr lang Philosophie studirst 2c. so glaube ich doch, daß du neben den griechischen Studien die lateinischen nicht vernachlässigen darfst, so wie ich mich auch zum Behuf der Redekunst und Philosophie immer dieser beyden Studien beflissen habe, denn nur auf diese Art wirst du in beyden Sprachen mit Gewandheit auftreten können.

12) P. explanativo-adversativo-conditionalis ist diejenige bedingte Periode, die erklärende und entgegenstehende Sätze oder Glieder hat. Z. B. Wenn wir die ächten Nachkommen der alten Deutschen, d. h. jener Nation waren, welche von den Römern öfters bekriegt, als ganz besiegt wurde, so konnten wir zwar ebenfalls von den Franzosen öfters bekriegt und besiegt, aber nie ganz unterjocht und zu Sclaven gemacht werden.

§. 5.

Obgleich man noch mehr Arten von Perioden hat, als diese angegebenen, so wird diese Liste derselben doch schon hinreichend seyn, um einem Anfänger einigen Begriff von dem Periodenbau, zu verschaffen, worauf er sich denn durch Studium guter deutscher Schriftsteller (besonders eines Goethe, Tieck und Jean Paul) noch weiter bilden und vervollkommnen wird. Das Studium der griechischen und römischen Prosaiker aber wird ihm erst zur Meisterschaft in diesem Theile des Styls verhelfen.

*) Doch muß bemerkt werden, daß der oft zu langweilige Periodenbau der Alten, auch manche andere Eigenheit desselben für uns Neuere nicht anwendbar ist, weil wir einen viel ungeduldigern, raschern Charakter haben. Gar zu wörtliche Uebersetzungen der griechischen Prosaiker können daher die Jugend zu manchem Fehlgriff veranlassen oder gar aufmuntern.

§. 6.

Auch eine Rede, Geschichte, oder sonst ein schriftliches Werk kann einem Organismus verglichen werden, dessen Theile gut zum Ganzen berechnet seyn müssen. Die Stylart bestimmt daher auch die Perioden. In einer feyerlichen Rede würden sich z. B. lauter kurze Perioden sehr schlecht ausnehmen. Es hat also der innere Gehalt auch seinen Einfluß auf das Aeußere, und die zusammengesetzten langen Perioden passen vor-

züglich da hin, wo der Inhalt viel äußern Schmuck begehrt. Im Allgemeinen kann man bloß so viel als Regel aufstellen, daß die gute Schreibart überhaupt auch in einem wohlberechneten Wechsel der verschiedenen Arten von Perioden, besonders der kurzen und langen, besteht, indem dadurch die Einförmigkeit vermieden und die Lebhaftigkeit befördert wird.

*) Folgende Stelle aus Jean Paul's Museum S. 83 mag ein Beyspiel eines guten harmonischen Periodenbaues seyn, in welchem mancherley rednerische Lebhaftigkeit liegt:

„Wenn uns der irdische Magnetismus das erhebende Schauspiel von Seelen-Vereinen bloß durch ätherische Körper-Vereine gibt, wenn z. B. (nach Wienholt) zwey Hellseherinnen hohen Standes sich und eine dritte, ihnen sonst gleichgültig aus niedrigem, innigst lieben, und Schlummer und Rede theilen; wenn Arzt, Kranke und ferne Mitkranke Ein liebender Aether-Kreis einschließt, und sie alle nur mit einer gemeinschaftlichen Seelenhülle empfinden und lieben, so dürfen wir wohl furchtsam-kühn ahnen, wenn auch nicht schließen, daß hinter unserem schroffen Leben, das uns so hart und weit aus einander hält, und oft uns nur zu Wechsel-Zerstückung einander nahe bringt, daß, sag' ich, künftig jenes unbegreiflich ätherische Medium, welches hier einige zu einem höhern Lieben und Freuen verknüpft, und eben so gut tausende zugleich eben so verschwistern könnte, vielleicht als Eine Aetherhülle, als Ein Welt-Körper oder Welt-Leib eine aus tausend Seelen zusammengefloßne Welt-Seele umschließen und tragen könne. — Freilich fliegen solche Ahnungen der zweiten Welt kühn und hoch; aber warum sollen sie es nicht, da schon in dieser der Magnetismus so viele kühne überflog?

Nur fragt nicht, wie der Uebergang des Sterbenden aus dem Magnetismus geschehe in die zweite Welt? Denn es ist kein Uebergang, sondern ein Sprung, so wie im hiesigen Leben auf Schlaf und Traum das Erwachen unvermittelt und in einem Nu, wie durch eine losgelassene Springfeder eintritt. Man vergißt es überhaupt zu oft, daß die Natur im Körperlichen und im Geistigen Alles zwar nach einem Gesetze der Stätigkeit entwickele und f o r t s e t z e, aber vorher alles nach einem Gesetze der Unterbrechung oder des Sprungs a n f a n g e; so bey dem Beleben, Erblühen, Verscheiden.

Wir kennen nur die lebende Welt, nicht die sterbende; diese hat keine Zeit, uns sich aufzudecken; mit welchen neuen fremden, uns verhüllten Erfahrungen mag in der allerletzten stummen Stunde eine sterbende Menschenwelt nach der andern sprachlos hinüber gezogen seyn!

Wir sehen nur die Abendröthe ihres Verscheidens, aber sie, die in der Abendröthe selber ist, kennet die Sonne, welche in sie scheint. — Das ganze Erdenleben umringen wahrscheinlich zahllose hohe Wesen und Wirkungen — denn das Weltganze und Geisterall wirkt auf jedes Theilchen und Geisterchen — von welchen wir Endliche nichts vernehmen, als bis der hiesige Leib mit seinen Adern- und Nerven-Strömen, und seinem ganzen Sinnen-Brausen auf einmal still geworden, und aufgehört. Denkt euch auf ein halbes Jahrhundert unten an die Felsen des Rheinfalls gekettet; ihr hört dann nicht unter dem Wassersturm die sprechende Seele neben euch, nicht die Gesänge des fliegenden Frühlings im Himmel und keinen Westwind in den Blüten: auf einmal verstumme der Sturm; wie wird euch seyn? — Wie uns allen künftig. Denn wir sind jetzo fest gebundene Anwohner der irdischen Katarakte, die ohne Unterlaß über die Erde hin donnern, und unter welchen

wir einander nicht verstehen; plötzlich aber steht und erstarrt der Wasserfall zu stillem Todten-Eis: so hören wir auf einmal uns einander ansprechen, und wir hören den leisen Zephyr und die Gesänge in den Gipfeln und in dem Himmelblau, welche bisher ein ganzes Leben hindurch ungehört um uns verklungen.

So möge denn Jedem von uns unter dem Verrauschen und Gefrieren der Erdenwasser in der hohen Sterb-Stille der Himmel zu tönen anfangen mit den Gesängen und Lauten des ewigen Frühlings, und das Herz mög' uns nur an der letzten und schönsten Freude brechen!

Fünfter Abschnitt.

Von den Figuren als Verschönerungen der Perioden.

§. 1.

Es gibt auch eine Art Figuren, welche Redefiguren im besondern Sinn heißen, und alle jene Verschönerungen sind, deren die Rede noch außer den Tropen fähig ist, und die gleichfalls zur Belebung des Vortrags viel beytragen. Nach der alten Weise werden sie in zwey Hauptklassen, in Wort- und Sachfiguren eingetheilt; indessen ist diese Eintheilung, wie alle logischen Divisionen, nicht unumstößlich richtig, daher wir sie ohne alle Classification hier nach einander aufführen wollen.

*) Wenn wir uns hier häufig lateinischer Beyspiele bedienen, so geschieht es deßwegen, weil sie meist bündiger und kerniger sind als diejenigen, die Adelung aufstellt. Das kommt freilich auch daher, weil die Alten überhaupt bessere Muster des Vor-

trags sind, als wir. Uebrigens ist gewiß bey denen, die sich der Redekunst vorzüglich widmen wollen, so viel Latein vorauszusetzen, daß sie diese Beyspiele verstehen werden. Auch veralten deutsche Beyspiele leicht, wie man bey Adelung sieht: die lateinischen bleiben dagegen immer jung und frisch.

§. 2.

Alliteratio heißt diejenige Figur, welche mehrern Wörtern einerley Anfangs-Buchstaben oder Sylben gibt. Adelung führt als Beyspiel das bekannte O Tite, tute,. Tati, tibi tanta Tyranne, tulisti von Ennius an. Diomedes hat einen andern Vers der Art:

„Machina multa minax minitatur maxima muris.“

Ein Kirchenlied beginnt:

„O du, der du die Tugend liebst.“

Indessen räth schon der Auctor ad Herennium den Rednern von dem Gebrauch dieser Figur ab, gerade wie wir jedem abrathen würden, die Alliterationen englischer und deutscher Humoristiker nachzuahmen, z. B. wenn im Wirthshause jeder Artikel bezankt und bezahlt worden ist. Donatus nennt diese Figur Paromoeon.

*) G. J. Vossius in den Commentariis Rhetoricis läßt Alliteratio, Annominatio und Paronomasia eins seyn, und bringt das Bekannte pannis annisque obsitum aus Ter. Eun. als Beyspiel mit an. Auch gedenkt er der Figur Homoeocatalecton, wozu das bekannte Sterbelied Hadrians ein Beyspiel ist:

Animula, vagula, blandula,

Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, rigida, nudula,
Nec ut soles dabis joca.

Außerdem gedenkt er noch einer ähnlichen Spielerey, Parechesis genannt (z. B. Perire me malis malim modis Plaut. Bacch. III, 3), räth aber auch dem Redner und Historiker davon wie von dem Homoeocatalecton ab.

§. 3.

Die Annominatio verbindet Wörter gleichen Stammes mit einander. So sagt Klopstock im sechsten Gesang des Messias:

— Laß den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder,
Laß mich mit dir, du Heiligster, sterben. *)

Adelung tadelt dieses Beyspiel ohne Grund, denn es liegt etwas Inniges in diesen Ausdrücken, welche auch wohl einem Redner anstehen dürften.

*) Die Alten haben diese Figur oft sehr übertrieben, besonders Plautus, der im Prolog des Amphitryo den Merkur sagen läßt:

Justam rem et facilem esse oratam a vobis volo.
Nam juste ab justis justus sum orator datus
Nam injusta ab justis impetrari non decet.
Justa autem ab injustis petere insipientia est.

Diese Figur heißt auch Paregmenon.

§. 4.

Anaphora heißt die Wiederholung des Anfangs-

wortes oder der Anfangsworte in etlichen auf einander folgenden Sätzen. So heißt es im Lied der schwarzen Jäger von Körner:

„Ins Feld, ins Feld! die Rachegeister mahnen.
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
Ins Feld, ins Feld! Hoch flattern unsre Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg."

§. 5.

Epiphora nennt man die Figur, welche mehrern Sätzen einerley Schluß gibt. So sagt Klopstock (freilich sehr gezwungen):

Eine getreue leutselige Zähre, die seh' ich noch immer,
Netzte sein Antlitz, ich küßte sie auf, die seh' ich noch immer.

Indessen muß der Prosaiker mit dieser Figur behutsam umgehen, weil sie etwas spielend ist, damit nicht etwa eine Epiphora wie in jenem Predigtthema von dem armen Lazarus zum Vorschein kommt, „wie er viel gelitten, ritterlich gestritten, und fröhlich in den Himmel geritten." Bey Virgil. Eclog. X, 75 steht folgende Epiphora:

Surgamus: solet esse gravis cantantibus umbra;
Juniperi gravis umbra; nocent et frugibus umbrae.

*) Diese Figur heißt auch Epistrophe, Anastrophe, Antistrophe und Conversio. Ist Anaphora und Epiphora beysammen, so heißt die Figur Symploce. Ein Beyspiel hat der Auctor ad He-

rennium IV, 14. Qui sunt, qui foedera saepe ruperunt? Carthaginienses. Qui sunt, qui crudele bellum in Italia gesserunt? Carthaginienses. Qui sunt, qui Italiam deformaverunt? Carthaginienses et caet.

§. 6.

Die Epizeuxis wiederholt ein Wort mehrmals hinter einander, z. B. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehren voll. Jes. 6, 3. Oder: „Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!" Goethe.

*) Ein eigenes Beyspiel der Epizeuxis findet sich Ovid. Metam. II, 702—705 in den Worten sub illis montibus und me mihi prodis.

§. 7.

Die Anadiplosis macht das oder die Schluß-Worte einer Periode zum Anfangswort oder zu Anfangswörtern der nächsten Periode; so ist z. B. Körner's Gebet während der Schlacht in Anadiplosen durchgeführt, denn es heißt:

1. Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

2. Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

3. Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,

Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

4. Vater du, segne mich! u. s. w.

Bey den alten Rhetorikern gilt oft die Epizeuxis schon für eine Anadiplosis, z. B. Virgil. Eclog. VI, 20. 21 und VIII, 55. 56.

§. 8.

Die Epanalepsis wiederholt das Anfangswort eines Satzes entweder am Schlusse desselben, oder doch am Schlusse der Rede, z. B. „Halleluja, lobet den Herrn in seinem Heiligthume ꝛc. Alles was Odem hat, lobe den Herrn, Hallelujah." Psalm 150. Ovid. Fastor. II, 235 sagt:

Una dies Fabios ad bellum miserat omnes,
Ad bellum missos perdidit una dies.

Auch ist folgendes Distichon bekannt:

Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora nostra.
Conservant eadem, balnea, vina, Venus.

§. 9.

Epanodos ist nach Gottsched diejenige Figur, welche zwey oder mehrere Wörter hinter einander wiederholt, und zwar nach beliebiger Ordnung, z. B. Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret, die Blume verwelket ꝛc. Jes. 40. Auch G. J. Vossius ist dieser Meynung, und gibt unter andern folgendes Beyspiel aus Ovid. Met. IV, 711. 712.

— — Ut in aequore summo
Umbra viri visa est, visam fera saevit in umbram.

Und aus Virgil. Eclog. VIII, 49. 50:

Crudelis magis mater an puer improbus ille?
Improbus ille puer, crudelis tu quoque mater.

Andere Rhetoriker z. B. Heineccius, sehen in dieser Figur bloß eine witzige Umdrehung der Sätze durch einerley Wörter, z. B. qui gratiam refert, habet, et qui habet, refert. Cic. pro Planc. 28. Oder Quam (provinciam) pauper divitem ingressus, dives pauperem reliquit. Vell. II, 117, 2. edit. Ruhnk. de Varo. Oder wie Jean Paul sagt: Bekanntlich werden im Alter die Gefäße Knochen, und die Knochen Knorpel, und es kommt so lange Erde in den Körper bis der Körper in die Erde kommt.

Wenn die Wiederholung der Wörter unabsichtlich ist, so heißt die Figur Tautotes. Wird ein Wort in verschiedenen Beugefällen (casibus) wiederholt, so heißt die Figur Polyptoton, davon Ovid. Metam. XV, 88. 90. ein Beyspiel aufstellt, und Virgil. Aen. 4, 628.

§. 10.

Eine für den Redner und Stylisten sehr merkwürdige Figur ist die Antithese, indem hier der Witz ein sehr weites Feld hat, sich in mancherley Formen zu zeigen, weil es nämlich eine Menge verschiedener Arten von Antithesen gibt.

Zuerst ist zu bemerken, daß die Rhetoriker schon zwischen der Antithese und dem Antitheton einen Unterschied machen. Adelung sagt: „Das Antitheton oder der Contrast stellet zwey Gegenstände so nebeneinander, daß sie in mehrern Beschaffenheiten entgegengesetzt erscheinen, um einen durch den andern zu heben und anschaulicher zu machen. So sagt z. B. Ewald:

Du schläfst auf weichem Bette, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See, u. s. w.

Die Antithese aber, oder der Gegensatz entstehet, wenn verschieden lautende Namen entgegen stehender Begriffe in einem gemeinschaftlichen Gesichtspuncte vereinigt werden, da denn die bemerkte Aehnlichkeit und Verschiedenheit, und die glückliche Verbindung beyder dem Witze und Scharfsinne Vergnügen erwecken. So sagt z. B. Lessing:

O Mensch, wo bist du her?
Zu schlecht für einen Gott, zu gut fürs Ungefähr.

Oder Haller:

Mach deinen Raupenstand und eine Hand voll Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit."

Gerh. Joh. Vossius erklärt dagegen, eine Antithese entstehe, wenn zweyen Dingen entgegengesetzte Epitheta gegeben würden; das Antitheton aber bestehe in der Entgegen-

setzung entgegengesetzter Dinge. Von der erstern führt er als Beyspiel den novus error veterum locorum aus Aen. III, 181. an, und von der zweyten Cicero's Behauptung in der Rede pro Muraena: Odit populus Romanus privatam luxuriam: publicam magnificentiam amat.

Die Rhetoriker führen folgende verschiedene Arten von Antithesen und Antitheten auf.

a) Die Paronomasia. Sie besteht darin, daß ziemlich ähnlich klingende Wörter einander entgegengesetzt werden, z. B. Inceptio hoc est amentium non amantium. — Tibi parata erunt verba, huic homini verbera. Ter. Fülleborn's Rhetorik ist anderer Meynung, und sagt: „Zu dieser Figur (Antithese) gehört auch das Wortspiel, wenn zwey verschiedene Bedeutungen eines Wortes einander entgegengesetzt und doch verbunden werden (Paronomasia). Haller: Er stirbt und stirbt doch nie. (Kästner in seinen Epigrammen).“ Aber dieses Beyspiel könnte auch eine Ploce seyn. — Man sieht so viel, daß die Rhetoriker oft nicht wissen, was sie wollen.

b) Die Antanaclasis und Ploce sind Wortspiele. Die Rhetoriker geben zwar jeder dieser Figuren eine besondere Definition, aber die Beyspiele zeigen, daß wenig oder gar kein Unterschied obwaltet. Adelung stellt von der Antanaclasis folgendes Beyspiel auf: „Der Erfinder des

Schachspiels war so gefällig, wie ein Weidenschößling, und spielte gern mit den Damen und auf der Dame. Goethe." Von der Ploce aber dieses: „Wenn die Stimme des Jammers die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst nicht ruhen kann, und den Himmel in seinem Himmel vermißt. Engel." Was ist nun da für ein Unterschied? Beyspiele aus den Alten wären etwa: idem ego isthuc, cum credebam, credidi. Plautus; wo credere das erstemal borgen, und das zweytemal glauben heißt; oder jener bekannte Spruch der Aeneis II, 354: Una salus victis, nullam sperare salutem.

c) Die Antimetabole oder Antimetathesis oder Commutatio ist ein Gegensatz durch Versetzung der schon gebrauchten Worte, z. B. er sah, was er glaubte, anstatt daß andere glauben, was sie sehen. Oder wie Cicero sagt de Legg. III, 1, 2: Vereque dici potest, magistratum esse legem loquentem; legem autem mutum magistratum.

d) Oxymoron bedeutet eigentlich einen Gedanken, der anfangs dumm und albern erscheint, aber bey näherer Betrachtung voll Witz ist. Vossius hat folgende Beyspiele von dieser Figur: Insanientis dum sapientiae consultus erro. Hor. Odar. I, 34. Cum tacent, clamant. Cicer. Catilin. I. Ut cum ratione in-

sanias. Ter. Eun. I, 1. Tu pol, si sapis, quod scis, nescis. Ter. Eun. IV, 4. Kenner des Lateinischen werden wohl beurtheilen können, ob diese Beyspiele wirklich Oxymora sind.

*) Unter unsern neuern Schriftstellern glücken die Antithesen niemanden mehr als Jean Paul, wiewohl er mit unter zu viel Spiel damit treibt. Einige Beyspiele von ihm werden wohl hier an ihrem Platze stehen: „Kritiker und Hunde wittern nicht Rosen und Stinkblumen, sondern Freunde und Feinde." — „Die Vaterlandsliebe des Bürgers trägt oft nur taube Blüthen, die des Fürsten immer Früchte; jener opfert und kämpft oft nur einsam und ohne Lohn, dieser immer in Gesellschaft und für Siegesbogen." — „Die meisten sittlichen Ideale der Dichter sind Weiber, weil sie, weniger individuell als die Männer, den Gang der Sonne mehr wie eine Sonnenuhr und Sonnenblume still bezeichnen, als wie eine Thurmuhr und deren Thürmer laut anschlagen."

Zu glücklichen Antithesen gehört Geschick, und wer dieses nicht nicht hat, unterlasse sie. Daß sie auf der Kanzel nicht wohl an ihrem Platze seyn mögen, will ich übrigens dem Herrn Dr. Ammon gern glauben, der den Predigern folgenden Rath gibt.

„Man vermeide die witzigen Antithesen, den falschen Glanz (faux brillant, überhaupt das, was die Franzosen esprit nennen). So predigte Cohon, Bischoff zu Nismes, am Magdalenentage über die Thränen dieser berühmten Sünderin, von welchen er behauptete, sie habe sich durch sie den Himmel geöffnet: elle avoit fait un chemin par eau, qu'on fait rarement par terre. So verglich der Missionär Brydaine in einer Predigt über die Strafen der Verdammten die Beharrlichkeit der Höllenpein mit dem Pendul einer

Uhr, welcher unaufhörlich schlägt: immer, nimmer, nimmer, immer; ein Verdammter erwacht fragend: wie viel Uhr ist es? Dumpf ertönt es: die Ewigkeit."

§. 11.

Durch die Exergasia macht man auf eine und eben dieselbe Sache sehr aufmerksam, indem man die Synonymen ungeheuer häuft. Diese Figur wird sehr leicht theatralisch, und wird daher meist auch nur spielend gebraucht. So schreibt die Frau von Sevigné an den Herrn von Coulanges: Je m'en vais vous mander la chose la plus étonnante, la plus surprenante, la plus merveilleuse, la plus miraculeuse, la plus triomphante, la plus étourdissante, la plus inouie, la plus singulière, la plus extraordinaire, la plus incroyable, la plus imprévue, — la plus éclatante, — enfin une chose u. s. w. So sagt Plautus Bacch. V, 1. quicunque ubique sunt, qui fuere, quique futuri sunt posthac stulti, stolidi, fatui, fungi, bacci, blenni, buccones, solus ego omnes longe anteeo stultitia et moribus indoctis. Und Cicero pro Milone: Veterem consuetudinem fori et pristinum morem judiciorum minime vident. Oder deum sic feriatum volumus cessatione torpere. de Natur. Deor. I, 36. Der Pleonasmus ist dieselbe Figur, wenn die Anhäufung der Synonymen unnöthig ist, z. B. hisce oculis vidi, Sostrata. Ter. Adelph. III, 2.

§. 12.

Die Ellipsis besteht darin, daß man in einem Satze nur die Hauptbegriffe angibt, und die Nebenbegriffe ausläßt, wie z. B. Cicero, als er sagte: o tempora, o mores! oder in der Rede gegen den Verres: hunccine hominem? hanccine impudentiam? hanccine audaciam? Eine ähnliche Ellipsis kommt vor Virgil. Eclog. III, 8. 9. Novimus et qui te etc. Adelung hat die Beyspiele:

Genug, o Jüngling, länger nicht!
Genug der Lieb' und Ruh!

Weiße.

Weg mit den Schmeicheleyn!
Für meinen Bruder nur, für ihn ein tröstlich Wort!

Ebenderselbe.

Er ertheilt aber weislich den Rath, durch diese Figur nicht unverständlich zu werden.

§. 13.

Läßt man die Conjunctionen zwischen den Gliedern einer Periode weg, so hat man die Figur Asyndeton; häuft man sie aber ohne Noth, so entsteht die Figur Polysyndeton. Die erste Figur gebraucht man, wenn man etwas einfach oder auch leidenschaftlich schildern will, z. B. wie Cäsar sagte: Veni, vidi, vici (ich kam, sah, siegte), oder wie Cicero von Catilina: abiit, excessit, erupit, evasit; die zweyte, wenn man alle Begriffe recht hervorheben will, wie z. B. Klop-

stock von einem Atheisten spricht, der auf dem Schlachtfelde stirbt:

— Er glaubt zu vergehen;
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Himmelan Blut. —

So sagt Cicero pro lege Manilia, 6: Asia vero tam opima est et fertilis, ut et ubertate agrorum, et varietate fructuum, et magnitudine pastionis et multitudine earum rerum, quae exportantur, facile omnibus terris antecellat.

§. 14.

Die Gradatio oder der Climax ist eine Steigerung der Begriffe; gehen sie wieder abwärts, so nennt man dieß Anticlimax. So gebraucht Satan im zweyten Gesang des Messias folgenden Klimax:

„Ja, auch euch, so die ewige Nacht im Abgrunde quälet,
Und in der Nacht ein strafendes Feuer, im Feuer Verzweiflung,
In der Verzweiflung Ich! euch will er vom Tode befreyen.“

§. 15.

Der Cumulus ist die Anhäufung oder Aufzählung der verschiedenen Begriffe oder Fälle, welche eine Aehnlichkeit mit einander haben, oder sonst zusammen ein Ganzes bilden, wenn z. B. der Apostel Paulus 2 Cor. 6, sagt: In allen Dingen

lasset uns beweisen, als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten u. s. w. Cicero's Rede pro lege Manilia, 10. enthält folgenden Cumulus: Quod denique belli genus esse potest, in quo illum non exercuerit fortuna Reipublicae? Civile, Africanum, Transalpinum, Hispaniense, mistum ex civitatibus atque ex bellicosissimis nationibus, servile, navale bellum, varia et diversa genera bellorum et hostium non solum gesta ab hoc uno sed etiam confecta. Die Distributio hingegen zergliedert der Deutlichkeit wegen eine Sache in alle ihre Theile. So löst Klopstock die Wunder Christi, die Blinden sehend und die Tauben hörend zu machen, sehr gut in folgende einzelne Theile auf:

Wenn durch ihn denn der Blinde sein Antlitz zur Sonne
Freudig erhebt, und mit sehenden Augen den leitenden Vater
Staunend anblickt; wenn Tauben das Ohr der Stimme des Menschen
Wieder sich öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt, und die Stimme der Braut, und die weinende Mutter,
Und das feyernde Chor und die Halleluja-Gesänge ꝛc.

§. 16.

Die Beschreibung (Descriptio) entwickelt ebenfalls das Mannigfaltige der Dinge oder Begeben-

heiten, und heißt Hypotyposis, wenn sie sehr mahlerisch ist. Es ist nämlich oft sehr nothwendig, daß ein Redner ꝛc. seinen Zuhörern den Gegenstand, von dem er spricht, recht ausführlich und mahlerisch beschreibt, damit sie sich ganz in ihn hineindenken oder ihn ganz erfassen. Gottsched führt von letzterer ein Beyspiel aus Hiob 39, 21 von dem Roß an. Vossius bringt Beyspiele aus Cicer. in Verrem V, 62, 161 und Philipp. II, 41 und aus Justin. V, 7 bey. Wir wollen an die Beschreibungen der Unterwelt bey Ovid, Virgil, Tibull und Andern erinnern, und bitten, sie mit der Beschreibung der Hölle in Miltons verlornem Paradies zu vergleichen. Auch Ossian ist ein Meister in der Beschreibung. So sagt er z. B. „Ich habe die Mauern von Balklutha gesehen, aber sie waren verödet, die Flammen hatten in den Sälen gewüthet, und des Volkes Stimme wurde nicht mehr gehört. Die Distel schüttelte daselbst ihr einsames Haupt, das Moos flüsterte in den Wind, der Fuchs sah aus den Fenstern hervor, und das Unkraut des Gemäuers flatterte um seinen Kopf.“ Die Verödung kann wohl nicht treffender geschildert werden.

Berühmt ist die Stelle in der Rede des Demosthenes für seine Ehren-Krone, Reiske I, S. 284, 20, wo er den Eindruck beschreibt, den die Wegnahme von Elatea in Athen machte:

„Es war Abend, als ein Bote zu den Prytanen kam und meldete, Elatea sey eingenommen. Als sich diese Nachricht verbreitete, sprangen Einige vom Tisch auf, ließen ihre Abendmahlzeit stehen, jagten die Verkäufer auf dem Markt aus ihren Buden und steckten diese in den Brand (um schnell Platz zur Volksversammlung zu machen); Andere schickten nach den Strategen (Kriegsministern), und Andere verlangten den Stadttrompeter (um die Gemeine zusammenzublasen): kurz, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr."

Im Griechischen lautet die Stelle kürzer und schöner:

ἑσπέρα μὲν γὰρ ἦν. ἧκε δ᾽ἀγγέλλων τὶς εἰς τοὺς πρυτάνεις, ὡς Ἐλάτεια κατείληπται. καὶ μεταταῦτα οἱ μὲν, εὐθὺς ἐξαναςάντες μεταξὺ δειπνοῦντες, τούς τ᾽ ἐκ τῶν σκηνῶν τῶν κατὰ τὴν ἀγορὰν ἐξεῖργον, καὶ τὰ γέῤῥα ἐνεπίμπρασαν. οἱ δὲ τοὺς ςρατηγοὺς μετεπέμποντο, καὶ τὸν σαλπιγκτὴν ἐκάλουν· καὶ θορύβȣ πλήρης ἦν ἡ πόλις.

Die Umschreibung oder Periphrasis wird meistens gebraucht, wenn wir eine Sache bey ihrem rechten Namen nicht zu nennen wissen, oder nicht gern nennen wollen. — Die alten Dichter benutzten diese Figur häufig, um ihren Styl dichterisch zu machen, und gebrauchten z. B. odora vis canum, trabeali cura Quirini, Simum pecus Nerei, fruges salsas und andere Umschreibungen

für Spürhunde, König Quirinus, Delphin, Salzschrot u. s. w., was aber dem Redner wohl nicht immer geziemt.

§. 17.

Die Praeteritio ist diejenige Figur, welche sich den Schein gibt, als wolle sie von einer oder mehrern Sachen nichts sagen, und sie dennoch namentlich durchgeht. So sagt der Apostel Hebr. II, 32. Und was soll ich mehr sagen? Die Zeit würde mir zu kurz, wenn ich sollte erzählen von Gideon und Barack und Samson und Jephtah u. s. w. Cicero pro lege Manilia 16 spricht: Itaque non sum praedicaturus, Quirites, quantas ille res domi militiaeque, terra marique, quantaque felicitate gesserit: ut ejus semper voluntatibus non modo cives assenserint, socii obtemperarint, hostes obedierint, sed etiam venti tempestatesque obsecundarint. Hoc brevissime dicam etcet. (Es ist die Rede von Pompejus).

Die Suspensio läßt den Zuhörer eine Zeit lang ungewiß, was der Redner meynt. Dieser fängt von den Eigenschaften einer gewissen Sache oder eines gewissen Menschen an zu sprechen, läßt den Zuhörer in Ungewißheit, was es für eine Sache oder ein Mensch ist, beschreibt immer zu, und steigert die Erwartung so lange, bis er sie endlich befriedigen muß.

In der Art Oratoire des Herrn Prof. Daulnoy ist folgendes Beyspiel der Suspension aus dem

Eingang von Flechier's Lobrede auf den Marschall Turenne angegeben:

Cet homme, qui portoit la gloire de sa nation jusqu'aux extrémités de la terre; qui couvroit son camp du bouclier, et forçoit celui des ennemis avec l'épée; qui donnoit à des rois ligués contre lui des déplaisirs mortels, et rejouissoit Jacob par ses vertus et par ses exploits, dont la mémoire doit être éternelle.

Cet homme, qui défendoit les villes de Juda, qui domptoit l'orgueil des enfants d'Ammon et d'Esaii, qui revenoit chargé de dépouilles de Samarie, après avoir brûlé sur leurs propres autels les Dieux des nations étrangères; cet homme que Dieu avoit mis autour d'Israel, comme un mur d'airain, où se brisèrent tant de fois toutes les forçes de l'Asie, et qui, après avoir défait de nombreuses armées, déconcerté les plus fiers et les plus habiles généraux des rois de Syrie, venoit tous les ans, comme le moindre des Israélites, reparer avec ses mains triomphantes les ruines du sanctuaire, et ne voulait d'autre récompense des services, qu'il rendoit à sa patrie, que l'honneur, de l'avoir servie. Ce vaillant homme poussant enfin, avec un courage invincible, les ennemis qu'il avoit réduits à une fuite honteuse, reçut le coup mortel, et demeura comme enseveli dans son triomphe.

Ein Beyspiel einer guten Suspension findet sich bey Demosthenes in der dritten philippischen Rede.

„O, damals, Ihr Männer von Athen, damals erfüllte Aller Gemüth Etwas, das nun verschwunden ist, Etwas, das über Persiens Schätze siegte und Griechenlands Freyheit sicherte, und weder in Seeschlachten noch Landkämpfen unterlag. Nun es dahin ist, geht in Griechenland Alles zu Grund, und drunter und drüber. Und worin bestand es? Nicht in schlauen Ränken der Politik, sondern darin, daß Alle einen feurigen Haß gegen diejenigen hegten, welche sich von denen, die nach Griechenlands Oberherrschaft oder Verderben strebten, bestechen ließen.“

Im Griechischen lautet die Stelle so (Reiske I, 120):

ἦν τί τοτ᾽, ἦν, ὦ ἄνδρες ἀθηναῖοι, ἐν ταῖς τῶν πολλῶν διανοίαις, ὃ νῦν ȣ̓κ ἔςιν, ὃ καὶ τȣ̃ περσῶν ἐκράτησε πλȣ́τȣ, καὶ ἐλευθέραν ἦγε τὴν ἑλλάδα, καὶ οὔτε ναυμαχίας, οὔτε πεζῆς μάχης ȣ̓δεμιᾶς ἡττατο. νῦν δ᾽ἀπολωλὸς ἅπαντα λελύμανται, καὶ ἄνω καὶ κάτω πεποίηκε τὰ τῶν ἑλλήνων πράγματα. τί οὖν ἦν τοῦτο; ȣ̓δὲν ποικίλον, ȣ̓δὲ σοφόν· ἀλλὰ τοὺς παρὰ τῶν ἄρχειν ἀεὶ βȣλομένων, ἢ διαφθείρειν τὴν ἑλλάδα, χρήματα λαμβάνοντας, ἅπαντες ἐμίσουν.

§. 18.

Die Concessio und Confessio räumt oder ge-

steht manchen Einwurf oder manchen Fehler ein, ohne sich deßwegen dem Gegner ganz in die Gewalt zu geben. Die Epanorthosis verbessert oder macht das gut, was man in der Uebereilung herausgestoßen hatte. Ein Beyspiel von ersterer Figur hat Terent. Adelph. 4, 5.

Jam id peccatum primum magnum: magnum, at humanum tamen.
Fecere alii item boni.

Beyspiele zur andern Figur sind: Brundusium veni, vel potius ad moenia accessi. Oder Cic. pro Coelio, 13: Quod quidem facerem vehementius, nisi inimicitiae intercederent mihi cum istius mulieris viro: fratrem volui dicere; semper hic erro.

Ein deutsches Beyspiel wäre: „Dieser Glaube — doch was sage ich Glaube — diese Gewißheit ist es u. s. w.“

Hieher gehörige Figuren sind noch die Epitrope, Paromologia und Synchoresis. Die beyden erstern Figuren räumen eine Sache ganz oder zum Theil ein, um dagegen etwas Anderes oder das Uebrige zu erhalten, z. B. Virg. Aen. VII, 313 und 315.

Non dabitur regnis, esto, prohibere Latinis.
At trahere, atque moram tantis licet addere rebus.

Die Synchoresis ist eine vollständige Erlaubniß wie bey Ter. Adelph. I, 2.

— Tibi si isthoc placet,

Profundat, perdat, pereat. Nihil ad me attinet.

Auch die Paradiastole möchte hier aufgeführt werden können, welche das unterscheidet, was man insgemein vermengt oder für eins hält: Non qui parum habet, sed qui plus cupit, pauper est.

Oder Cic. pro Ligar. 9:

Quae fuit umquam in ullo homine tanta constantia? constantiam dico; nescio an melius patientiam possem dicere?

§. 19.

Die Aposiopesis ist diejenige Figur, welche mitten in einem Perioden schweigen läßt, um das Ungeheuere nicht ganz herauszusagen, oder weil etwas, dem Redner gleichsam unerwartet Beyfallendes, den Lauf des Vortrags hemmt. Die Parrhesia sagt das Ungeheuere und Kecke, sucht es aber zuweilen auch zu mildern. Von der erstern Figur hat Virgil. Aen. I, 135 ein schönes Beyspiel:

Quos ego. Sed motos praestat componere fluctus.

Neptun ist voll Unwillen über den Unfug der Winde, und sagt: „Die will ich" das heißt recht derb züchtigen, oder gar vernichten, er verschweigt aber letztere Worte, weil es für den Augenblick nothwendiger ist, das empörte Meer zur Ruhe zu bringen.

Von der Parrhesia kann die Stelle Cicero's pro Ligario, 3, ein Beyspiel seyn, wo er es

selbst dem Cäsar unter die Augen sagt, daß er einst gegen ihn gefochten habe: Suscepto bello, Caesar, gesto etiam ex magna parte, nulla vi coactus, judicio ac voluntate ad ea arma profectus sum, quae erant sumta contra te.

§. 20.

Der Redner stellt sich oft, als ob er mit seinen Zuhörern spreche und sie gleichsam befrage, d. h. er gebraucht die Communicatio. Richtet er mehrere Fragen an sie, so nennt man dieses Interrogatio. Die alten Rhetoriker haben eine andere Eintheilung, und nennen Ratiocinationem, wenn man sich selbst um die Ursache seiner Behauptung fragt; Subjectionem, wenn man seine Gegner oder Zuhörer durch eine Frage zur Widerlegung oder zu einem Einwurfe auffordert; Epinome, wenn man aus Ueberzeugung von der Unleugbarkeit seines Satzes fragt; Communicatio, wenn man um Rath, um des Lesers Meynung fragt, u. s. w.

Jean Paul sagt z. B. „Oder fragt über die Vollblüthe der Deutschen an, ob im Siege über das weltliche Rom? — In der Niederlage vor dem geistlichen? — In der Zeit der Kreuzzüge? — Der Hanse? — Der Ritter? — Ob im funfzehnten Jahrhundert — im sechzehnten — im jetzigen? — Wo ist hier ein Fortsatz von Flug oder Fall, oder greifen nicht beyde zusammen, nur aber immer mit neuem Steigen und Fallen?“ (Er hatte nämlich kurz zuvor behauptet, das Bild

von Aufblühen und Abwelken der Völker sey kein volles Bild, indem jedes Volk zu gleicher Zeit voll Blüthen, Früchte, Knospen und Welk-Laub hänge.) Ein andermal sagt er: „Wer von uns hätte errathen, d. h. also die Vorsehung der Vorsehung seyn können, daß aus den reißenden Strömen des vierten, fünften, sechsten, zehnten Jahrhunderts noch die Goldkörner des sechzehnten u. s. w. gewaschen würden? Wer hätte gerade in der Nähe des ein halbes Jahrtausend lang offenen Grabes aller Wissenschaften daran zwey unsterbliche Wunderarzneien gesucht, die Erfindungen unsers Papiers und des Buchdrucks?" Vossius gebraucht das Wort Sermocinatio, das in dem folgenden Paragraphen vorkommt, für das Sprechen mit sich selbst, wie z. B. bey Terent. Eunuch. I, 1.

Quid igitur faciam? non eam, ne nunc quidem
Cum arcessor ultro? an potius ita me comparem
Non perpeti meretricum contumelias?
Exclusit, revocat. redeam? non, si me obsecret.

*) Herr Dr. Ammon räth in seinem Handbuch der Kanzelberedsamkeit den Geistlichen ab, die Frage häufig zu gebrauchen, und fügt hinzu: „man weiß aus Cicero's erster catilinarischer Rede, was diese terrassirende Figur vermag; aber man weiß auch, daß sie die ruhige Ueberlegung des Zuhörers keineswegs befördert." Kanzelrednern würde sie freilich nur selten zukommen, denn sie kommen nie in Ver-

hältnisse, wo sie z. B. einem Angeklagten durch ihre Beredsamkeit das Leben retten, und, wie Cicero zum Ankläger sagen können: Quid enim, Tubero, destrictus ille tuus in acie Pharsalica gladius agebat? cujus latus ille mucro petebat? qui sensus erat armorum tuorum? quae tua mens? oculi? manus? ardor animi? quid cupiebas? quid optabas? Pro Ligar. 4.

§. 21.

Die Apostrophe ist diejenige Figur, wenn man den Zuhörer oder Leser anredet. Man kann auch die Sermocinatio und die Prosopopoeia hieher rechnen. So schließt z. B. Jean Paul seine Abhandlung über den Gott in der Geschichte und im Leben, woraus wir schon mehrere Beyspiele entnahmen, mit den Worten: „Frage mich nicht, schuldloser Ueberunglücklicher, (wenn du in diesem seltensten Falle bist) auf deinem Sterbebette mit gebrochener Stimme; wo aber Deine Vorsehung sey. Schreitet hinter zu großem Glück die Nemesis strafend, so geht sie auch hinter zu großem Unglück belohnend: stirb nur, so mußt du sie sehen.“ Dieß ist eine Apostrophe. Die Prosopopoeia besteht darin, daß man leblosen Dingen menschlichen Verstand beylegt, und sie wie Menschen anredet oder handeln läßt. Der Monolog der Jungfrau von Orleans ist eine Prosopopoeie, denn es heißt:

„Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl, u. s. w.“

So sagt Körner in seinem Gedicht auf Moskau:

„Ihr Kirchen, stürzt, Palläste, brecht zusammen!"

Ossian's Gedichte sind voll von Prosopopoeien: man nehme nur seine Dichtungen auf den Abendstern, den Mond und die Sonne, z. B. Star of the descending night, fair is thy light in the west! thou liftest thy unshorn head from the cloud etc. Bey Vossius ist Prosopopoeia die Figur, wo ein Todter redend eingeführt wird. Läßt man gar leblose Dinge reden, so entsteht eine Sermocinatio. In Körners Schwertlied wird z. B. das Schwert redend eingeführt, denn es sagt Vers 2:

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte sehr."

Diese Figur kann indessen sehr leicht frostig werden.

§. 22.

Die Dubitatio ist der Zweifel oder der Einwurf. Z. B. „Doch, habe ich auch bedacht, was ich damit will?" In so fern ein Einwürfe machender Gegner redend eingeführt wird, heißt diese Figur Dialogismus. Z. B. Gegen das Sprichwort, daß jeder seines Glücks (und Unglücks) Schmidt sey, und daß folglich das moralische Gesetz der Bauplan der Vorsehung sey, obsiegt die

Einwendung schneller Beglückungen oder Verunglückungen nicht ganz; denn wir schreiben irrig immer nur unserer letzten und neuesten Handlung das neueste Glück und Unglück zu, und wir vernehmen von unserer Stimme, wie bey einem Echo, nur die letzten Sylben wiedergehallt; indeß hinter der letzten That deren lange Ahnenreihe und Blutsverwandtschaft sich ins ganze Leben versteckt, welche uns entweder mit Gaben oder Ruthen empfängt. „Es ist ein Verhängniß (sagt die Jungfrau). Oder wird ein einziger Eitelkeitsabend so streng gebüßt?“ — Ich antworte: „Du büßest nicht den Abend, sondern die Abende; und die Schuld borgender Jahre fodert irgend ein letzter Martertag unbarmherzig ein.“ — Jean Paul.

Die Beantwortung eines Einwurfs, ehe er dem Redner noch gemacht wurde, heißt Praeoccupatio oder Prolepsis. Der Eingang von Cicero's Rede pro Roscio Amerino ist eine Prolepsis, so auch der von pro Milone.

§. 23.

Die Admiratio und Exclamatio ist ein Ausruf, entweder der Verwunderung oder sonst einer besondern Gemüthsregung, z. B. „O, wie schön ist das!“ So sagt Cicero pro Cluentio 6. von der Sassia: O mulieris scelus incredibile et praeter hanc unam in omni vita inauditum! O libidinem effrenatam et indomitam! O audaciam

singularem! Oft wird der Ausruf als Parenthese eingeschaltet. So sagt Gellert: Das moralische Gut (welche selige Eigenschaft!) erfüllt uns auch noch zu der Zeit, wenn wir darnach trachten, und es nicht gleich erhalten, doch mit innerer Beruhigung und stillem Beyfalle.

§. 24.

Auch der Schwur, Jusjurandum, kann einer Rede viel Lebhaftigkeit geben, nur darf er nicht in das Theatralische fallen. Auch die Beschwörung und Verwünschung (Verfluchung) kann öfters sehr passend wirken.

Karl Moor sagt z. B. in den Räubern: „Rache, Rache, Rache dir! grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. (er zerreißt sein Kleid von oben bis unten.) So verfluch ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höre mich, Mond und Gestirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel! Der du auf die Schandthat herunterblicktest! Höre mich, dreymal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier kniee ich — hier streck' ich empor die drey Finger in die Schauer der Nacht — hier schwör' ich, und so speye die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwör' ich das Licht des Tages nicht

mehr zu grüßen, bis des Vatermörders Blut, vor diesem Steine verschüttet, gegen die Sonne dampft." Diese Stärke und Lebhaftigkeit geht aber über die Grenzen des Redners.

Eine von den alten Rhetoren sehr gepriesene Stelle des Demosthenes pro corona ist jener Schwur, S. 297, Zeile 11, im ersten Band der Reiskischen Ausgabe:

„Nein, sage ich; ich beschwöre es bey jenen unseren tapferen Vorvätern, welche sich einst bey Marathon der Todesgefahr preisgaben; bey jenen, welche in der Schlacht von Plataa aushielten; bey jenen, welche im Seetreffen bey Salamis mitkämpften, und bey jenen, welche bey Artemisium mitstritten; und bey noch vielen andern tapfern Männern mehr, deren Andenken verewigt wurde, und welche der Staat alle auf gleiche Weise ehrenvoll begraben ließ u. s. w."

Im Griechischen heißt es: οὐ μὰ τοὺς ἐν Μαραθῶνι προκινδυνεύσαντας τῶν προγόνων καὶ τοὺς ἐν Πλαταιαῖς παραταξαμένους, καὶ τοὺς ἐν Σαλαμῖνι ναυμαχήσαντας, καὶ τοὺς ἐπ' Ἀρτεμισίῳ, καὶ πολλοὺς ἑτέρους τοὺς ἐν τοῖς δημοσίοις μνήμασι κειμένους ἀγαθοὺς ἄνδρας, οὓς ἅπαντας ὁμοίως ἡ πόλις τῆς αὐτῆς ἀξιώσασα τιμῆς ἔθαψε etc.

§. 25.

Der Wunsch (Votum) ist der Ausbruch eines heftigen Verlangens nach etwas. „Daß ich wie-

verkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler gebohren werden dürfte! — Nein, ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieser Taglöhner einer! —

Schiller.

§. 26.

Adelung rechnet auch noch die Vergleichungen, Beyspiele und Anspielungen unter die Redefiguren; Andere hingegen auch die Sentenzen, Aetiologien, und noch mancherley andere Figuren, die wir aber hier alle übergehen wollen, um nicht zu weitläufig zu werden; denn es ist ganz gewiß, daß man nie fertig werden würde, wenn man alle die verschiedenen Figuren des Ausdrucks classificiren wollte, welche das Leben nach und nach hervorgebracht hat und hervorbringen wird, und La Harpe hat ganz richtig von den Redefiguren geurtheilt, wenn er sagt: „La plupart ne prouvent que l'envie qu'ont eue les rheteurs, de donner de grands noms aux procédés les plus simples de l'élocution; et quand elles sont expliquées, on est tenté de dire: quoi? ce n'est que cela?“ Wer Lust hat, diese Lehre genau durchzugehen, kann seine Neugierde an den ersten Kapiteln des neunten Buches von Quinctilian. instit. orat. und an Vossius comment. rhetor. V, 1—13 befriedigen. Bloß der Inversion wollen wir noch umständlich gedenken. Diese Figur besteht darin, daß ein Begriff oder

ein Satz aus seiner gewöhnlichen Stelle herausgehoben und an eine andere gesetzt wird, um die Aufmerksamkeit vorzüglich auf ihn zu richten. Adelung gibt folgende Beyspiele von ihr: Deiner Tugend Lohn ist das. — Weg ist meine Ruhe und alles. — Noch immer liebst du Arbeit und Mühe. — Dir grünt das Thal, dir sprießen die Blumen. — Die Thräne, die in diesem trüben, verloschenen, nach Trost schmachtenden Auge schwimmt, wie rührend ist sie im ganzen Gemählde der Menschheit. — u. s. w. Man hüte sich aber vor fehlerhaften Inversionen, und ahme besonders diejenigen neuern Schriftsteller nicht nach, welche die alte, ächtdeutsche Construction verändern wollen, nach welcher das Verbum, von dem Pronomen getrennt, am Schlusse der Sätze steht; z. B. „es ist lobenswerth, wenn wir unsere Pflichten gewissenhaft erfüllen.“ Wie lächerlich lautet es nicht: „wenn wir erfüllen unsere Pflichten gewissenhaft!“ Wir saugen ja mit der Muttermilch den Sinn für diese alte Construction ein!

*) Es ist nicht recht einzusehen, wie man Vergleichung und Gleichniß von einander trennen kann, indessen wollen wir darüber weiter keinen Streit anfangen. — Die Aetiologie ist eine kurze, bündige Beweisführung aus einer Sentenz oder einem allgemein bekannten Grundsatz. So gebraucht Cicero pro lege Manilia folgende Aetiologie: Etenim si vectigalia nervos esse Reipublicae semper duximus: eum certe ordinem, qui exercet illa, fir-

namentum ceterorum ordinum recte dicemus. Ist eine Aetiologie sophistisch, so heißt sie Color. Z. B. Ter. Eun. 4, 7:

Omnia prius experiri, quam armis, sapientem decet.

In der bereits angeführten Art Oratoire des Herrn Prof. Daulnoy sind außer den von uns angegebenen Figuren noch aufgeführt die Subjectio, Topographia, Onomatopoeia, Ethopoeia, Prosopographia und das Parallelon. Wir wollen diese Figuren sammt ihren Beyspielen ein wenig näher betrachten.

Die Subjection ist diejenige Figur, in welcher die Antwort sogleich auf die Frage ertheilt wird. Das dazu gehörige Beyspiel aus Massillon lautet wie folgt:

Quel usage plus doux et plus flatteur, Grands du monde, pourriez-vous faire de votre élévation et de votre opulence, que de soulager les malheureux? Vous attirer des hommages? mais l'orgueil même s'en lasse. Commander aux hommes et leur donner des lois? Mais si ce sont-là les soins de l'autorité, ce n'en est pas le plaisir. Voir autour de vous se multiplier vos serviteurs et vos esclaves? Mais ce sont des temoins qui vous embarassent et vous genent, plutot qu'une pompe qui vous decore. Habiter des palais somptueux? Mais vous édifiez, dit Job, des solitudes où des soucis et les noirs chagrins viennent bientôt habiter avec vous. Y rassembler tous les plaisirs? ils peuvent remplir les vastes édifices, mais ils laisseront toujours votre coeur avide. Employez tant qu'il vous plaira vos biens et votre autorité à tous les usages, que l'orgueil et les plaisirs peuvent inventer; vous serez rassasiés, mais vous ne serez point satisfaits: ils vous montreront la joie, mais ils ne la laisseront pas dans votre coeur.

Von der Topographia führt er aus Fenelon's Telemach die Beschreibung Aegyptens an:

Si la douleur ne nous eût rendus insensibles à tous les plaisirs, nos yeux auroient été charmés de voir cette fertile terre d'Egypte, semblable à un jardin délicieux, arrosé d'un nombre infini de canaux. Nous ne pouvions jeter les yeux sur les deux rivages, sans apercevoir des villes opulentes, des maisons de campagne agréablement situées, des terres, qui, tous les ans, se couvroient d'une moisson dorée, sans se reposer jamais; des prairies pleines de troupeaux, des laboureurs accablés sous le poids des fruits que la terre épanchoit de son sein, des bergers, qui faisoient répéter les doux sons de leurs flûtes et de leurs chalumeaux à tous les échos d'alentour.

In dieser Art Beschreibung stehen, unserer Meynung nach, die deutschen Schriftsteller vor den Franzosen. Man lese z. B. die Beschreibung des Aufenthaltes der Elfen in Tiecks Phantasus, und vergleiche. (Wir brauchen wohl nicht zu bemerken, daß Telemach auch ein Roman ist. Sollte aber doch jemand an dem Elfengarten Anstoß finden, so vergleiche er Joh. v. Müllers Schilderung der Alpen in seiner Geschichte der Schweiz mit Fenelons Schilderung Aegyptens.) Uebrigens sind die Suspensio uud Topographie schon oben im Allgemeinen als Frage und Beschreibung vorgekommen, mithin nichts Neues.

Von der Onomatopoeia hat Herr Daulnoy die irrige Meynung, daß sie von Onoma (Name) und Topos (Ort) abstamme, und ein Wort bezeichne, das recht an seinem Platz stehe (un mot, qui est vraiment en son lieu), da sie doch bekanntlich nur Namenschaffung oder Wortprägung bedeutet, besonders in der ausdrucksvollen Art.

Als Beyspiel dient ihm die Stelle im Telemach, wo die boeufs mugissants und die brebis bélantes vorkommen. Dergleichen Onomatopöien sind indessen nicht viel werth. Wir Deutsche lieben mehr Onomatopöien der Art, wie etwa folgende in Klinger's Faust, welche die Sprache der Geister darstellt: „Wie der sanfte West über die beblümte Wiese hinstreicht, und die sanften Blüthen leise küßt, so säuselte es an der Stirne und den Ohren Fausts. Dann verwandelte sich das Säuseln in ein steigendes, anhaltendes, rauschendes Rasseln, das dem rollenden Donner, dem Zerschlagen der Wogen an der Brandung, dem Geheule und Gesause in den Felsenklüften glich." Doch wollen wir die sanften Blüthen weiter nicht vertheidigen, und wegen dieser Figur überhaupt auf unser Capitel von dem Wohlklang zurückweisen.

Die Ethopoeia (Charakterdarstellung) wird durch ein Beyspiel aus den Considérations sur les moeurs von Duclos verdeutlicht, wie er den Charakter der Franzosen beschreibt, die natürlicher Weise dabey sehr viele Complimente bekommen. Es ist aber nicht wohl einzusehen, wie man diese Ethopöie als Figur aufstellen kann, da ja jeder Geschichtschreiber nothwendiger Weise dergleichen Charakterschilderungen geben muß. Wie figurirt wäre dann nicht Joh. v. Müller?

Die Prosopographie (Personenbeschreibung) macht eine Stelle aus Fenelons Telemach anschaulich, wo es heißt: Ce vieillard avoit un grand front chauve et un peu ridé, une barbe blanche pendoit jusqu'à sa ceinture, sa taille étoit haute et majestueuse, son teint étoit encore frais et vermeil, ses yeux vifs et perçants, sa voix douce, ses paroles simples et aimables. Jamais je n'ai vu un vieillard si vénérable. Ob man solche Schilderungen als besondere Figuren (d. h.

Zierrathen) aufführen kann, möchte wohl dahin gestellt bleiben. Ganz etwas Anderes ist es, wenn ein Dichter uns in einer Schilderung der Art etwas Neues und Großes sagt, wie z. B. Klinger, als er den Teufel beschreibt, wie folgt: „Er (der Teufel) stand in Riesengestalt vor ihm. Seine Augen glühten wie vollgefüllte Sturmwolken, auf denen sich die untergehende Sonne abspiegelt. Der Gang seines Athems glich dem schrecklichen Gesause des Sturms, der aus den aufgerissenen Klüften steigt, wenn die Kruste der Erde vom innern Beben berstet. Der Boden ächzte unter seinem ehernen Fuße, der Sturm sauste in seinen fliegenden Haaren, die um sein Haupt schwebten, wie der Schweif um den drohenden Kometen."

Was letztlich das Parallelon betrifft, so erläutert es Herr D. durch ein Beyspiel aus Montesquieu, wie dieser den Cato und Cicero in Parallele stellt, d. h. gegenseitig vergleicht und beurtheilt. Indessen können Parallelen der Art zu ganzen Abhandlungen werden, wodurch denn auch ihre Eigenschaft als Figur verloren geht. —

§. 27.

In manchen von diesen von §. 2. an aufgeführten Figuren liegt viel Poesie, und daher muß ein Prosaiker wohl zusehen, was ihm die Natur vergönnt oder versagt hat. Man kann gar wohl passend und lobenswerth ohne diese und jene Figur in Prosa schreiben, und hat also nicht nöthig, solchen Redeschmuck mit Gewalt zu erkünsteln, und dadurch frostig oder lächerlich zu werden: auch kann der Dichter manches Spielende aus diesen Figuren gar wohl benutzen, während es sich der ernste Redner durchaus versagen muß. Es gehört

aber auch viel Sinn und Verstand dazu, derglei- chen gut ausgedachte Figuren geschickt in das Ganze einer Rede oder eines Aufsatzes zu verwe- ben. Am widerlichsten ist unstreitig das ewige Einerley, wenn z. B. ein Prediger allen Schmuck seiner magern Vorträge in die Epizeuxis setzt, oder ein Anderer die Anapher zehn- und mehrmal unmittelbar hinter einander gebraucht. So klingt es auch außerordentlich widerlich, wenn ein Red- ner in seiner sonst gar nicht schwungvollen Rede sich der Inversionen und der Periphrasen (im Sin- ne der alten Dichter) zu häufig bedient. Auch ist zu bemerken, daß die alten Redner viel mehr Ver- anlassung fanden oder nehmen durften, in das Gebiet der Poesie hinüber zu schweifen als die neuern, denn wie die alten Komiker konnten sie lebende Personen mit allen Waffen der Satire und des Witzes angreifen, und sich so des Theater- styls und der Figuren desselben bemeistern.

Sechster Abschnitt.

Von der Schreibart überhaupt.

§. 1.

Die Schreibart überhaupt kann gut oder schlecht seyn; so führt der bereits öfters erwähnte Wie- deburg eine niedrige, niederträchtige, mittle- re, holprigte, hohe, hochtrabende, gemeine, sinn- reiche, scharfsinnige, kriechende, spielende, fro- stige und schwülstige Schreibart an, und behaup-

tet, die gute Schreibart müsse natürlich und nicht gezwungen, vernünftig und nicht phantastisch, lebhaft und nicht trocken oder matt, auch gedankenreich, ordentlich und überall gleich seyn. In Maas Grundriß der Rhetorik wird von einer witzigen, scharfsinnigen, launigten, affectvollen und affectlosen, von einer klaren, lebhaften, trockenen, großen, erhabenen, correcten, rührenden, kurzen, ausführlichen, weitschweifigen, feurigen, matten, simpeln, naiven, schicklichen, blühenden, delicaten, fließenden und holperigten Schreibart gehandelt. In der Art Oratoire par Daulnoy wird von style simple, tempéré und sublime gesprochen, und jede dieser Klassen hat wieder mehrere Unterabtheilungen. Ehe wir also von dem Rednerstyl, Briefstyl u. s. w. reden, müssen wir uns über diese allgemeinern Eigenschaften des Styls genauer erklären, ohne uns jedoch auf alle möglichen Eigenschaften und die daraus fließenden Beywörter des Styls einzulassen, indem dieses etwas Unmögliches ist.

*) Seit einiger Zeit ist z. B. das Wort gediegen von dem Styl gebraucht worden, und es heißt oft: er sprach wenige, aber gediegene Worte. Nach Adelung ist gediegen so viel als dicht, derb, und kommt von gedeihen her, welches ehedem wachsen bedeutete. Was heißt nun eigentlich ein gediegener Vortrag, und was für sonderbare Beywörter des Styls haben wir nach diesem Muster nicht noch zu erwarten? Wir haben schon oben erklärt, daß die Prosa der Poesie immer nach-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

rückt. Ist es nun nicht möglich, daß unsere Nachkommen eine Prosa erhalten, von welcher dasselbe gilt, was Herr Schlegel im Athenäum I, 1, S. 175 von Tiecks Liedern in den Volksmährchen urtheilt: „Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben, und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet: wenigstens ist es die unmittelbarste und unauflöslichste Verschmelzung von Laut und Seele, u. s. w.?" Und doch hieß es in demselben Heft zuvor, S. 57, die deutsche Sprache sey lang, weil wir bedächtig, langsam und schwerfällig mit nähern Bestimmungen, Einschränkungen und Gegeneinschränkungen, Erläuterungen, Einschaltungen, Bevorwortungen etwaniger Mißverständnisse und halben Zurücknehmungen gar nicht fertig werden könnten, und man müsse über unsere Heiligerömischereichdeutschernazionsperioden nur lachen! Von Goethe's Prosa sagt dieselbe Zeitschrift I, 2, S. 158, ihre Fülle sey zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend und ihre hohe und zarte Ausbildung sey ohne eigensinnige Strenge. Die Fragmente desselben Heftes behaupten S. 145: „Wir haben noch keinen moralischen Autor, welcher den Ersten der Poesie und Philosophie verglichen werden könnte. Ein solcher müßte die erhabene antiquarische Politik Müllers mit Forsters großer Oekonomie des Universums und mit Jacobi's sittlicher Gymnastik und Musik verknüpfen, und auch in der Schreibart den schweren, ehrwürdigen und begeisterten Styl des ersten, mit dem frischen Kolorit, der liebenswürdigen Zartheit des zweyten, und mit der überall wie ferne Harmonika der Geisterwelt antönenden gebildeten Fühlbarkeit des dritten verbinden." Nimmt man ferner diejenige Charakteristik der deutschen Schriftsteller zur Hand, die Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik II, 452 mittheilt, und

die wir am Schlusse dieses sechsten Abschnittes unsern Lesern ebenfalls mittheilen wollen, so bemerkt man leicht ein großes Treiben des jetzigen Zeitalters, den Styl der Schriftsteller auf das Genaueste zu bezeichnen, sich auch wohl dabey in gesuchten Ausdrücken zu überbieten. Auf dergleichen gar zu gesuchte individuelle Charakteristiken kann sich aber eine Schrift, wie die unserige, unmöglich einlassen.

§. 2.

Wir haben bereits zu Anfang dieses Werks erklärt, daß die Prosa ihren ganzen Schmuck der Poesie abborge, ihr auch nicht schnurstracks (absolut heißt es in der Schulsprache) entgegengesetzt sey. Dem zufolge werden wir auch hier finden, daß der Styl der Prosa nach und nach immer mehr von dem Wesen der Poesie annimmt, bis er sammt seinem Inhalt ganz zu Poesie wird, und daher wird sich niemand wundern, wenn wir unvermerkt in das Gebiet der Aesthetik oder der Philosophie des Schönen hinübertreten.

§. 3.

Logische Eigenschaften des Styls.

Die am Ersten zu berücksichtigenden Eigenschaften des Styls werden doch wohl die logischen seyn. Darunter verstehen wir Deutlichkeit und Klarheit, richtige Folgerungen, eine gute Verkettung und Fortschreitung der Gedanken oder den systematischen Fortgang des Gedachten, und die Vermeidung aller Sprünge, und Abwe-

senheit der Verwirrung und aller Fehler, welche obigen Eigenschaften entgegen stehen. Ohne Beruf soll niemand reden und schreiben, und dann soll alles Gesagte und Geschriebene faßlich und verständlich seyn, wo nicht für Alle, doch für diejenigen, für die es gesagt und geschrieben ist, und keiner soll es sich herausnehmen, als Redner und Schriftsteller aufzutreten, in dessen Geist es nicht klar und hell ist, sey es von Natur oder durch Uebung und Unterricht.

*) In der neuern Zeit ist vielfach über die Dunkelheit der Philosophen, als Kants, Fichte's u. s. w. geklagt worden. Zum Theil lag die Schuld mit an den Lesern, weil sie in der philosophischen Literatur zu unbekannt waren, um Manches zu verstehen, was sich auf vorhergegangene Erörterungen und Behauptungen Anderer bezog; zum Theil aber mangelte den Philosophen selbst die Gabe, sich deutlich zu machen, wie Fichte'n, der es öffentlich bekannte; zum Theil suchen aber auch manche Philosophen etwas darin, recht dunkel zu schreiben, um sich gleichsam als eine delphische Gottheit darzustellen. Daß dieses Alles gegen den guten Styl ist, brauchen wir wohl nicht erst zu erinnern. Aber wie verhilft man den Styl-Schülern zur Deutlichkeit? Durch Uebungen in Definitionen, durch Studium der Mathematik, vorzüglich aber durch Anwendung der pestalozzischen Methode auf allerley Arten von Gegenständen der Betrachtung. Wer gewohnt ist, richtig zu definiren, jedes Ganze in seinen Theilen zu überblicken, von jedem Gegenstand aber auch das Ganze aufzufinden, dessen Theil er ist, kann nicht anders als klar und deutlich denken, und Andern Alles eben so klar und deutlich vortragen. Dann wird auch die Schreibart we-

der übel verbunden noch übel abgetheilt seyn. (Eine Uebung in der Deutlichkeit des Vortrags kann auch die seyn, daß man irgend eine dunkele Stelle Kant's, Fichte's und Anderer den Schülern dictirt, dann ganz erklärt, und nun jeden nach dieser Erklärung und seinem eigenen Gutdünken das Ganze in einem Aufsatz wieder vortragen läßt. Der Verfasser dieses hat immer von diesen Uebungen viel Erfolg erlebt.)

§. 4.

Präcision.

Die Lehre der Stylisten von der Präcision (Bestimmtheit) ist weiter nichts als die auf den Styl angewandte Lehre von der Definition, die in allen Logiken zu finden ist. Adelung erklärt die Präcision für diejenige Vollkommenheit, nach welcher jeder Begriff in der bündigsten Kürze dargestellt, folglich alles Ueberflusses entladen wird, läßt sich aber so weitläufig darüber vernehmen, daß man fast mit seinen eigenen Worten (im ersten Band, Seite 199) ausrufen möchte: „O, den dürren Hasen so lange herum zu jagen!“ Wir wollen daher lieber ein wenig geschichtlich von diesem Capitel sprechen, und das Weitere dem siebenten Abschnitt vorbehalten, indem vorzüglich immer der Zweck und Inhalt des Vortrags hier berücksichtigt werden muß.

Die Alten führen vier Stylarten, nämlich den laconischen, attischen, rhodischen und asiatischen Styl, an. Die Kürze der alten Lacedämonier in allem, was sie sagten, ging so-

gar so weit, daß sie oft auf einen Brief nichts antworteten als ja oder nein, und zwar mitunter bloß durch den Anfangsbuchstaben dieser Wörter. Der attische Styl war dagegen etwas wortreicher, aber im Ganzen immer kurz und bestimmt, von allem Schwulst und jeder Gesuchtheit frey, witzig und elegant. Als Muster hierin führt man den Thucydides, Xenophon und Aristophanes auf. Von den Römern gehört etwa Tacitus und Sallustius hieher. Ihm ganz entgegengesetzt war der wortreiche asiatische Styl, während der rhodische zwischen ihm und dem attischen die Mitte hielt. Cornelius Nepos, Julius Cäsar, Titus Livius, auch M. Tullius Cicero schrieben im rhodischen Styl: letzterer schweifte mit unter auch in den asiatischen Styl hinüber. — Zur gehörigen Zeit und am rechten Ort mag jede dieser Schreibarten gut seyn.

*) In der Logik des Verfassers (Coburg bey Ahl 1814) heißt es z. B. von der Definition S. 56 und 57, sie dürfe nicht zu weitläuftig und nicht zu kurz seyn, nicht weniger Merkmahle angeben, als nöthig sind, die Sache von allen andern zu unterscheiden, kurz sie müsse adäquat seyn. Der hunderte Paragraph der Rhetorik des Herrn Maas enthält nun Folgendes: „Ausdrücke sind bestimmt, (präcis), so fern sie weder im mindesten mehr, noch auch im mindesten weniger bezeichnen, als der Redende zu sagen zur Absicht hat.“ Man sieht leicht ein, daß hier Logik und Styl zusammen treffen.

Man kann wohl im Allgemeinen über das Passen-

de und Anwendbare der angeführten vier Stylgattungen kein Urtheil fällen. Unter gewissen Umständen liegt oft etwas Großes in der laconischen Kürze, besonders bey Inschriften. Auch fühlte sich der König Philipp von Macedonien nicht beleidigt, als ihm die Spartaner bloß mit O für ου (nein) antworteten, wie Auson. epist. 25, 36 meldet:

Una fuit tantum, qua respondere Lacones,
Littera, et irato regi placuere negantes.

Ein gedrängter Styl verlangt aber Studium und Talent und seine eigenen Leser und Hörer. Müller's gedrängter Styl erwirbt sich nicht so viel Leser als der weitschweifige mancher Tagspolitiker. Es ist daher einem Volksredner nicht anzurathen, gedrängt zu seyn, und ich kann den Cicero nicht tadeln, der pro Milon. 4, den Satz: das Naturrecht erlaubt die Nothwehr, in asiatischem Styl so vortrug: Est haec non scripta sed nata lex, quam non didicimus, accepimus, legimus, verum e natura ipsa arripuimus, hausimus, expressimus, ad quam non docti, sed facti, non instituti, sed imbuti sumus, ut, si vita nostra in aliquas insidias, si in vim, si in tela, aut latronum, aut inimicorum, incidisset, omnis honesta ratio esset expediendae salutis. Hier galt es, den Milo zu retten.

§. 5.

Von dem trockenen, rührenden oder leidenschaftlichen und bildlichen Styl.

Gewisse Gegenstände sind an und für sich trocken, und doch läßt sich in mancher Hinsicht eine begeisterte Darstellung von ihnen geben; so ist z. B. die Mathematik als Arithmetik, als Geo-

metrie trocken, als Astronomie aber begeisternd. Derselbe Fall ist es mit jeder Wissenschaft: je mehr sie sich dem Allgemeinen (den Ideen) nähert, mit desto mehr Schwung läßt sie sich vortragen. Geschäftsverhältnisse sind in der Regel trocken, aber oft nimmt das Herz daran Antheil, und dann müssen sie schon gemüthlicher ergriffen und behandelt werden. Kommt endlich auch die Phantasie mit in's Spiel, dann ist dem bildlichen Ausdruck mehr oder minder Spielraum vergönnt. Es gibt also eine Stufenleiter des Styls, insofern er bloß verständig (trocken), oder gemüthlich, oder phantasiereich (bilderreich) ist. Dann steht er schon der Poesie sehr nahe, und wird im Erhabenen, Humoristischen, Witzigen und Komischen ganz zu Poesie.

Der verständige oder bloß für den Verstand arbeitende Styl ist trocken, und bewirkt leicht lange Weile, und es ist daher Pflicht des Stylisten, denselben überall, wo es nur möglich ist, zu beleben und anziehend zu machen, insoweit es ohne Nachtheil der Sache selbst geschehen kann, und die Darstellung nicht etwa affectirt oder phantastisch wird. Auf vielerley Art ist dieses möglich: man kann z. B. die Gegenstände aus dem Reich der Begriffe in das der Ideen versetzen, und ihnen dadurch eine höhere Bedeutung verleihen; man kann sie aus dem Gebiet des Verstandes in das Gebiet des Gemüths und der Phantasie hin-

überspielen, und dann in der Sprache des Herzens und in Bilderschrift von ihnen reden (wohin die Redefiguren gehören); man kann ferner auch Beyspiele und Gleichnisse aus andern Fächern des Wissens beybringen, und durch neue, überraschende Zusammenstellungen den beengenden Anblick des Einzelnen in allgemeine Betrachtung auflösen.

Der gemüthliche Styl stellt das ganze Heer der Leidenschaften dar, deren der Mensch fähig ist, von der ruhigsten bis zur stürmendsten und ist gleichsam die Lyrik der Prosa. Der Styl ist muß also die Leidenschaften genau kennen, welche das menschliche Herz bewegen, wenn er sie richtig schildern will: er muß psychologischer Menschenkenner seyn, und wissen, wie man Leidenschaften erregt, um als Redner seine Zuhörer desto leichter zu dem allen zu bewegen und zu stimmen, was er von ihnen begehrt. Hier ist nun großes Studium nöthig, wenn man in dieser Art von Styl mit Kraft hervortreten will. Unter uns Deutschen hat die Sprache der Leidenschaften niemand mehr in seiner Gewalt, als Goethe; nach ihm sind Schiller und Tieck zu nennen. Unter den Engländern ragt Shakespear in dieser Hinsicht gewaltig hervor. Von diesen Meistern lerne man, was der Ausdruck für die verschiedenen Stimmungen und Leidenschaften des Gemüths sey, und beherzige das wohl, was Ho-

razens Dichtkunst im Allgemeinenen von Vers 86 bis 113 vorträgt.

Ohne angebohrnes Talent wird indessen hier niemand sein Glück machen. Noch mehr Anlagen, und gleichsam eine besondere Gunst des Schicksals gehört zur Bildersprache. Hier ist selbst nicht einmal durch Studium etwas zu erringen, und daher steht auch Jean Paul so einzig unter den Deutschen da.

Man vergesse aber das Wort Prosa nie, d. h. man gerathe nie ganz in das Gebiet der Poesie, wenn man gleichwohl auch oft hinüberschweift.

*) Das, was wir gemüthlichen Styl (freilich ein wenig gegen den Sprachgebrauch) nannten, zerfällt bey Adelung in den rührenden und erschütternden Styl. Rühren, sagt er II. 112, heißt sanfte Empfindungen aller Art erregen, besonders sanfte, angenehme und vermischte Empfindungen, dergleichen Zufriedenheit und Heiterkeit der Seele, Hoffnung, Mitleiden, Dankbarkeit, die schwächern Grade der Liebe und Zärtlichkeit, Verlangen, Sehnsucht, Kummer, Gram, Reue u. s. f. sind, welche entweder an und für sich keines starken Grades fähig sind, oder, wenn sie es sind, sich hier doch nur in schwächern Graden äußern müssen. Durch sie wird die Seele bloß gerührt, dagegen sie durch das Pathetische erschüttert, und durch das Erhabene über sich selbst erhoben wird. Der pathetische Styl (heißt es S. 151) ist diejenige Art des Ausdrucks, welche den in einem hohen Grade erregten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften eigen ist, dergleichen heftige Freude, Entzücken, Schrecken, Entsetzen, Schmerz, Abscheu, Zorn, Haß, Rache, Eifersucht, Wuth, Muth, Kühnheit, Patriotis-

mus u. s. w. sind. Da die Rührung gern bey ihrem Gegenstande verweilt und ihn von allen Seiten betrachtet, so ist auch ihr Ausdruck ausführlich, wort- und ideenreich, obgleich nicht geschwätzig, denn alles was sie sagt, was sie wiederholt, ist für sie wichtig, und fließt unmittelbar aus ihrer Empfindung her. Die Figuren, deren sie sich bedienet, sind insgesammt von der schwächern Art, ein sanfter Ausruf, eine gefühlvolle Frage, eine Vergrößerung, der man es kaum ansieht, daß sie vergrößert, u. s. f. Die heftigen Gemüthsbewegungen hingegen (das Pathetische) erschüttern die Seele. Die mit der Heftigkeit verbundene Geschwindigkeit gibt den Ideen eine gewisse Eilfertigkeit, so daß eine die andere drängt, und ihr zuvorzukommen sucht. Die zugleich erhitzte Phantasie stellet das Geschehene als gegenwärtig vor, siehet alles durch ein vergrößerndes oder verkleinerndes Glas, betrachtet ihren Gegenstand von allen Seiten, und weil sie immer glaubt, sich nicht deutlich und nachdrücklich ausgedrückt zu haben, so wiederholt sie einerley Begriff unter mehrern Gestalten. Die empörte Seele bietet alle verwandte, oft sogar entgegengesetzte Leidenschaften auf, ihre Haupt-Idee zu unterstützen, oft selbst nur die Verwirrung und den Sturm allgemein zu machen, und entweder zu siegen oder unterzuliegen. Daß hier weder der Witz Muße finde, Aehnlichkeiten aufzusuchen, noch der Verstand, kaltblütige Betrachtungen anzustellen, verstehet sich von selbst. Findet aber der Sturm der Seele ein Gleichniß, eine Antithese, eine Sentenz ungesucht auf seinem Wege, so raffet er alles auf und reißt es in seinem Wirbel mit sich fort, daher dergleichen Figuren des Witzes und des Scharfsinnes auch in dem höchsten Affecte vorkommen können, nur müssen sie das Gepräge desselben an sich tragen, und keine Spur des Gesuchten verrathen. Hierauf gründen sich nun auch die Eigenheiten dieses Styls. Da der heftige Af-

fect seinen Gegenständen immer gern den ihnen eigenen Grad der Stärke leihet, folglich alles von der großen und starken Seite ansiehet, oder mit andern Worten, jede Idee gern vergrößert, so macht der pathetische Styl am häufigsten einen Theil des höhern aus, und nimmt daher auch an dessen Eigenheiten Theil. Selbst in dem niedrigen Leben weiß sich der starke Affect eine ihm eigene Art von Würde zu geben. Die zugleich erhitzte Phantasie ist dabey reich an Bildern, aber es sind immer Bilder der stärksten Art, und so wie die Sache selbst sie gibt, daher sie weder Kunst noch Mühe verrathen müssen. Der den heftigen Gemüthsbewegungen eigene Ungestüm theilt sich ganz natürlich auch dem Ausdrucke mit, daher wirft die Seele nur die stärksten Begriffe nachlässig hin, übergeht aus Eilfertigkeit die schwächern, und bekümmert sich noch weniger um sorgfältige Verbindungen. Daher erscheinet in einem heftigen Affecte so vieles abgebrochen; daher fehlen hier die gewöhnlichen Verbindungswörter, und dort werden sie wieder gehäuft, wenn nämlich ein Schimmer des Verstandes den raschen Gang der Ideen aufhalten und ein besonderes Gewicht auf diese oder jene legen will.

Auch Home hat im sechzehnten und siebenzehnten Kapitel seiner Kritik Mehreres hieher gehörige bemerkt. Er sagt z. B. Erhabne Gesinnungen erfordern einen erhabnen Ausdruck, zärtliche Gesinnungen müssen in sanfte fließende Worte gekleidet werden; wird die Seele niedergeschlagen, so müssen auch die Gesinnungen mit demüthigen nicht niedrigen Worten ausgedrückt werden. Nicht alle Leidenschaften nehmen auf gleiche Weise die Figuren an. Ergötzende Bewegungen, welche die Seele heben oder schwellen, äußern sich in starken Beywörtern, und in figürlichem Ausdrucke. Demüthigende Leidenschaften hingegen, die uns den Muth nehmen,

suchen einfältig zu reden. Der figürliche Ausdruck ist die Frucht einer begeisterten Einbildungskraft, und kann, aus diesem Grunde, nicht die Sprache des Kummers oder des Leidens seyn. Die Gesinnungen geschäftiger, ungestümer Leidenschaften müssen in Worte gekleidet werden, in welchen die meisten Sylben hurtig oder kurz ausgesprochen werden, denn diese machen einen Eindruck von Geschwindigkeit und Eile. Bewegungen hingegen, die bey ihren Gegenständen verweilen, werden am besten mit Worten ausgedrückt, welche die meisten langen Sylben haben. Eine melancholische Person hat eine langsame Reihe von Vorstellungen. Daher stimmt mit diesem Zustand der Seele der Ausdruck am besten überein, wenn die meisten Worte nicht nur aus langen, sondern auch aus vielen Sylben bestehen. Gelinde und liebliche Bewegungen werden am besten mit sanften und fließenden Worten ausgedrückt; Erstaunen, Furcht und andere unruhige Leidenschaften erfordern beydes einen rauhen und abgebrochenen Ausdruck. Im Tumult der Leidenschaften drückt man gemeiniglich das zuerst aus, was uns am meisten am Herzen liegt. Oft macht auch die Leidenschaft, daß man die Worte verdoppelt, um die starke Vorstellung der Seele desto besser auszudrücken.

Ueber das Rührende kann man auch in Herrn Dr. Ammon's Homiletik §. 69—73 Belehrung finden. Daß wir Deutsche das Rührende und Weinerliche in Romanen und Schauspielen sehr lieben, ist bekannt.

Eben so bekannt ist es, daß mehrere unserer angesehenern Schriftsteller durch gesuchte Worte und Redensarten etwas Schönes erkünsteln wollen, um damit der Trockenheit vorzubeugen. Da liest man denn von Coryphäen, Sarkophagen, Basreliefen, von dem Coliseum, „von der Glorie von Haarlocken, Chorpulten, Papageyen und Cyperkatzen, wel-

che durch den göttlichen Anhauch aus den Lorberhainen des Pindus bis zu den Sternen erhoben würden," daß man ganz erschrocken da steht, und nicht weiß, was man zu dem Schwall sagen soll. Schon Gottsched klagte über die mizraimische Finsterniß, die Hydren und Amphisbänen der Schriftsteller seiner Zeit: was würde er erst jetzt sagen? — Gewiß: „wozu die phantastischen Schnörkel?" wenn er sich nicht noch derber ausdrückte, und diese Herren für die spukenden Gespenster von Lohenstein, Riemer und Wenzel erklärte. So sagt er auch, daß die pedantische Schreibart mit vieler Belesenheit in den Alterthümern, Poeten, Rednern und Weltweisen, auch wohl neuern Geschichten und Reisebeschreibungen prahle, sonderlich von fremden Thieren, Vögeln, Fischen, Pflanzen und Früchten.

§. 6.

Die feurige und begeisterte Schreibart.

Die feurige Schreibart ist diejenige, welche unter allen Ausdrucksarten zunächst an die erhabene gränzt. Sie entsteht aus einer ungemeinen Erhebung des Gemüths, welches von irgend einem Gegenstand so eingenommen und begeistert ist, daß sich das ganze geistige Seyn darauf bezieht; zugleich verleiht dieser Gegenstand dem Gemüth eine solche Stärke und unwiderstehliche Kraft, daß Alles, was sich zwischen die Seele und diesen Gegenstand eindrängen, oder den begeisterten Menschen in seinem Gang aufhalten will, und wäre es noch so mächtig, wie ein Kinderspiel be-

trachtet wird. Der feurige Mensch ist gleichsam ein sich bildendes, oder aus der Begeisterung für irgend etwas sich entwickelndes Erhabenes. Die Liebe, umfasse sie nun ein Weib, oder das Vaterland, oder irgend eine Kunst und Wissenschaft, ist am meisten geeignet, uns das Feuer der Begeisterung, sammt dem Styl desselben zu offenbaren. Von dieser Art sind Romeo und Julie Shakespeares, und Schillers Liebende in Cabale und Liebe.

Derjenige Styl wird dagegen frostig und matt genannt, welcher nicht im Stande ist, von begeisternden Sachen begeistert zu reden, oder welcher überhaupt nichts Begeisterndes erfassen kann, oder gern möchte, und es verfehlt.

Dieses Feuer der Begeisterung, welches den Menschen so nahe an das Erhabene hinführt, zeigen uns die Alten häufig in Thaten und Aeußerungen, welche den höchsten Patriotismus beurkunden. Und wer erinnert sich nicht der mancherley erhabenen Scenen und Reden, welche in Deutschland die Kirchenreformation, und in Frankreich der Anfang der französischen Revolution erzeugte? Die Begeisterungen für irgend eine Wissenschaft sind neuerdings in Deutschland auch sehr häufig zum Vorschein gekommen, aber sie haben leider das umgekehrte Erhabene bewirkt, nämlich das pöbelhafteste Schimpfen und Herabsetzen. Denn wer erinnert sich nicht mit dem

größten Abscheu jener Styl-Producte der neuern Philosophen, und ihrer Anhänger, zumal aus dem Stande der Aerzte, welche als Muster der göttlichsten Grobheit für alle Zeiten gelten?

*) Bey Adelung II, 274 u. ff. wird ein Langes und Breites über das Matte gesagt, und wie es zu vermeiden sey. Ohne rege Phantasie wird aber kein Mensch der matten Schreibart entgehen können, und wenn er noch so adelungisch-gelehrt wäre, und daher wollen wir uns auch aller Auszüge aus Adelung in dieser Hinsicht enthalten. Ueber den Frost erklärt sich derselbe II, 106. Er sagt unter andern: „Der Frost ist der Wärme und Hitze entgegengesetzt; diese wird vorzüglich den Gemüthsbewegungen und Leidenschaften beygelegt. Will der Schriftsteller sie erregen, erreicht aber seine Absicht aus Ungeschicklichkeit nicht, so entsteht der Frost. Da man indessen auch der erregten Einbildungskraft eine Wärme beyzulegen pflegt, so kann man den Frost sich immer auch auf die verfehlte Phantasie erstrecken lassen.“ Indessen gesteht er ein, daß die Erklärungen des Frostes von Andern sehr verschieden gegeben würden.

Um ein Beyspiel aus den Alten anzuführen, wo das Wort Frost gebraucht wird, wollen wir der Stelle gedenken, wo Plutarch im Leben Alexanders erzählt, daß der Tempel der Diana zu Ephesus in derselben Nacht abgebrannt sey, wo die Königin Olympias den Alexander zur Welt gebracht habe. „Hierüber, fährt Plutarch fort, hat Hegesias der Magnesier einen Witz gemacht, der so frostig war, daß man die ganze Feuersbrunst damit hätte können auslöschen, denn er sagt, der Tempel habe natürlicher Weise abbrennen müssen, weil Diana (als Geburtshelferin) bey der Geburt Alexanders geschäftig

gewesen sey.“ Hier ist Plutarch selbst frostiger als Hegesias, denn mit einem frostigen Witz kann man kein Feuer löschen, sondern nur mit einem wässerigen. (Im Griechischen lautet die Stelle: ὡς Ἡγησίας ὁ Μάγνης ἐπιπεφώνηκεν ἐπιφώνημα κατασβέσαι τὴν πυρκαϊὰν ἐκείνην ὑπὸ ψυχρίας δυνάμενον· εἰκότως γὰρ ἔφη καταφλεχθῆναι τὸν νεὼν, τῆς Ἀρτέμιδος ἀσχολουμένης περὶ τὴν Ἀλεξάνδρου μαίωσιν. Man vergleiche auch Cic. de Nat. Deor. II, 27.)

§. 7.

Von dem gemeinen, mittlern und höhern Styl.

Man nennt die Schreibart schicklich oder anständig oder edel, wenn sie nichts gegen den sogenannten guten Ton oder die Sprache der höhern Stände Anstoßendes enthält. Darüber haben wir uns zwar schon im Anfange dieses Werks erklärt, aber hier müssen wir umständlicher darauf zurückkommen.

Jeder Stand hat sein eigenes Wörterbuch, und die höhern Stände haben um so weniger Ausdrücke, je höher sie sind. Manche hohe Personen nennen z. B. die in den Hofküchen so häufig zubereiteten Excremente der Schnepfen nicht bey ihrem deutschen Namen, sondern umschreiben sie, und der Hofmarschall, der der Sache doch einen bestimmten Namen geben muß, hilft sich mit Schnepfen-Schmutz. So nennen auch andere hohe Personen das Gesäß ꝛc. nicht, sondern sa-

gen der Theil, worauf man sitzt. (Schon der Kaiser Justinian ging durch den Ausdruck si quis necessarius naturae usus ad depositionem superflui ponderis immineat. Cod. L. VI. Tit. XXIII. 28 in Umschreibungen der Art voran.) Am Hofe darf man nie von Buben sprechen, außer im Kartenspiel. In den deutschen Karten nennt der Bauer das Daus die Sau; beyde Ausdrücke sind nicht hoffähig, denn hier kennt man nur das Aß, und Herrn Campe's Dausmänner werden am Hofe nie für Matadoren gebraucht werden, so wenig als die altdeutschen Wenzel. Der Oberjägermeister darf vielleicht nur unter den Theilnehmern der fürstlichen Jagden von einer wilden Sau sprechen, bey Tafel aber in Gegenwart der Fürstinnen, Prinzessinnen und Hofdamen gewiß nie. Selbst Jean Paul getraute sich einst an einer fürstlichen Tafel nicht, von seinen Flegeljahren zu sprechen, als er von dem Fürsten gefragt wurde, woran er jetzt arbeite. In der Höhe, wo Fürsten, Könige und Kaiser stehen, verschwindet nicht allein alles Widrige und Niedrige, sondern auch alles Derbe, fast möchte ich sagen Kräftige. Doch muß man auch hier Nord- und Süddeutschland unterscheiden.

Man versetze sich nun in die niedern Stände, wo der Natur kein Schleyer vorgesteckt, sondern Alles gerade heraus gesagt und genannt wird, so

wird man außer einem eigenen Dialect auch einen eigenen Hang finden, alles Hohe, Große, Edle und Schöne selbst durch den Ausdruck in die niedere Sphäre herabzuziehen. So gebraucht z. B. der Bauer in der Gegend des Verfassers das Wort Blumenbret nicht, weil es ihm zu edel ist, sondern er sagt Schmeckbretlein, denn die Sache muß durch ein Diminutivum gleichsam verächtlich, und durch das Wort Schmecken für Riechen gemein gemacht werden.

Zwischen beyden Extremen bahnt sich nun die Sprache des Redners und Schriftstellers ihren Weg, und nimmt sich diejenigen Schriften zum Muster, welche allgemein für edel in Hinsicht des Ausdrucks gelten. Man kann nicht wohl eine Sammlung edler Wörter aufstellen, denn die Sprache bildet sich hier gar sehr um: die Hofsprache, die wir z. B. in dem nunmehrigen Volksbuch Claus Narrens weiland Churfürstlich Sächsischen gewesenen Hof-Narrens Lust-ergötzender Historia finden, ist zur Bauernsprache geworden: selbst die etwas feinere Hofsprache aus Taubmanns Zeiten ist jetzt nicht mehr durchaus anwendbar. Doch wird man immer das Geschraubte und Unnatürliche der Hofsprache einer Seits, und das gar zu Natürliche und Unverhaltene der gemeinen Sprache anderer Seits im edeln Styl vermeiden: daß sich der komische und humoristische

Schriftsteller hieran nicht bindet, haben wir bereits bemerkt.

Diesen edeln Styl theilt Adelung in den vertraulichen, mittlern und höhern ein, indem der niedere Styl immer ein Fehler sey, und hier nicht berücksichtigt werden könne: der Gegenstand der vertraulichen Schreibart ist nach ihm das Kleinliche, Angenehme, Gefällige; der mittlern das Wahre, das Gewöhnliche; der höhern aber das Starke, das Ernste und Große.

Unserer Meynung nach ist der Styl entweder rein prosaisch, oder er nimmt immer mehr poetischen Schmuck an, bis er ganz zur Poesie wird, indem die Gegenstände, die er auszudrücken hat, schon ganz in das Gebiet der Poesie gehören. Gewisse Geschäftsverhältnisse lassen gar keine Poesie zu, weil sie schon der Sache nach reine Prosa sind: andere hingegen können schon mehr oder minder idealisch erfaßt werden, und der Styl muß dem gemäß sich aussprechen.

Die Hauptsache liegt also in der Kenntniß der prosaischen und dichterischen Sprache, und dieser Unterschied ist nicht immer derselbe. Man vergleiche z. B. Schillers und Goethes dichterische Sprache mit der, woraus Adelung so häufig Beyspiele beybringt, oder Vossens Hexameter mit den Klopstockschen, so wird man bald finden, daß die ehemalige deutsche Dichtersprache gegen diese neuere fast ganz Prosa ist.

Das, was Adelung höhere Schreibart nennt, ist nichts Anderes als die dichterische Form der deutschen Sprache. Sowie dem Wesen nach Prosa und Poesie verschieden sind, so sind sie es auch im Ausdruck. Die Prosa ist mehr Begriff, die Poesie ganz Idee; die Prosa geht aus dem Geschäftsleben hervor, die Poesie aus dem höhern Wesen der Menschheit: daher ist die prosaische Sprache so bequem und so geschäftig und wortreich, so niedergehalten und anspruchslos als das niedrigere Leben und Weben der Menschheit, während die Dichtersprache so hoch fliegt als das Dichterroß. Die prosaische Sprache gebraucht diejenigen Ausdrücke, Formen, Constructionen und Redensarten, die jedermann verständlich und geläufig sind; die Poesie hingegen liebt das Seltenere und Gesuchtere, das, was die Menschheit auf einem höhern, aber gerade nicht beschränktern Standpunct darstellt, um sich eben dadurch als Poesie zu beurkunden. Alles also, was als Ausdruck den Menschen in eine höhere Sphäre versetzen, oder ihn größer, erhabener und würdevoller darstellen kann, als er im Durchschnitt ist, gehört zur Dichtersprache oder zum höhern Styl.

Aber es lassen sich, wie bereits gesagt, keine allgemeingültigen Regeln und Beyspiele darüber ertheilen. Wer will überhaupt angeben, wie weit in irgend einem bestimmten Fall (z. B. in ei-

ner Rede) die Prosa sich im Ausdruck der Poesie nähern dürfe? Wer will, bey der steten Umbildung der deutschen Sprache, ein Wörterbuch des vertraulichen und des höhern Styls für alle Zeiten hinstellen, wie Adelung? Manche Ausdrücke sind höchst dichterisch, und also für die höhere Schreibart ganz geeignet, und doch werden sie vielleicht in der geschraubten Sprache des (norddeutschen) höhern Adels nie für edel gelten.

Man studire daher an den besten Prosaikern und Dichtern seiner Zeit, was die Sprache für die verschiedenen Arten des Styls ist, und dann wird man im Ganzen immer besser schreiben, als wenn man Adelungs Wörterbücher des vertraulichen und höhern Styls einlernt, die man in seinem öfters angeführten deutschen Styl II, S. 15 und 122 findet, und von denen wir am Schlusse der Noten dieses Paragraphen nähere Ansicht geben wollen.

*) Pölitz System des Styls erklärt sich über die niedere, mittlere und höhere Schreibart S. 87, Theil I, auf folgende Art und Weise: „Es gibt eine dreyfache Schreibart: a) die niedere. Sie charakterisirt sich durch Deutlichkeit, Faßlichkeit und Leichtigkeit. Sie kann ausführlich seyn; nur muß sie sich vor dem Kindischen, Kleinlichen, Wässerigen, Unedlen und Unrichtigen bewahren. b) Die mittlere. Sie ist die Sprache der Ruhe und des Ernstes. Sie will nicht absichtlich populär seyn; sie sucht aber auch keinen Schmuck.

Sie hat mehr Fülle und Reichthum im Ausdruck, als die niedere; erreicht aber die höhere noch nicht am Glanze der Darstellung. Ihr Eindruck ist mehr stark, als angenehm; ihre Kraft zeigt sich mehr in hervorgebrachter Ueberzeugung, als in bloßer Deutlichkeit; ihr Gang ist weder kühn noch gemein; ihr Ausdruck ist mehr für den Verstand, als für die Phantasie. — Sie hat den Vorzug, daß sie am schwersten gemißbraucht werden kann, weil dieß bloß durch Einmischung von zu niedrigen, unedlen Ausdrücken, oder von zu üppigen Bildern der Phantasie möglich ist. c) Die höhere. Sie veredelt und erhebt durch das gewählte Wort oder durch den Ausdruck den bezeichneten Gegenstand, und ist, da sie bloß als die Würze des Styls angewendet werden muß, nur selten zu gebrauchen und die Sprache der eigentlichen Beredsamkeit. Sie wirkt auf Erschütterung des Herzens, und auf das Interesse der Phantasie hin. Sie muß sich vor Affectation, vor Ueberladung, vor Schwulst, und vor unnatürlichen Eigenheiten hüten."

Herr Daulnoy stellt in seiner Art Oratoire ebenfalls drey Arten des Styls auf. Er sagt: Le style simple consiste principalement dans le naturel des pensées, l'ingénuité des expressions, et la pureté du langage. On doit y éviter avec soins les pensées trop élevées, les expressions recherchées, et les tours brillants; car pour rester simple, ce style n'admet que des choses intelligibles par elles-mêmes, et dont le sens ne soit ni trop figuré, ni trop allégorique, ni ambigu: c'est le style des choses, dont la simplicité fait l'attribut essentiel: telles que les entretiens familiers, les lettres, les fables, les recits, et les parties du discours, où l'orateur ne cherche qu'à instruire ses auditeurs, qu'à s'insinuer doucement dans leur esprit.

D'après ces notions, on voit déjà que le style simple est susceptible de surattributs différents; il peut être: familier, naif, enjoué, précis, énergique, doux, grave, etc.

Le style tempéré consiste dans le choix des pensées neuves et délicates, des expressions riches et saillantes, des peintures vives et ingénieuses. La douceur, l'agrément doivent y dominer; la véhémence et l'énergie y ont peu de part. Il aime à se parer de ce qui est brillant, mais il est économe de ses parures. Ses ornements favoris sont ceux qui sortent naturellement du sujet; il craint l'affectation, il fuit la recherche. S'il n'est pas aussi pompeux que le sublime, il a plus d'élévation que le simple. Tantôt il se montre fleuri, tantôt gracieux, tantôt rapide, tantôt élégant, tantôt coupé, tantôt périodique, c'est à dire, présentant un enchaînement de périodes travaillées avec art, pour donner au discours du nombre, de la mélodie, de la majesté.

Le style sublime est une manière de s'exprimer, qui par l'élévation des pensées, la mélodie des expressions, la grandeur des images, la noblesse des sentiments, fait prendre à l'âme un essor marqué, la remplit d'enthousiasme, et peut ravir l'homme hors de lui-même. Le sublime provient ou des pensées, ou des paroles, ou des images, ou des sentiments; c'est-à-dire de l'une de ces choses prises séparément, ou des quatre réunies. Dans ce dernier cas, ce seroit le parfait sublime. Le style sublime peut être: ou pathétique, ou pittoresque, ou mélodieux, ou plein d'enthousiasme.

Das oben angeführte Adelung'sche Wörterbuch des vertraulichen Styls (in Ansehung der Würde, setzt er noch hinzu") ist folgendes: der Abendsegen, Morgensegen, für Abendgebet, Morgengebet; artig für gesittet; jemanden ausstechen; die Backe, im höhern Styl die Wange; ein Bärenhäuter; bechern; ein Beutelschneider; bildern; ein Bischen; bitterböse; einen Bock machen; böse werden, böse seyn, für zürnen; brav; ein Bursche; ein Buschklepper; Dinger im Plural von Individuis; dingen; drollig; ein Duckmäuser; durchgehends; unser einer; einem etwas eintrichtern; jemanden erwischen; fabeln; faseln; ein Federfechter; eine Fratze; freyen; ein Freyer, die Freyth; fröstеln; jemanden fuchteln; mit etwas fürlieb nehmen; gaffen; ein Galgenvogel; garstig; zu Gaste gehen, jemanden zu Gaste bitten; ein Gaul; ein Gaudieb; Gauner; Geige für Violine; ein Geck; auf gerathewohl; der Hintere; gescheit; grämlich, ein Grämling; grillisch; groß thun; gucken; einem gut seyn; hänseln; hastig; die Hausehre (Hausfrau); hecken (gebähren); eine Hexe, hexen, behexen; ein herzensguter Mann; hübsch; kälbern (muthwillig seyn); Kalmäuser, kalmäusern; kalendern; kindern; Kindtaufe; kirre; klatschen (plaudern); kleinlaut; knapp; Knauser, knausern, knauserig; ein Knicker, Knickerey; kränkeln; es kriebelt von Käfern; kriegen (bekommen) beynahe zu unedel, selbst für den vertraulichen Styl; kümmern; die Kurzweile, kurzweilig; leidlich; das Adjectivum lieb, in den meisten Fällen; lose (schalkhaft); Mährchen; manierlich; Mäulchen (Kuß); mausen; Mischmasch; mißlich; mucken, mucksen; naseweis; necken, neckisch, Neckerey; nicken; niedlich; ein Pfiff, pfiffig; Pickelhäring; ein Pinsel (einfältiger Mensch); pinseln (winseln); Plaudertasche; Popanz; jemanden prellen; ein Pudel (Fehler); pudelnärrisch; Rappuse; ein Sauertopf; ein Schächer; schäkern; ein

Schalk; schmählen; schmollen; ein Schnitzer (Fehler); schnakisch; einen Schuß haben; spatziren; unpaß, unpäßlich; wispern; Zecher.

Dieses Wörterbuch hat sich sehr überlebt. Der Verfasser dieses getraut sich z. B. das Wort Fratze ohne allen Anstand im höhern Styl bey der Beschreibung des Wilden oder Fürchterlichen zu gebrauchen, auch findet sich dieses Wort bereits S. 6. der Weihe der Unkraft von Herrn Werner: „Doch weg mit diesen Fratzen, mit meinen und der Andern u. s. w."; Hexe hat man neuerdings sogar im tragischen Styl angewandt; der Abendsegen und Morgensegen sind ganz dichterische Ausdrücke; frösteln ist sehr mahlerisch, und deßwegen mehr als vertraulich; Mörder dingen sagen wohl unsere besten Dichter; ein Mährchen, ein Schalk u. s. w. passen in jede Schreibart. Wiederum sind andere Ausdrücke dieses Wörterbuchs mehr als vertraulich, d. h. ganz gemein, wie Galgenvogel, Gaudieb, Pudel, Schnitzer u. s. w, und manche sind bloße Provincialismen, z. B. kälbern, kriebeln, grillisch, kalendern, Rappuse, schmählen u. dgl. Die Sprachen sind in steter Umbildung begriffen, am allermeisten die deutsche, und was ehedem ächtes gutes Deutsch war, ist mit unter jetzt ganz gemein. So sagen z. B. jetzt nur die gemeinen Leute: ich will sehen thun, ob die Sache gehen thut, während diese Redensart ächtdeutsch ist, und ehedem sehr gut war, wie wir an dem Engländer sehen, der noch immer spricht: wie thut ihr thun? für: wie befindet ihr euch? und welcher bey Verneinungen immer noch das thun hinzusetzt, z. B. ich thue ihn nicht lieben, ich thue das nicht verstehen u. s. w. (Bekanntlich ist der Grund des Englischen Deutsch). — Nicht viel besser ist auch alles Andere, was Adelung noch über den vertraulichen Styl sagt; so weiß er z. B. nicht,

daß die Diminutiva in lein (Hühnlein) süddeutsch, und die in chen (Hühnchen) norddeutsch sind, u. s. w. Der gute Mann scheint überhaupt in Süddeutschland gar nicht bekannt gewesen zu seyn. Wußte er ferner auch nicht, daß Redensarten wie: da können sie nichts vor, es hilft nichts vor und ähnliche, welche ich auch häufig in Göttingen von dem Katheder herab hörte, plattdeutsch sind, wie sich aus dem Englischen beweisen läßt, und also gar nicht hieher gehören? Was endlich seine Zusammenziehungen des Artikels mit den Präpositionen betrifft, z. B. im, am, zur, so werden diese jetzt auch in der höhern Schreibart mehr gebraucht als sonst, denn manche lassen sich gar nicht vermeiden, und andere neuere Sprachen bedienen sich ja auch ähnlicher Zusammenziehungen im höhern Styl. So bedient sich z. B. Herr F. Schlegel in seiner Abhandlung über Goethe's Meister, die im höhern Lehrstyl geschrieben ist, der Zusammenziehung aufs äußerste, S. 150 des Athenäums I, 2; so sagt auch Herr Baron de la Motte Fouqué in seinem, doch wohl nicht zum vertraulichen Styl gehörigen Thiodolf I, S. 115. Beim Abschied ging es ernst und feierlich her und sehr gesetzt; und S. 135 — — daß hellblühendes Gezweig herabfiel, wie zum Siegesschmuck auf Harnisch und Helm.

Wir wollen nun auch sein Wörterbuch der höhern Schreibart etwas betrachten. Zuerst verlangt er Angemessenheit und Würde. Dann gibt er die der höhern Schreibart eigenen Wörter an. Nach ihm ist Gefild und harren stärker als Feld und warten, während wir es bloß dichterisch seyn lassen; Rast ist zwar höher als Ruhe, aber in dem Wort Rasttag der Soldaten ist es ganz prosaisch, wovon er kein Wort sagt. Schliefen für schlüpfen ist wohl nur ein Provinzialismus, und kein höherer Ausdruck. So gebraucht auch nur der Dich-

ter die Lüfte, die Freuden, und die Donner, während die Schatten als Seelen in der Unterwelt schon an und für sich Gegenstände der Dichtung sind, von den Bäumen gebraucht aber gar wohl reine Prosa seyn können. Dichter und Sänger ist deutsch, Poet griechisch und pedantisch, und weiter ist davon nichts zu sagen. Farre für Ochs ist unverständlich, aber Ochs freilich ganz prosaisch. Kreissen, für in Geburtsschmerzen liegen, ist von Herrn Voß bey Ovid. Metamorph. IX, 294 gebraucht worden, wo er Nixosque pares durch Zwillingsmächte des Kreissens übersetzt. Werden unsere vornehmen Frauen dieses Wort gebrauchen? In der Gegend des Verfassers ist es ein ganz gemeines Bauernwort, und in Zusammenziehungen wird es von dem Pöbel gebraucht, um die stärksten Schimpfwörter zu bilden, z. B. Kreissenkerl und andere noch derbere. Wo ist nun der höhere Styl? Minister durch Satrapen und Bassen in der höhern Schreibart geben wollen, würde jetzt nur belacht werden, so wie Papst durch Pontifex. Und so könnte sich ein eigenes Werk über dieses Capitel des Adelungischen Styls schreiben lassen, und in dreißig bis funfzig Jahren wieder ein anderes, wobey sich wiederum auch über unsere, aus dem jetzigen Zeitalter hervorgehende Kritik, Manches mit Recht erinnern ließe.

§. 8.

Das Erhabene.

Wir haben bereits §. 6. dieses Abschnittes eines sich entwickelnden Erhabenen gedacht. Wir sahen nämlich, daß irgend eine Leidenschaft und Begeisterung so wachsen und energisch werden kann, daß sie ganz dem Charakter

des Erhabenen annimmt. Wir wollen daher umständlich von dem Erhabenen jetzt handeln.

Das Erhabene wird leichter gefühlt als erkannt und definirt. Jean Paul sagt, das Erhabene sey das angewandte Unendliche; in seiner Aesthetik (Nürnberg 1807) hat der Verfasser dieses sich dahin erklärt, daß das Erhabene bemerklich werde, wenn von zweyen Gegensätzen der eine so stark und mächtig hervortritt, daß der andere fast verschwindet; in Maas Rhetorik heißt es §. 30, ein großer Gedanke sey ein erhabener Gedanke, wenn er etwas Erhabenes als solches vorstellt, und Erhabenheit sey nach §. 8. die Größe eines Gegenstandes, wobey die Idee des Unendlichen erweckt wird; in Home's Kritik wird behauptet, daß, wenn man große und hohe Gegenstände in Absicht auf den Eindruck, den sie hervorbringen, betrachte, sie das Große und Erhabene genannt würden. Und so gibt es noch vielerley mehr oder minder gehaltvolle Definitionen.

Jeder Philosoph ist bekanntlich für das eingenommen, was er selbst sagt, und so wird man es auch dem Verfasser dieses verzeihen, wenn er die in seiner Aesthetik vorgetragene Theorie des Erhabenen hier wiederholt, genauer erklärt, und eigene und fremde Beyspiele (aus Jean Paul und Home) nach ihr betrachtet.

Gegensätze sind z. B. Geist und Körper oder Vernunft und Sinnlichkeit. Wenn nun die Vernunft oder der Geist eine solche Oberherrschaft über die Sinnlichkeit und niedern Leidenschaften ausübt, daß man z. B. dem ärgsten Feind mildreich verzeiht, oder, wie Posidonius, mitten in der Folter des körperlichen Schmerzens behauptet, der Schmerz sey dennoch kein Uebel, so wird jedermann etwas Großes und Erhabenes hierin finden. Wenn Gottes bloßer Wille über die Natur so viel vermag, daß er nur sprechen darf: „es werde Licht,“ um die Finsterniß des unermeßlichen Chaos vom Licht beschienen zu machen, so tritt dieser geistige Wille als ein so mächtiger Gegensatz der Natur auf, daß diese gegen ihn fast ganz verschwindet. So wird auch der Liebende erhaben, der sich in der Verzweiflung dem Tode weiht, denn der kalte Entschluß zu sterben siegt über das aufgeregteste Leben.

Nach Jean Paul sind ein Wasserfall, das stürmende Meer, und eine in dunkler Nacht erleuchtete St. Peters Kuppel optisch und akustisch erhabene Gegenstände. Wir sehen auch hierin nichts als stark hervortretende Gegensätze. Das Wasser ist ein Gegensatz des Landes: wenn es ruhig steht oder fließt, wird dieser Gegensatz bey weitem nicht so bemerklich, als wenn es stürmt oder fällt, und so steigt das Erhabene, je größer der Sturm oder der Fall des

Wassers ist. Die Peterskirche zu Rom ist ein Gegensatz der Höhe gegen das flache Land, und diese Höhe zeigt sich in der Nacht durch die Erhellung noch kühner. Derselbe Fall ist es mit der großen Pyramide in Aegypten und den über die Wolken aufgethürmten Alpen, deren Home (I. 287 der deutschen Uebersetzung) gedenkt. Daher erscheint der König Lear (Home I. 298) auf Dovers steilen Gebürgen sich selbst erhaben, weil die Höhe so schwindlicht ist, auf welcher er stehet.

Das Erhabene hat also seine Stufen, wie alle relativen Begriffe, und ein Holländer wird sich immer von der Erhabenheit eines Gebirgs größere Ideen machen als ein Tyroler und Schweizer.

Die Natur ist selten, und der menschliche Geist nur zu gewissen Zeiten rein erhaben, und daher muß man bey Schilderungen erhabener Naturscenen nichts mit aufnehmen, was etwa der Reinheit des Erhabenen Eintrag thut, oder dessen Wirkung vernichtet. Daher hat Home Recht, wenn er I, 308. 309 behauptet, in der Schilderung des Gewitters, die Virgils Georgika I, 322 u. ff. enthalten, verderbe der Regen die erhabene Idee des donnernden Jupiters. Die Stelle heißt nämlich zu deutsch etwa so:

Graunvoll zieht sich oft ein Sturm am Himmel zusammen,
Wenn, entsteigend dem Meer, sich schwärzlich-düster und furchtbar

Thürmt das Gewölk und prasselnde Güsse dem Aether entstürzen.
Weithin verschwemmt nun die Fluth die lachenden Saaten und Triften,
Alle Gräben sind voll, dem alten Ufer entfliehet
Rauschend der Strom, und es brausen die schäumenden Wellen der Meerfluth.
Mitten aus dunklem Gewölk schwingt dann des ewigen Vaters
Rechte den flammenden Blitz, so daß in den innersten Tiefen
Bebet die Erde, das Wild sich verbirgt, und banges Entsetzen
Zagende Menschen befällt. Er aber mit glüh'nden Geschossen
Spaltet die hohen Ceraunen und Athos und Rhodope's Gipfel
Donnernd, und frisch erhebt sich der Wind und der dichteste Regen,
Stürme heulen im Wald und fürchterlich brüllen die Wogen.

Das Erhabene kann entweder ruhig oder thätig auftreten. Ein aufgestelltes Heer ist ein Ruhig-Erhabenes, aber bey einem Angriff und Sturm wird es ein Thätig-Erhabenes. Die Natur ist ebenfalls entweder ruhig oder thätig erhaben. Immer macht aber das Thätig-Erhabene den stärksten Eindruck, und selbst solche Beobachter, die nichts von der Aesthetik wissen, fühlen hier einen Unterschied. Ein Beyspiel gebe uns Mayr's Reise nach Jerusalem und dem Libanon, St. Gallen 1815, S. 133: „Eine Aussicht vom Gipfel des Aetna in das Unermeßliche von Land und Meer, nenne ich z. B.

ruhig-erhaben. Eine Ansicht von der Höhe unsers Rigi's gegen die Kette der Gletscher, vom Morgenroth glühend, ruhig-erhaben. Ein Ausbruch des Vesuvs zur Nachtzeit — die Finsterniß in Tag umwandelnd — schaurig-erhaben. Klüfte, wo sich des Wassers Sturz von himmelan-gethürmten Felsen hinunterstäubt in den dunkeln Abgrund (wie der mittlere Fall des Reichenbachs im Oberhasli in der Schweiz) schaurig-erhaben. Bey Sonnenauf- und Untergang ist Neapel und seine Umgebung vom Golf her schön; schön sind bey vortheilhafter Beleuchtung der Genfer-, Boden-, und Zürchersee. Eine Ansicht von Florenz, von der Höhe herunter, ist zierlich; eben so die Lage einer Villa Borghese bey Rom, einige Partien des Comer- und etwelche des Langen-Sees. Konstantinopel und seine Umgebungen stehen zwischen beyden letztern, d. h. zwischen schön und zierlich inne. Natur und Kunst haben hier in einem großen Umfange vereinigt, was anderwärts theilweise und einzeln schon Aufsehen machen würde. Einige Standpuncte zwischen Konstantinopel und den Prinzeninseln grenzen beynahe an's Erhabene." — Was dieser Reisende schaurig-erhaben nennt, ist das Thätig-Erhabene; aber es schauert uns dabey, weil uns der Gedanke Furcht einflößt, es könnte seine Macht zu unserm Verderben gebrauchen.

Wenn uns das Erhabene recht gefallen soll, so muß es außer dem Gegensatz seiner Größe noch in sich selbst etwas Anziehendes haben. Wenn daher die Bauart der St. Peterskuppel auch in anderer Hinsicht schön genannt werden kann, wenn der Wasserfall auf eine mannigfache Art sich an Felsen bricht, die ihm ihre eigene Kühnheit entgegenstellen und die Sonne durch ihre Beleuchtung und die Ufer, und die ihn umgebende Natur ihn noch mehr heben, so wird er auch reizend seyn. Gleicher Gestalt mahlen auch die Mahler zum Seesturm strandende Schiffe, schwimmende Menschen und ödes Geklipp, um ihn durch diese Zugabe und Einfassung noch mehr zu heben. So gefällt der vaticanische Apollo in doppelter Hinsicht, weil seine Gestalt nicht nur männlich erhaben, sondern auch durch das Verhältniß der Glieder an und für sich und zu einander schön ist. So kann auch ein schöner bildlicher Ausdruck einen erhabenen Gedanken angenehm machen.

Es ergibt sich aus dem Bisherigen sehr leicht, daß das Erhabene seinen eigenen Styl hat, der sich in der Wahl der Worte, in dem feyerlichen, fast harten Gang des Perioden, in der Gedrängtheit der Bilder und Vorstellungen äußert, weil ein hüpfender, spielender Rhythmus und ein weitschweifiges leeres Wortgepränge seine Wirkungen, die Seele zu heben und zu begeistern, vernichtet.

Unter uns Deutschen hat Johannes v. Müller's Styl durch seinen harten Bau und seine Gedrängtheit einen erhabenen Klang und Gang. Und Kant wird oft, wo er von erhabenen Gegenständen spricht, selbst im Styl erhaben, wie folgende Stelle seiner Kritik S. 641 der fünften Auflage beweist: „Die unbedingte Nothwendigkeit, die wir, als den letzten Träger aller Dinge, so unentbehrlich bedürfen, ist der wahre Abgrund für die menschliche Vernunft. Selbst die Ewigkeit, so schauderhaft erhaben sie auch ein Haller schildern mag, macht lange den schwindelichten Eindruck nicht auf das Gemüth; denn sie mißt nur die Dauer der Dinge, aber trägt sie nicht. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen, daß ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, außer mir ist nichts, ohne das, was bloß durch meinen Willen etwas ist; aber woher bin ich denn? Hier sinkt alles unter uns, und die größte Vollkommenheit, wie die kleinste, schwebt ohne Haltung vor der speculativen Vernunft, der es nichts kostet, die eine so wie die andere ohne die mindeste Hinderniß verschwinden zu lassen."

In Jean Paul's Schriften finden sich viele erhabene Stellen. Aber das Erhabenste, was er geschrieben hat, ist jener Traum S. 4. der

Blumen=Frucht= und Dornenstücke, worin er das Schreckliche des Atheismus schildert.

„Ich lag einmal an einem Sommerabende vor der Sonne auf einem Berge und entschlief. Da träumte mir, ich erwachte auf dem Gottesacker. Die abrollenden Räder der Thurmuhr, die eilf schlug, hatten mich erweckt. Ich suchte im ausgeleerten Nachthimmel die Sonne, weil ich glaubte, eine Sonnenfinsterniß verhülle sie mit dem Mond. Alle Gräber waren aufgethan und die eisernen Thüren des Gebeinhauses gingen unter unsichtbaren Händen auf und zu. An den Mauern flogen Schatten, die niemand warf, und andere Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft. In den offnen Särgen schlief nichts mehr als die Kinder. Am Himmel hing in großen Falten bloß ein grauer schwüler Nebel, den ein Riesenschatte wie ein Netz immer näher, enger und heißer herein zog. Ueber mir hört' ich den fernen Fall der Lawinen, unter mir den ersten Tritt eines unermeßlichen Erdbebens. Die Kirche schwankte auf und nieder von zwey unaufhörlichen Mißtönen, die in ihr mit einander kämpften und vergeblich zu einem Wohllaut zusammenfließen wollten. Zuweilen hüpfte an ihren Fenstern ein grauer Schimmer hinan und unter dem Schimmer lief das Bley und Eisen zerschmolzen nieder. Das Netz des Nebels und die schwankende Erde rückten mich in den fürchterlichen Tempel, vor dessen Thore in

zwey Gift-Hecken zwey Basilisken funkelnd brüteten. Ich ging durch unbekannte Schatten, denen alte Jahrhunderte aufgedrückt waren. — Alle Schatten standen um den leeren Altar und allen zitterte und schlug statt des Herzens die Brust. Nur ein Todter, der erst in die Kirche begraben worden, lag noch auf seinem Kissen ohne eine zitternde Brust, und auf seinem lächelnden Angesicht stand ein glücklicher Traum. Aber da ein Lebendiger hinein trat, erwachte er und lächelte nicht mehr, er schlug mühsam ziehend das schwere Augenlied auf, aber innen lag kein Auge und in der schlagenden Brust war statt des Herzens eine Wunde. Er hob die Hände empor und faltete sie zu einem Gebet; aber die Arme verlängerten sich und löseten sich ab, und die Hände fielen gefaltet hinweg. Aber am Kirchengewölbe stand das Ziffernblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien und das sein eigener Zeiger war; aber ein schwarzer Finger zeigte darauf und die Todten wollten die Zeit darauf sehen.

Jetzt sank eine hohe edle Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerz aus der Höhe auf den Altar hernieder und alle Todte riefen: „Christus! ist kein Gott?"

Er antwortete: „es ist keiner."

Der ganze Schatten eines jeden Todten erbebte, nicht bloß die Brust allein, und einer um den andern wurde durch das Zittern zertrennt.

Christus fuhr fort: „Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, so weit das Seyn seinen Schatten wirft und schauete in den Abgrund und rief: Vater, wo bist du? aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Wesen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren schwarzen bodenlosen Augenhöhle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäuete sich. — Schreiet fort, Mißtöne, zerschreiet die Schatten: denn Er ist nicht!"

Die entfärbten Schatten zerflatterten, wie weißer Dunst, den der Frost gestaltet, im warmen Hauch zerrinnt; und alles wurde leer. O da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbnen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel und warfen sich vor die hohe Gestalt am Altare und sagten: „Jesus! haben wir keinen Vater?" — Und er antwortete mit strömenden Thränen: „wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater."

Da kreischten die Mißtöne heftiger — die zitternden Tempelmauern rückten aus einander — und der Tempel und die Kirche sanken unter —

und die ganze Erde und die Sonne sanken nach — und das ganze Weltgebäude sank mit seiner Unermeßlichkeit vor uns vorbey — und oben am Gipfel der unermeßlichen Natur stand Christus und schauete in das mit tausend Sonnen durchbrochene Weltgebäude herab, gleichsam in das in die ewige Nacht gewühlte Bergwerk, in dem die Sonnen wie Grubenlichter und die Milchstraßen wie Silberadern gehen.

Und als Christus das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Irrlichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als er sah, wie eine Weltkugel um die andere ihre glimmenden Seelen auf das Todtenmeer ausschüttete, wie eine Wasserkugel schwimmende Lichter auf die Wellen streuet: so hob er groß, wie der höchste Endliche die Augen empor gegen das Nichts und gegen die leere Unermeßlichkeit und sagte: „starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Nothwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennt ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? — Zufall, weißt du selber, wenn du mit Orkanen durch das Sternen-Schneegestöber schreitest und eine Sonne um die andere ausweheſt, und wenn der funkelnde Thau der Gestirne ausblinkt, in dem du vorübergehst? — Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls! Ich bin nur neben mir! — O Vater, o Vater! wo ist deine unendliche Brust,

daß ich an ihr ruhe? — Ach wenn jedes Ich sein eigner Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigner Würgengel seyn?.....

„Ist das neben mir noch ein Mensch? Du Armer! Euer kleines Leben ist der Seufzer der Natur oder nur sein Echo — ein Hohlspiegel wirft seine Strahlen in die Staubwolken aus Todtenasche auf euere Erde hinab, und dann entsteht ihr bewölkten wankenden Bilder. — Schaue hinunter in den Abgrund, über den Aschenwolken ziehen — Nebel voll Welten steigen aus dem Todtenmeer, die Zukunft ist ein steigender Nebel und die Gegenwart ist der fallende. — Erkennst du deine Erde?“

Hier schauete Christus hinab und sein Auge wurde voll Thränen und er sagte: „ach, ich war sonst auf ihr: da war ich noch glücklich, da hatt' ich noch meinen unendlichen Vater und blickte noch froh von den Bergen in den unermeßlichen Himmel und drückte die durchstochene Brust an sein linderndes Bild und sagte noch im herben Tode: Vater, ziehe deinen Sohn aus der blutenden Hülle und heb' ihn an dein Herz.... Ach ihr überglücklichen Erdenbewohner, ihr glaubt Ihn noch. Vielleicht gehet jetzt euere Sonne unter und ihr fallet unter Blüten, Glanz und Thränen auf das Knie und hebet die seligen Hände empor und rufet unter tausend Freudenthränen zum aufgeschlossenen Himmel hinauf: auch mich

kennst du, Unendlicher, und alle meine Wunden, und nach dem Tode empfängst du mich und schließest sie alle.... Ihr Unglücklichen! nach dem Tode werden sie nicht geschlossen." Ach, wenn der Jammervolle sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einen schönern Morgen voll Wahrheit, voll Tugend und Freude entgegen zu schlummern: so erwacht er im stürmenden Chaos, in der ewigen Mitternacht — und es kommt kein Morgen und keine sanfte heilende Hand und kein unendlicher Vater! — Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst, so bete ihn an: sonst hast du Ihn auf ewig verloren.

Und als ich niederfiel und ins leuchtende Weltgebäude blickte: sah ich die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange, der Ewigkeitsschlange, die sich um das Welten-All gelagert hatte, — und die Ringe fielen nieder und sie umfaßte das All doppelt — dann wand sie sich tausendfach um die Natur — und quetschte die Welten aneinander — und drückte zermalmend den unendlichen Tempel zu einer Gottesacker-Kirche zusammen — und alles wurde eng, düster, bang — und ein unermeßlich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern... als ich erwachte.

Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte, — und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das

Gebet. Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren; und warf friedlich den Wiederschein ihres Abendrothes dem kleinen Monde zu, der ohne eine Aurora im Morgen aufstieg; und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe vergängliche Welt die kurzen Flügel aus, und lebte wie ich, vor dem unendlichen Vater; und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken."

Hier ist sehr viel Erhabenes, denn wenn die Natur aus ihren Fugen gerissen und zertrümmert wird, so tritt die Zerstörung, die wir im Leben als den langsam wirkenden Feind und Gegensatz der Dinge kennen lernen, in der majestätischesten Furchtbarkeit hervor.

§. 9.

Fortsetzung des vorigen Paragraphen.

Auch die Melancholie hat ihre Erhabenheit, wenn sich ein großer und reicher Geist in ihrer Stimmung ausspricht: schriftstellerische Producte der Art gleichen dem oben angeführten Ausbruch des Vesuvs in schwarzer Nachtumgebung. Aus der englischen Literatur gehören vorzüglich Young's Nachtgedanken hieher, die Herr Bouterweck S. 312 des achten Bandes der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit bereits vor uns auf diese Art charakterisir-

te, indem er sagte, „daß die Gedanken wie Blitze, gleichsam im Zickzack, immer anders aus diesen schwarzen Nächten hervorschlagen, und das Herz immer von einer andern Seite treffen.“ Unsere neuere deutsche Literatur war einst im Begriff, etwas Aehnliches zu erzeugen, aber die poetische Tendenz der damaligen Zeit, die das Spielende, Sonderbare und Gesuchte begünstigte, gab ihm eine eigene Richtung. Wir meynen Novalis Hymnen an die Nacht hiermit, in welchen sich übrigens viel Phantasie und Sprachschönheiten offenbaren, und wovon einige hier zum Beleg unserer Behauptungen folgen.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wogen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu

zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stille. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken, und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unter dem Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich froh erschrocken, das sanft und andachts-

voll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tags Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüths, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währe.

3.

Einst da ich bittere Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg — einsam, wie noch kein Einsamer war, von un-

säglicher Angst getrieben — kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. — Wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen — von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer — und mit einemmale riß das Band der Geburt — des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr — zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich — die Gegend hob sich sacht empor; über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel — durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

§. 10.

Von der Hyperbel, dem Schwulst u. s. w.

Fehler in der erhabenen Schreibart sind nach

Adelung die fehlerhafte Hyperbel, der Parenthyrsus, Schwulst (auch Phöbus und Bombast genannt) und das Kriechende und Abentheuerliche. Der Parenthyrsus ist die Anwendung des tragischen oder erhabenen Styls auf Kleinigkeiten, wie z. B. in Martial's Epigramm VI, 19:

Non de vi, neque caede, nec veneno
Sed lis est mihi de tribus capellis,
Vicini queror has abesse furto,
Hoc judex sibi postulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

Schon Horaz sagt in seiner Ars poetica 89:

Versibus exponi tragicis res comica non vult.

Im Komischen kann der Parenthyrsus sehr viel Wirkung thun. „Ist gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, so wird das Erhabene abentheuerlich, und wenn außer der Wahrscheinlichkeit auch das Verhältniß fehlet, so heißt es ungeheuer" sagt Adelung. Rolands Geschrey, welches so stark war, daß ihm davon der Hals zerplatzte, die Geschichte in der Tausend und Einen Nacht, wo in der Zwischenzeit, worin das Wasser aus einem umgestoßenen Nachtgeschirr noch nicht ausgelaufen war, einem Menschen Begebenheiten, die mehr als zehn Jahre in sich begreifen, begegnen, die Größe der Gestalt Gottes bey den

Cabbalisten und im Koran, sind abenteuerliche Dichtungen, sagt Eberhards Synonymik. Von dem Schwulst bringt Adelung ein gutes Beyspiel aus Klopstock bey:

Hätt ich deinen (der Genesung) sanften Gang nicht
vernommen,
Nicht deiner Stimme Lispeln gehört,
So hätt auf des Liegenden kalten Stirn
Gestanden mit dem eisernen Fuße der Tod.

Das Kriechende (Bathos) bezeichnet die Anstrengung eines Schriftstellers, erhaben zu seyn, während er matt und niedrig bleibt.

Die fehlerhafte Hyperbel besteht nach Adelung in der Uebertreibung bey Beschreibungen und Schilderungen: eben deßwegen wird sie im komischen Styl gute Dienste leisten. Von den Hyperbeln der Alten hat Strabo eine kleine Sammlung hinterlassen, die er Hyperbeln aller Hyperbeln nennt, z. B. leichter als ein Kork-Schatten; furchtsamer als ein phrygischer Hase; ein Landgut, das weniger Land hat, als ein lacedämonischer Brief. Den Nil läßt er gar vom Himmel fallen, was denn das Non plus ultra aller Wasserfälle wäre. Indessen sind diese Späße für uns ein wenig zu gelehrt, so wie die Physiker gegen die größere Leichtigkeit des Korkschattens Manches einwenden werden.

*) Bey Strabo I. pag. 63. ed. Almelov. heißt es nämlich: καθάπερ εἰσὶ τινὲς ὑπερβολαὶ ἐπὶ

ὑπερβολαῖς, ὡς τὸ κουφότερον εἶναι φελλοῦ σκιᾶς, δειλότερον δὲ λαγῶ Φρυγὸς, ἐλάττω δ᾽ ἔχειν γῆν τὸν ἀγρὸν ἐπιστολῆς Λακωνικῆς· οὕτως ἐξοχὴ ἐπὶ εξοχης συντρέχει ἐπὶ τοῦ Διιπετῆ τὸν Νεῖλον λεγεσθαι.

§. 11.

Das Komische, Naive, der Humor und die Ironie.

Ob man gleich in den neuern Zeiten das Komische, Witzige, Satirische und Humoristische von einander trennt, so ist es doch gewiß, daß sie alle einerley Wurzel haben, auch dem Wesen nach eins sind, wie der Verfasser schon früher in seiner Aesthetik S. 40 u. ff. gezeigt hat, denn alle haben zum Zweck, die in Convulsionen ersterbende Natur vorzustellen. Das Zwecklose, Ungereimte und Lächerliche in der Welt wird uns von dem Witz und Humor sowohl im Einzelnen als im Ganzen auf eine überraschende Art durch glückliche Ausdrücke anschaulich gemacht, und so erregt es uns zum Lachen und zu den Thränen der Freude sowohl als des Schmerzens: zu erstern, weil unserem höhern geistigen Seyn durch jeden Witz ein Opfer gebracht wird; zu letztern, weil es uns doch schmerzt, an eine so tolle Welt gebunden zu seyn. Während der Satiriker das Ungereimte einzelner Personen, Stände und Zeitalter auf eine neue und überraschende Art schildert, der Komiker überhaupt Lächerlichkeiten aufdeckt,

wandelt der Humoristiker gleichsam mit Thränen in den Augen herum, und zeigt uns, daß unter der Sonne Alles nicht allein eitel, sondern daß auch vom Anbeginn bis zum Ende Ernst und Scherz, Lust und Schmerz, Großes und Kleines höchst abentheuerlich abwechsle.

Geistesgaben, um witzig, komisch oder humoristisch zu schreiben, sind so selten, und eine solche Gunst des Glücks, daß von jeher jeder Nation nur einzelne Schriftsteller als Sterne der Art vorleuchteten. Was wüßten wir von dem Witz der Griechen, wenn wir des Aristophanes Werke nicht besäßen? Die Römer sind nun gar nicht einmal als Originale hier aufzuführen. Unter den neuern Nationen zeigen uns bloß die Franzosen, Engländer und Deutschen die meisten witzigen und humoristischen Schriftsteller. Um von uns Deutschen besonders zu sprechen, so können wir wohl nur Lichtenberg in witzigen, und Jean Paul in humoristischen Darstellungen als die Ersten bezeichnen, während Müller (von Itzehoe) und Kotzebue als komische Schriftsteller vorzüglich genannt zu werden verdienen. Um den komischen Styl zu studiren, gibt es kein besseres Werk als Müller's Siegfried von Lindenberg.

Die genauere Auseinandersetzung des Komischen, Witzigen, Humoristischen gehört in die Aesthetik. Hier haben wir bloß zu beantworten,

ob das Komische überhaupt seine eigene Stylart habe? Allerdings. Der Ausdruck des Rein-Komischen liegt in den Wörtern, deren Bildung, Flexion, Klang, Haupt- und Nebengriffe auf eine tolle Welt hinweisen, in der eigenen Zusammenstellung dieser Wörter, in dem Gebrauch veralteter, niedriger und provincieller Ausdrücke und Formen, und in der absichtlich steifen oder possenhaft spielenden Gestaltung der Perioden. So sagt auch Jean Paul, das Komische habe seine Eigen-Namen und technischen Ausdrücke, z. B. die Thiere sind ein Wiener und Carlsruher Nachdruck der Menschen auf Fließpapier. Die sonderbarsten, und am Schwersten anzugebenden Eigenschaften sind indessen die des humoristischen Styls, dessen ganze Launenhaftigkeit am besten aus Sterne's Schriften ersehen wird, der z. B., wie Jean Paul sagt, durch Gedankenstriche nicht Theile, sondern Ganze verbindet. In der Story of Le Fever kann man ihn im Kleinen überschauen, wenn man sich nicht an den ganzen Tristram Shandy wagen will.

Eine eigene Art des Witzes ist das Naive. Nach der Meynung des Verfassers ist es eine unbefangene, fast dumme und alberne Aeußerung, hinter welcher aber viel Witz, Schalkheit und Sinn versteckt liegt. Kinder sind sehr oft naiv, d. h. mit der größten Unbefangenheit sagen sie zuweilen etwas dem Anschein nach Einfältiges, was

bey näherer Ansicht aber vielen Sinn und Verstand enthält, der weit über die Kinderjahre hinaus reicht. Das Naive wäre also ein wahres Oxymoron, d. h. ein unter der Einfalt versteckter Witz. Das Naive ist entweder unbewußt, wie bey Kindern; oder bewußt, wie bey witzigen Köpfen, welche oft mit Bedacht ihren Witz unter einfältigen Ausdrücken verstecken, und ihn dadurch noch mehr heben.

Adelung sagt, das Naive sey eine Figur des Witzes, welche das Unerwartete mit einer unschuldigen Offenherzigkeit verbindet, und ist also mit unserer Ansicht übereinstimmend. Eberhard's Synonymik behauptet, in der Kindheit ihrer Cultur seyen die Völker natürlich; in gebildetern Zeiten nenne man dieses Natürliche naiv. Diejenigen müßten uns also naiv erscheinen, welche das unverhüllt sagen, was wir zu unterdrücken verstehen. Das erhabene: Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht, und die gleichfalls erhabene Ueberschrift der Westmünsterabtey: Alle diese Todten haben gelebt, wären in dem Munde derer, die sie schrieben, vermuthlich bloß die natürlichen Ausdrücke großer Gedanken gewesen, demjenigen aber, der sich das Erhabene darin entwickle und deutlich denke, müßten diese natürlichen Ausdrücke voll tiefen Sinns naiv scheinen. Was wir also bewußtes und unbewußtes Naive

nannten, macht den Unterschied aus, den Eberhard zwischen dem Naiven und Natürlichen findet.

Zu dem bewußten Naiven gesellt sich die Ironie oder, wie Campe sich ausdrückt, der Schalksernst. Dem Schein nach meint es die Ironie ganz ernsthaft, aber unter dieser ernsten Maske steckt der größte Muthwille und die lustigste Schalkhaftigkeit verborgen. Der ironische Styl will also getroffen seyn, aber ohne Anlagen trifft man ihn nicht.

*) Adelung, der ohne alle Poesie war, hatte keinen Sinn für das Komische, so viel er auch darüber schwatzt, und daher kommt es, daß er gerade diejenigen Ausdrücke verwirft, welche für den Komiker die besten sind. Man sehe S. 232 des zweyten Bandes seines deutschen Styls, wo er behauptet, daß sich das edle Komische keiner Sprachfehler, keiner veralteten oder provinziellen Ausdrücke, keiner seltsamen neuen Wörter bedienen dürfe. Diese machen ja eben das Wörterbuch des ächten Komikers, und die Schönheit des Siegfrieds von Lindenberg von Müller aus, denn mit so zahmen Späßen, wie sie etwa ein Hofjunker ausspricht oder Engel dem Bacchus in den Mund legt (S. 234 bey Adelung), ist die komische Poesie noch nicht erreicht und vollständig kräftig dargestellt. Das Aecht-Komische hat aber von jeher die sonderbarsten Kritiker gehabt, weil sich prosaische Köpfe für ihre Unfähigkeit im Komischen durch bittern Tadel ächter Komiker gern entschädigen, denn es gibt keinen noch so dummen Menschen, der nicht gern ein Späßchen machen möchte. Adelung hätte in seinem ganzen Leben den Siegfried von Lindenberg, dieses ächt-deutsche komische Meisterwerk, nicht zu Stande gebracht.

Um von dem ironischen Styl wenigstens ein Beyspiel zu geben, so wollen wir jener ironischen Scene in Fibels Leben von Jean Paul gedenken, wo Fibel nebst seiner Mutter dem Prorector einen Staaren bringt, der allerley Schimpfwörter spricht, von S. 45 an. Die Sprache der Ironie kann man hier recht kennen lernen, besonders in folgender Stelle:

„Ich habe oft, sagte der Prorector, sich an seinen Verwandten wendend — Gottes Weisheit in den Vögeln bewundert, welche fast allein zu sprechen scheinen unter allen Thieren, obwohlen vierfüßige wie der Esel uns in Gestalt und Wandel viel näher stehen mögen. Es ist mir aber aufgefallen, daß solche nichts sagen als Schimpf- und Schand-Worte; nicht etwa als ob ich nicht wüßte, daß ja Menschen ihnen dergleichen erst beybringen; sondern dieses hab' ich erwogen, daß, da doch die Lehrer der Vögel wie der Kinder unter höherer Leitung stehen, erstere immer Injurien zu ihren Vokabeln nehmen. Hier steckt eben wieder geheime Weisheit des Allwissenden; die Steine schreyen, Kinder und Narren und Vögel reden die Wahrheit; und daher die wahren Schimpfworte, welche z. B. dieser Staar vorhin ausgestoßen. Und ein solcher Vogel beleidigt dabey eben so wenig als ein Pfarrer, welcher Schneider oder Weber auf der Kanzel Diebe schilt,*) oder der Esel Bileams. — Ach, Gott steckt oft das Allergrößte ins Allerkleinste! so zu sagen die größte Weisheit in die größte Dummheit. Pedell, packe Er mir mein Microscopium aus und bring Er's hieher."

Auch der Vicar of Wakefield ist ganz ironisch.

Es wird übrigens nicht unzweckmäßig seyn, wenn wir hier Jean Paul's Theorie des Humors und der Ironie in Auszügen mittheilen:

*) Die Helmstädter Facultät erklärte eine solche Scheltung frey von Injurie. Leys. sp. 548. Med. 7.

Der Humor, als das umgekehrte Erhabene, vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Contrast mit der Idee. Es gibt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit, und eine tolle Welt, er hebt — ungleich dem gemeinen Spaßmacher mit seinen Seitenhieben — keine einzelne Narrheit heraus, sondern er erniedrigt das Große, aber ungleich der Parodie — um ihm das Kleine, und erhöhet das Kleine, aber — ungleich der Ironie — um ihm das Große an die Seite zu setzen, und so beyde zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit alles gleich ist und Nichts. — Der Humoristiker nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, den Schergen aber, der sie an den Pranger stellen wollte, sammt allen Zuschauern in Haft, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche d. h. das Allgemeine sein Inneres bewegt. — Onkel Toby's Feldzüge sind die Allegorie aller menschlichen Liebhaberey und des in jedem Menschenkopfe wie in einem Hutfutteral aufbewahrten Kinds-Kopfes, der, so viel gehäusig er auch sey, doch zuweilen sich nackt ins Freye erhebt, und im Alter oft allein auf dem Menschen mit dem Haarsilber steht.

Wenn der Mensch, wie die alte Theologie that, aus der überirdischen Welt auf die irdische herunter schauet, so zieht diese klein und eitel dahin; wenn er mit der kleinen, wie der Humor thut, die unendliche ausmisset und verknüpft: so entsteht jenes Lachen, worin noch ein Schmerz und eine Größe ist. Daher so wie die griechische Dichtkunst heiter machte im Gegensatz der modernen: so macht der Humor ernst im Gegensatz des alten Scherzes; er geht auf dem niedrigen Soccus, aber oft mit der tragischen Maske wenigstens in der Hand. Darum waren nicht nur große Humoristen, wie gesagt, sehr ernst, sondern gerade einem melancholischen Volke *) haben wir die

*) Den Engländern.

besten zu danken. Die Alten waren zu lebenslüstig zur humoristischen Lebensverachtung. Dieser unterlegte Ernst gibt sich in den altdeutschen Possenspielen dadurch kund, daß gewöhnlich der Teufel der Hanswurst ist.

Nach jeder pathetischen Anspannung gelüstet der Mensch ordentlich nach humoristischer Abspannung: aber da keine Empfindung ihr Widerspiel, sondern nur ihre Abstufung begehren kann, so muß in dem Scherze, den das Pathos aufsucht, noch ein herabführender Ernst vorhanden seyn, und dieser wohnt im Humor.

Es gibt einen Ernst für alle; aber nur einen Humor für wenige, weil dieser einen poetischen Geist und dann einen frey und philosophisch gebildeten begehrt, der statt des leeren Geschmackes die höhere Weltanschauung mitbringt. Die gelehrte und ungelehrte Menge kennt statt der poetischen humoristischen Gewitterwolke, welche befruchtend, kühlend, leuchtend, donnernd, nur zufällig verletzend in ihrem Himmel leicht vorüberzieht, nur jene kleine, unbehülfliche, irdische Heuschreckenwolke des auf vergängliche Beziehungen streifenden Nach-Spaßes, welche rauscht, verdunkelt, die Blumen abfrisset und an ihrer Anzahl häßlich vergeht.

In der Ironie zeigt sich die komische Objectivität. Als reiner Repräsentant des lächerlichen Objects muß sie immer lobend und ernst erscheinen, wobey es gleichgültig ist, in welcher Form sie spiele, ob als Roman, wie bey Cervantes, oder als Lobschrift, wie bey Swift. Der Ernst der Ironie hat zwey Bedingungen, erstlich in Rücksicht der Sprache, um den gelehrten Schein der Mäßigung und Bescheidenheit zu treffen; und zweytens in Rücksicht auf die Sache, welcher der Ironiker kaum Gründe und Schein genug verleihen kann. — Plato's Ironie (und zuweilen Gagliani's) könnte man, wie es ei-

nen Welt-Humor gibt, eine Welt-Ironie nennen, welche nicht bloß über den Irrthümern (wie jener nicht bloß über Thorheiten), sondern über allem Wissen singend und spielend schwebt; gleich einer Flamme frey, verzehrend und erfreuend, leicht beweglich und doch nur gen Himmel dringend.

§. 12.

Fließender Styl.

Eine Hauptschönheit des Styls ist, fließend, und nicht hart, holperig oder höckerig zu seyn. Der fließende Styl gewährt dieselbe Empfindung, als wenn man sanft auf dem Wasser dahin fährt, während der holperige Styl einer Fahrt auf einem nicht in Federn hangenden Wagen über eine mit Steinen vielfach bedeckte Gegend gleicht. (Die Kritiker werden es nicht übel nehmen, daß wir hier selbst ein wenig holperig schrieben.) Das Holperige liegt in den Wörtern, Sätzen und Perioden, deren Folge auf einander sowohl dem Sinn, als dem Gehör widerstrebt.

*) Herr Maas erklärt sich über die fließende Schreibart §. 108 wie folgt: „Die Schreibart ist fließend, so fern die einzelnen Sätze der Rede so auf einander folgen, daß der Uebergang von dem einen zum andern leicht ist. Es dürfen also bey einer fließenden Schreibart niemals viele Zwischenvorstellungen übergangen werden, die zum Uebergange von einem Gedanken zum andern gehören, und die also der Leser oder Zuhörer hinzu denken müßte, wenn sie nicht mit ausgedrückt würden. Denn dieses würde einen Anstoß oder Aufenthalt verursachen, und also den leichten Fluß der Rede verhindern. Insbesondere

müssen auch die einzelnen Ausdrücke so gewählt und im Zusammenhange so gestellt seyn, daß sie nirgends eine Schwierigkeit (auch nicht in der Aussprache) oder einen Anstoß bey dem Uebergange von einem Satze zum andern verursachen. So fern die Ausdrücke dem Fließenden widerstreiten, ist die Schreibart holperigt.

Adelung sagt I, 269: „Dieser Numerus der ganzen Rede, verbunden mit der Euphonie — und der möglichsten Klarheit, macht nun den Ausdruck fließend; eine der schönsten Eigenschaften der guten Schreibart, deren Anwesenheit jedermann empfindet und bewundert, welche aber so wenige Schriftsteller zu erreichen wissen. Sie besteht darin, daß alle Theile der Rede eine sanfte gleichförmige Bewegung haben, und das Ohr und den Verstand des Lesers, ohne ihn irgend anstoßen zu lassen, unvermerkt mit sich fortziehen. Die entgegen stehenden Fehler sind die matte Eintönigkeit, wenn man dem Wasser mit dem Finger forthelfen muß, wenn es fließen soll, und die harte, holperige und höckerige Schreibart, wenn die Gedanken zusammen prellen, und nicht gehörig verbunden sind, und wenn in den einzelnen Theilen weder Euphonie noch Numerus beobachtet worden; kurz, wenn der Leser überall Steine findet, woran er sich hier Bäulen stößt, und dort wohl gar darüber hin stolpert." — Wir haben schon bemerkt, daß Goethe's Styl vorzüglich fließend ist; Johannes v. Müller schreibt dagegen fast hart.

Herr v. Landsberg hat in seiner Anweisung zum Militärstyl, von welcher in der Folge noch die Rede seyn wird, S. 19 folgende Fehler gegen den Wohlklang bemerklich gemacht:

a) wenn man aus Zufall oder Nachlässigkeit eine Menge Consonanten häuft, z. B. die russische Reuterey rettete recht rasch und rühmlich Reservepark

und Remonte, die rückwärts in Rohrbach Rasttag hatten;

b) wenn man ganze Sylben oder Wörter ausläßt oder zusammenzieht, z. B. wenns regnen sollt', wird nicht ins Lager gerückt, und da bemerkt worden, daß Feur aufm Felde war ꝛc.

c) wenn man zu viel einsylbige Wörter häuft, z. B. das Dorf lag nah am Wald und ein Bach, über den der Weg, der von Asch kömmt, führt, war breit und tief;

d) wenn einzelne und an sich schwerfällige Wörter lang und hart verbunden werden, z. B. das unvergleichlich schöne, ächtkriegskünstlerische, strategischrichtige, tactischpünctliche Manövre, welches der Kaiserlich Königliche Oestreichische General-Feld-Zeug-Meister N. ausführen ließ.

e) Eintönigkeit und Gleichklang in einzelnen Consonanten und Vocalen, z. B. man macht mir immer mehr Mühe, man muthet mir Millionen unmögliche Dinge zu, — oder: außer äußerst schlecht vertheidigten Außenwerken, worüber wir unsern Unwillen äußerten, war noch der außerordentliche Fall u. s. w.

f) Oeftere Wiederholungen eines und desselben Wortes.

§. 13.

Schleppender Styl.

Der schleppende Styl entsteht aus einer Schwäche des Schreibenden, der nicht seiner Gedanken und Ausdrücke Herr ist, um sie zu kräftigen und gesunden Perioden zu verarbeiten. Statt daß man Sätze und Perioden abgeschlossen hören sollte, wird immer noch etwas zu- und nachgeschleppt, so daß weder das Gehör noch der Ver-

stand seine Ruhepuncte findet, woraus denn ein großer Unwille über den Schwächling von Stylisten entsteht, der Ohr und innern Sinn so martert. Wenn Adelung sagt, der schleppende Styl entstehe dadurch, daß man Begriffe mit ausdrücke, welche sich sehr leicht hinzudenken, oder aus dem Vorigen ergänzen lassen, so hat er das Wesen des Schleppenden nicht ganz ergriffen.

Eine neue Art von schleppendem Styl ist neuerdings in manchen Zeitschriften Mode geworden. Er ahmt besonders auf eine affectirte Art den altväterischen Styl nach, gebraucht häufig Participien, läßt die Hülfszeitwörter weg, hat gewisse immer wiederkehrende schwerfällige Inversionen, läßt den Sätzen und Perioden, statt sie zu schließen, lahme Merodebrüder (so übersetzt Campe Marodeurs) nachhinken, macht dabey einen trockenen Spaß und Schwank, und glaubt außerordentlich anmuthig zu seyn.

§. 14.

Correctheit.

Unter correctem Styl begreift man in der Regel die Sprachrichtigkeit. Andere begreifen auch andere Vorzüge darunter, daß nämlich die ganze Anlage irgend einer Schrift einem sauber, rein und richtig gezeichneten und gehörig ausschattirten Bilde gleiche.

*) Herr Campe übersetzt in seinem Wörterbuche correct durch richtig; man verstehe aber ins.

besondere darunter 1) sprachrecht oder sprachrichtig, wenn alle Regeln der Sprachlehre gehörig beobachtet sind; 2) wenn von Werken der Kunst z. B. Zeichnungen, Gemählden u. s. w. die Rede ist, regelrecht, wofür man auch kunstrecht oder kunstgerecht, oder kunstrichtig sagen könnte; 3) wenn es vom Bücherdrucke gebraucht wird, druckrichtig. Herr Maas behauptet §. 37. seiner Rhetorik, Gedanken wären korrekt, wenn nicht bloß die Hauptvorstellungen, sondern auch, die damit verbundenen Nebenvorstellungen wahr wären, und Fehler gegen die Korrektheit könnten durch andere Schönheiten leicht verdunkelt werden, und fänden sich nicht selten in großen Meisterwerken der schönen Redekunst, aber sie seyen nichts destoweniger Fehler.

§. 15.

Haltung.

Die vorzüglichste Eigenschaft jeder nicht humoristischen Schreibart ist Haltung, d. h. die Gleichheit und Harmonie des Styls in allen seinen Elementen. Man hört oft sehr poetisch anfangen und prosaisch enden; man wird oft gemüthlich angesprochen, und dann mit den trockensten Gemeinplätzen entlassen; einzelne Theile des Vortrags sind zuweilen sehr geschmückt, während andere häßlich nackt da stehen; bald spricht der Redner mit vieler Würde, bald wieder sehr gemein, bald fällt er aus dem Lehrstyl in den Theaterstyl, bald aus dem Natürlichen in das Gesuchte, u. s. w., und dann heißt es, es fehle an Haltung.

*) Adelung läßt sich so über diesen Punct ver-

nehmen: Eine der wichtigsten Arten der Einheit, welche aber nur zu oft vernachlässiget wird, ist die Einheit des Tones. In jedem Aufsatze ist ein gewisser Gemüthsstand der herrschende, oder sollte es wenigstens seyn, welchen ich hier den Ton nennen will; es ist entweder der vertrauliche, oder der ernsthafte, oder der rührende, oder der witzige, u. s. f. Auf diesen Ton müssen auch alle einzelne Theile gestimmt seyn, so daß, wenn der Aufsatz rühren soll, keine Figuren des Witzes angebracht werden müssen, u. s. f. Manche Arten des Tons ertragen und erfordern um der Mannigfaltigkeit willen, die nächst an ihnen gränzenden; so verträgt der vertrauliche Ton komischen Witz, der ernsthafte Lehrton Munterkeit. Allein, diese lassen sich mit dem Hauptone und dem Hauptzwecke vereinigen, stören also die Einheit nicht, weil vertraulich seyn und scherzen, unterrichten und aufgeweckt seyn, sich sehr schön verbinden lassen. Hingegen sind Rührung und Witz, ernsthafte Würde und das niedrige Komische, das Erhabene und das Vertrauliche einander entgegengesetzt, daher sie nie mit einander vermischet werden sollten. Ein Schriftsteller, welcher in einer ernsthaften Schrift eine Posse oder einen niedrig-komischen Zug anbringt, gleicht einem ernsthaften Manne, der in einer ansehnlichen Versammlung eben so ernsthafter Zuhörer, ehe man es sich versiehet, ein Britschholz hervorziehet, und damit um sich schläget. Shakespeare ist wegen seiner Zusammenstellung des Possenhaften und Pathetischen, der niedrigsten und erhabensten Scenen unausstehlich, und gerade das hat man im Deutschen am meisten nachzuahmen gesucht.

§. 16.

Höchste Vollendung des Styls.

Zu einer guten Schreibart gehört auch etwas, das man bey den Alten mehr als bey den Neuern

findet, und wovon wenige Schriftsteller eine Ahnung haben. Es ist dieses jene höchste Vollendung der Prosa, wenn alle einzelnen Wörter, Redensarten, Sätze und Perioden in Hinsicht auf Sinn, Gefühl und Ton so fest und nothwendig in einander eingreifen, wie die einzelnen Bestandtheile und Glieder eines von dem Künstler dargestellten Ideals, an welchem die höchste Begeisterung neben der größten Kunstgeschicklichkeit sichtbar wird. Diese organische Harmonie setzt zwar alle andern Eigenschaften des guten Styls voraus, entsteht aber nicht aus ihnen, sondern ist die Wirkung eines die Elemente der Prosa gestaltenden Dichtergeistes oder Dichtergefühls. Der Verstand muß hier ganz mit dem Gefühl verschmolzen seyn, und die Einheit beyder sich in dem Ausdruck offenbaren. Wie man sich dieses Talent verschafft, ist nicht zu sagen, so wie auch nicht wohl Muster im Einzelnen angegeben werden können.

§. 17.

Norddeutscher und süddeutscher Styl.

Es gibt zwey verschiedene Schreibarten, welche selten besonders aufgeführt werden, aber doch hier eine Erwähnung verdienen, nämlich die norddeutsche und die süddeutsche. Bey dem ersten Anblick scheinen sie auf Provincialismen zu beruhen, aber im Grunde haben sie in der

verschiedenen Volksthümlichkeit ihre Wurzeln. Wenn es z. B. im Siegfried von Lindenberg heißt: er ging mit einem Döhnchen schwanger, der Nordwest trieb alle Schlackerwolken zusammen, der Teufel selbst sah nicht so glupsch aus, so scheinen diese Redensarten eben so gut norddeutsche Provincialismen zu seyn, als die Wörter nachgerade, die Hose, der Krug (das Wirthshaus), der Küster (der Schulmeister oder Kirchner), der Küper, Böttcher, Tischler und andere, aber es ist doch mehr der Volksgeist, der hierin waltet. Die Süddeutschen haben ebenfalls ihre Provincialismen, wie z. B. sich spreizen, sperren, anschicken, und ähnliche, aber wer sieht nicht ein, daß, während der Süddeutsche zu eben denselben Menschen lieber, bester Mann, oder traute, liebe Frau sagt, welche der Norddeutsche mit Väterchen und Mutterchen anredet, ein sehr verschiedener Volksgeist in diesen verschiedenen Ausdrücken liegt, gerade wie in dem norddeutschen man (z. B. Bleibe er man immer so!) und dem süddeutschen halter (z. B. ich will's halter thun)? Die Süddeutschen sind in der Regel herzlicher, zutraulicher, offener und gutmüthiger als die Norddeutschen, und daher sind ihre Provincialismen wie ihre Sprache überhaupt breiter und gedehnter, mit unter auch kindlich naiv, und deßwegen in den Augen der

Norddeutschen lächerlich. Ein guter deutscher Schriftsteller muß daher zwischen der breiten Offenheit und der kurzen Kälte des süd- und norddeutschen Styls die Mitte halten, und eben so wenig den Provincialismen als dem gar zu einseitigen Geiste des Nordens und Südens von Deutschland huldigen. Gewiß wird er die Wörter Büchelchen, Sächelchen, Frägelchen und ähnliche nicht gebrauchen.

*) Die so eben bemerkte Verschiedenheit des Nord- und Süddeutschen greift durch die ganze deutsche Sprache, und ist, so viel ich weiß, von niemanden noch bemerklich gemacht worden. Der Norddeutsche sagt z. B.: gieb es Wilhelmen; der Süddeutsche sagt hingegen: gieb es dem Wilhelm. Heute gehen wir zu Müllers, oder Müllers sind nicht zu Hause, ist ebenfalls norddeutsch; der vornehme Süddeutsche würde dafür Müllerische Familie, und der gemeine die Müllersleute sagen. Die Endung isch ist jetzt mehr süddeutsch, die Endung sch dagegen norddeutsch geworden, z. B. jena'sche Literaturzeitung, obgleich diese letztere Endung ein grammatikalischer Fehler ist, denn selbst die Diminutiva in chen, z. B. Männchen, wurden ehedem mit ich, also Männichen geschrieben, so wie sie in Süddeutschland auch noch ausgesprochen werden. Der Norddeutsche gebraucht das Wort bitte, oder auch: bitte, bitte für sey so gut, seyd so gut u. s. w. (das Englische pray), und so eben lese ich es sogar in Klingemanns Hamlet, wo man doch reines Deutsch erwartet. (Den Ausdruck wie beliebt? wenn jemand eine Anrede oder Frage nicht verstanden hat, der sich auch in dem erwähnten Hamlet vorfindet, will ich als norddeutsch nicht rügen, da er doch besser ist als der süd-

deutsche: was schaffen's? für: was schaffen (befehlen) Sie?). Würde der Norddeutsche nicht spöttisch lächeln, wenn sich ein fränkischer Schriftsteller des Wortes halbweg, das zusammengezogen in dem Mund der gemeinen Leute halwig lautet, und halb bedeutet, bedienen, und mit dem englischen half-way entschuldigen wollte? Gerade so ist es mit dem bitte, bitte. Ein harter Thaler ist norddeutsch, ein kleiner, ein großer Thaler süddeutsch: welcher von diesen Ausdrücken ist allgemein verständlich? Ein Schriftsteller sollte sich doch dieser Ausdrücke enthalten! Der Wiener Casperle ist freilich nicht allein durch seinen Wiener Dialect ein komischer Gesell, sondern auch durch seine süddeutsche Art zu denken und sich auszudrücken, so wie auch Grübel sowohl durch nürnberger Dialect als Charakter ein komischer Dichter ist. Wo aber ein Historiker auftritt, z. B. der Biograph des Hochzeitladers und Leichenbitters Santerre zu Anspach, da sollte man nichts von Schaff (Zuber), Göcker (Hahn), Könzen (Tragkorb), Leilachern (Betttüchern) u. s. w. hören. Auch findet man daselbst das Wort Balkensteiger, von dem aber bemerkt wird, daß es einen Nachtwandler bedeutet.

Folgendes sind die im Eingang dieses Abschnittes erwähnten Aeußerungen Jean Paul's. Siehe dessen Vorschule der Aesthetik. II, 452.

Der Stil ist der Mensch selber, sagt Büffon mit Recht. Wie jedes Volk sich in seiner Sprache, so mahlt jeder Autor sich in seinem Stil; die geheimste Individualität mit ihren feinen Erhebungen und Vertiefungen formet sich im Stile, diesem zweyten biegsamen Leib des Geistes, lebend ab. Einen fremden Stil nachahmen, heißt daher mit einem fremden Siegel siegeln. — Hat jemand etwas zu

sagen, so giebt's keine angemessenere Weise als seine eigene; hat er nichts zu sagen, so ist seine noch passender. — —

Wieland's langathmige, gehalten sich entwickelnde Prosa ist das rechte Sprachorgan der Sokratik, welche ihn eigenthümlich auszeichnet bis zum Scheine der Veränderlichkeit. Nicht nur der sokratische Spott fodert die Langsamkeit der Länge, sondern auch die gehaltene Kraft, womit Wieland mehr als irgend ein Autor wie ein Astronom die größte und die kleinste Entfernung für die mittlere zu berechnen, und aus den gezeichneten Extremen in die Mitte zurückzuführen weiß. Als ein solches Sternbild der geistigen Wage hebt er sich langsam Stern nach Stern empor, um uns die Gleichheit unsers innern Tags und unserer Nacht vorzuwägen. Da es aber eine Tag- und Nachtgleiche gibt, welche den poetischen Frühling, und eine, welche den prosaischen Herbst mitbringt: so werden wir dem Sokrates und dem Deutschen jedem eine andere geben müssen — Philosophen haben überhaupt lange Perioden, gleichsam die Augenhalter dessen, dem sie den Staar operiren; und Wieland ist ein großer Lebensphilosoph. —

Besucht Herders Schöpfungen, wo griechische Lebensfrische und indische Lebensmüde sich sonderbar begegnen: so geht ihr gleichsam in einen Mondschein, in welchen schon Morgenröthe fällt, aber eine verborgene Sonne mahlt ja beide.

Aehnlich, aber periodologischer, ist Jacobis straffe, kerndeutsche Prose, musikalisch in jedem Sinne; denn sogar seine Bilder sind oft von Tönen hergenommen. Der seltene Bund zwischen schneidender Denk-Kraft und der Unendlichkeit des Herzens gibt die gespannte metallene Saite mit dem weichen Tönen.

In Goethes Prosa bildet — wenn in der vori-

gen die Töne poetische Gestalten legen — umgekehrt die feste Form den Memnons-Ton. Ein plastisches Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen stillen Bilder- und Abgußsaal.

Hamanns Stil ist ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen.

Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen seinen Worten.

Klopstocks Prose, dem Schlegel zu viel Grammatik nicht ganz unrichtig vorwarf, zeigt häufig eine fast stoff-arme Sprech-Schärfe, was eben Grammatikern eigen ist, welche am meisten gewiß, am wenigsten viel wissen. Aus Mangel an Stoff denkt man leicht zu sehr an die Sprache. Neue Welt-Ansichten wie die genannten vorigen Dichter gab er wenig. Daher kamen die nackten Winteräste in seiner Prose — die Menge der circumscriptiven Sätze — die Kürze — die Wiederkehr der nämlichen, nur scharf umschnittenen Bilder, z. B. der Auferstehung als eines Aehrenfeldes.

Die vollendete Prunk- und Glanzprose schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er; ja oft spielet er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen zu Juwelen versteinerten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört.

Ich übergehe viele (denn kein Volk schrieb in einem und demselben Jahrfunfzig eine solche vielgestaltige Proteus-Prose als das Deutsche); und nenne nur flüchtig noch den milden Stil des christlichen Xenophon, Spalding (so wie Herder der christliche Plato des jüdischen Sokrates ist); ferner die figürliche Anschaulichkeit in Schleiermachers, und die unfigürliche in Thümmels Stil.

Hier ist es uns vielleicht erlaubt, auch über Jean Paul's Styl einige Worte vorzubringen. Jean Paul schreibt bekanntlich in allen Stylarten, denn er ist abwechselnd belehrend, lyrisch, erhaben, rührend, spielend, beschreibend, schildernd, witzig und komisch, dabey ist er Herr der Sprache, reich an Ausdrücken, wie sonst niemand, hat alle Mittel und Kräfte der Beredsamkeit in seiner Gewalt, bildet schöne und wohlklingende Perioden, und ist bis jetzt noch immer jugendlich frisch im Erfinden neuer Ideen. Er ist ein Humoristiker, aber ein viel allgemeinerer und umfassenderer als die Engländer. Indessen wollen wir gern gestehen, daß seine Charakterzeichnungen besser, und die Oekonomie und Anlage seiner Werke anziehender und gefälliger seyn könnte. Aber dieses Talent, das Sterne in seiner empfindsamen Reise so herrlich zeigt, scheint Jean Paul nicht zu besitzen.

Siebenter Abschnitt.

Von dem Geschäftsstyl.

§. 1.

Die Schreibart wird auch von dem Inhalt bestimmt. Wir haben also nunmehr von dem Geschäftsstyl, Lehrstyl, Geschichtsstyl u. s. w. zu sprechen. Wir wollen den Geschäftsstyl zuerst abhandeln.

Der Geschäftsstyl kann in einem weiten und in einem engen Sinn genommen werden. Im weiten Sinn gehört nämlich auch der rednerische, historische und didactische oder der Rede-, Geschichts- und Lehrstyl darunter, denn wenn der

Staat Historiographen anstellt, oder Chroniken schreiben läßt (Johannes v. Müller war z. B. eine Zeit lang preußischer Historiograph, so wie Herr Schreiber gegenwärtig großherzoglich badischer Historiograph ist), wenn er einem gewissen Stand das Amt überträgt, belehrende oder erbauende Reden und Vorträge zu halten, so tritt sowohl die Geschichte als die Wissenschaft, Beredtsamkeit und Religion als ein Geschäft auf. Insgemein aber sondert man Geschichte, Wissenschaft, Beredtsamkeit und Religion von den Geschäften ab, und somit ist alles Geschäftsstyl, was nicht wissenschaftlich, rednerisch, historisch und religiös ist.

§. 2.

Der Geschäftsstyl ist sonach von den andern Stylarten getrennt und abgesondert, aber mitunter kann er wohl, weil es in der Welt keine reine Trennung gibt, in sie übergehen. Denn das Sonderbarste ist, daß in dem Geschäftsstyl die beyden Extreme des menschlichen Lebens, die platteste Prosa und die höchste Poesie vorkommen können, weil nämlich die Briefe hieher gehören, in welchen die gemeinsten und trockensten, so wie die erhabensten und begeisterndsten Verhältnisse des Lebens abgehandelt werden können, indem zwischen einem Krämerbrief und dem feurigen Brief eines begeisterten Liebhabers kein Unterschied ist, wenn man beyde unter der Idee des Geschäfts

auffaßt. Uebrigens sind auch wissenschaftliche Gegenstände schon in Briefen vorgetragen worden, und es fehlt fast nichts als eine Welt-Geschichte in Briefen.

§. 3.

Die erste Idee, die uns bey dem Ausdruck Geschäft entgegen kommt, ist die des Zwangs und der Nothwendigkeit. Niemand übernimmt Geschäfte aus einem andern Grunde, als weil sie sein Beruf sind oder er sich dadurch sein Fortkommen und seine Existenz sichert. Geschäfte, sie mögen bestehen in was sie wollen, sind dem Menschen in der Regel verdrießlich, und er sucht sich daher auch so schnell als möglich davon loszumachen, wenn immer auch einige Scheinheilige oder gebohrne Kleinigkeitskrämer das Gegentheil versichern. Geschäfte bringen uns endlich auch mit den verschiedensten Menschen in Verbindung. Wir denken hierbey nicht an Freundschaft (obgleich der Kaufmann seine Geschäftsbrüder Freunde nennt), nicht an schwärmerische Ideale von Menschenhoheit, sondern sehen den Abschluß eines Geschäftes als ein Mittel an, das Mein und Dein zu berichtigen, jedem sein Recht anzuthun, und unser physisches Leben zu sichern und zu erhalten.

Also das Bedürfniß, die menschliche Abhängigkeit, kurz, unsere endliche, schwache Natur allein ist es, welche uns in Geschäftsverhältnisse versetzt. Es ergibt sich also natürlich daraus,

daß der Geschäftsstyl sich aller rednerischen Figuren und poetischen Floskeln, kurz aller Wendungen und Ausdrücke enthalten müsse, welche aus der höhern, unendlichen Bestimmung des Menschen hervorgehen. Daß Briefe hierin manche Ausnahme machen können, indem sie ganz Poesie werden, ist schon bemerkt worden. Sonst aber gibt es nichts Widrigers, als Geschäftsverhältnisse im Romanenton verhandelt.

§. 4.

Der Geschäftsstyl hat in den neuesten Zeiten an Vollkommenheit, Ausbildung und Schönheit sehr zugenommen, und Vieles, was Adelung, und besonders auch Link in seinem Katechismus des Canzleystyls, Coburg 1798, noch zu tadeln fanden, hat die neuere Zeit für sich selbst verbessert. Wir wollen indessen die Eigenschaften des Geschäftsstyls einzeln durchgehen, und auch zugleich das mit berücksichtigen, was für diese und jene Art desselben besonders anzumerken ist. Zwar machen manche einen Unterschied zwischen Geschäfts- und Canzleystyl, aber der Canzleystyl ist eben so gut eine Art des Geschäftsstyls, wie der kaufmännische, nur daß in ihm der Staat, wie in letzterem das Schachern durchschimmert.

§. 5.

Zeitgeist des Geschäftsstyls.

In dem Geschäftsstyl spricht sich im Allgemei-

nen immer der Geist der Zeit aus; man kann z. B. seit der französischen Revolution im deutschen Canzleystyl eine große Veränderung bemerken. Durch die französische Revolution ward nämlich die Idee des Staats und seiner nothwendigen Organisation statt der Idee des Fürsten und seiner willkührlichen Verwaltungs- und Regierungsart hervorgehoben, und demnach auch der Geschäftsgang regelmäßiger und naturrechtlicher eingerichtet. Die ehemalige Weitschweifigkeit und Umständlichkeit der deutschen Canzleysprache verlor sich, so wie viele unnütze Formeln. Sonst wurde, wie Link bemerkt, in Berichten zum Eingang weitläuftig erzählt, wie N. sich unterfangen, in der und der Sache höchsten Orts (oder bey dem hochpreislichen Dikasterium) schriftlich einzukommen, die höchste (hohe) Behörde die eingereichte Supplik abschriftlich mitzutheilen und darauf Bericht abzufordern gnädigst (gnädig) geruhet habe, wie man seiner Seits nicht nur wegen der Communication geziemend Dank abzustatten, sondern auch dem hohen Befehl unversäumt nachzuleben nicht ermangeln wolle. Dergleichen Narrheiten waren in dem damaligen Zeitgeist begründet, wo die Unterbehörden wie arme Sünder da standen, verschwanden aber auch mit ihm, denn man mochte nun in Deutschland entweder den republikanischen Styl der Franzosen nachahmen, oder späterhin den despotischen, so waren

beyde immer bestimmter, vernünftiger und kürzer, als die ehemalige Canzleysprache des heiligen römischen Reichs. Die ungeheuere Vervielfältigung der Staatsgeschäfte, wovon die Alten gar keine Idee hatten, machte außerdem auch eine Abkürzung der Schreibart nothwendig, und wenn man Behufs dieser Abkürzung auch noch barbarische Geschäftsausdrücke erfand, so will ich als Staatsbürger dieß immer eher erlauben, als daß noch jetzt über jede Kleinigkeit Berichte erstattet, Protokolle geführt, und Registraturen gehalten werden müssen. Wann wird einmal das papierne Zeitalter vorüber seyn?

Aus dem Allen ergibt sich also das Resultat, daß man es nicht tadeln darf, wenn Geschäftsmänner sich dem Zeitgeist gemäß ausdrücken. Erlaubt man ja oft kaum einem Professor, gegen den Zeitgeist zu schreiben.

§. 6.

Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Der Geschäftsstyl muß nicht dunkel und unbestimmt seyn, wenn er seinem Zweck entsprechen soll. Er darf sich keiner Ausdrücke bedienen, welche zur Unverständlichkeit Veranlassung geben, muß sich auch aller Zweydeutigkeiten, und der allzulangen Perioden enthalten, und alles, was er vorträgt, logisch richtig fassen und in eine leichte Uebersicht bringen. Der bereits erwähnte Kanzleykatechismus ist sogar der Meynung, daß

sich der Kanzleystyl Behufs der Deutlichkeit auch zu Provincialismen u. dgl. herablassen dürfe. Abkürzungen sind wohl nicht allgemein anzurathen, so wie sie auch oft zu groben Mißverständnissen und Schreibfehlern Anlaß geben. Der Geschäftsstyl hat überhaupt alles zu vermeiden, was zu Streitigkeiten führen kann. Die Bestimmtheit besteht nach dem angeführten Catechismus des Canzleystyls endlich auch darin, daß man bey jedem richterlichen Aufsatze sogleich erkenne, was, vor welchem Gericht und in welcher Sache etwas verfügt worden sey.

*) Bürgermeister und Rath der ehemaligen Reichsstadt Schweinfurth erließen im Jahre 1785 eine Verordnung, die so anfing: „Wir Bürgermeister und Rath hiesiger Kayserl. und des heiligen R. R. Stadt Schweinfurth können unserer lieben Bürgerschaft, Inwohnern und Schutzverwandten das große Mißfallen nicht länger verhalten, welches wir bisher über das wider alle unsere häufigen wohlgemeinten obrigkeitlichen Verordnungen in vollem Strom wieder eingerissene Nachtstreunen der unverheyratheten Personen beyderley Geschlechts empfunden haben." In Franken ist das Wort herumstreunen sehr ausdrucksvoll, denn es bedeutet das müssige Herumlaufen und Ausgehen auf verbotene Liebesabentheuer, und kann durch kein anderes gleichbedeutendes Wort so gut ersetzt werden. Aber es fragt sich doch, ob eine Obrigkeit sich dieses Wortes bedienen konnte, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Inzwischen da die Deutschheit in der Politik nirgends vorhanden ist, so mag immerhin ein Staat seine Provincialismen und seine eigene Terminologie gebrauchen.

Was die Deutlichkeit des Gerichtsstyls betrifft, so ist dieselbe wohl nicht ganz herzustellen, da wir das römische Recht angenommen haben. Unsere Vorfahren hatten nicht Unrecht, sich gegen die Einführung der römischen Gesetze zu sträuben: ein einheimisches, aus der Geschichte der Nation hervorgegangenes Gesetzbuch, und wenn es noch so mangelhaft ist, ist immer besser, als das vorzüglichste fremde. Dieses fremde Gesetzbuch hat uns überdieß mit so vielen juristischen Clauseln umgarnt, daß selbst die dem Geschäftsstyl sonst so eigene Kürze nicht umhin kann, eine Menge sonderbarer Formeln und dem Anschein nach unnöthiger Weitschweifigkeiten in ihrem Gefolg zu haben. Das Ganze spricht uns immer sonderbar fremd an, selbst wenn man alle Ausdrücke der römischen Rechtssprache zierlich und richtig ins Deutsche übersetzt, worin schon eine Menge Versuche angestellt worden sind. Was versteht z. B. der Deutsche von der Kriegsbefestigung der Juristen? Ist dieses Wort dem Laien einleuchtender als Litis contestatio? Und dergleichen Beyspiele lassen sich gar viele beybringen.

Daß der Geschäftsstyl vor allem logische Richtigkeit zur Grundlage haben müsse, wird jeder zugeben. Vorzüglich muß die Beziehung der Worte und Sätze auf einander klar in die Augen springen. Manchen Menschen scheint dieß Talent versagt, und die verworrene Schreibart ihre Natur-Mitgift zu seyn. Ein Beyspiel verworrener Schreibart sey folgende Warnung aus dem Correspondenten v. u. f. Deutschland 1815, Nro. 279.

Bey so vielen eingegangenen Klagen über meine Kellerer in Betreff des Uebernehmens der Fremden, welche mir zu Händen gekommen sind, finde ich mich veranlaßt, öffentlich bekannt zu machen, daß keine einzige Rechnung, welche nicht von mir selbst unterzeichnet ist, für gültig anzunehmen ist;

auch erinnere ich die Herren Passagiers, mir sogleich es anzuzeigen, im Fall sich einer nur im geringsten Grobheiten gegen Sie ausnimmt, welche ich sogleich aus meinen Diensten entlassen werde, welches gewöhnlich ein Hauptgegenstand von dieser Art Menschen ist, welche immer glauben, berechtigt dazu zu seyn.

Jacob Obert, Gastgeber zum Pariser Hof
in Frankfurt am Main.

Außer der Tautologie eingegangene und zu Händen gekommene Klagen ist auch die Beziehung der letztern Sätze der Warnung aufeinander fehlerhaft und unverständlich.

Auch in folgendem Schreiben liegt manche Undeutlichkeit in den einzelnen Sätzen, deren Beziehung, und in den langen Perioden, so wie es überhaupt etwas Abentheuerliches an sich hat.

„Durchlauchtigster Markgraf,
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer hochfürstliche Durchlaucht ist bereits von selbsten und besser als mir bekannt, kann auch dahero aus dringender Noth und Schande nicht um hin, ein solches Höchst Ihro hierdurch unterthänigst schriftlich klagend wehmüthig vorzustellen, welcher gestalten ich am gestrigen Montag vor acht Tagen, als den 22. v. M. an Petri Stuhlfeyer Abends in der Redoute von dem Perückenmacher Santerre dahier, unter Agirung meiner Person vor allen hohen und Niedern und zwar immediate vor Euer hochfürstlichen Durchlaucht höchster Person selbsten, dergestalt auf eine solche schand und lasterhafte Art, mit einem solch gräulichen und abscheulichen an seinem ohnehin wilden Rumpfelgesicht verschimpfet und protistuiret, und von diesem meschanten Calumnianten für nichts anders als ein öffentliches Prostibulum, als ein ehrlicher Mann und Kammerkanzelistsverwandter ganz ohn-

vermuthet und ohnverschuldeter Dinge gehalten, und seithero frey und öffentlich von denen Leuten darüber angetastet worden bin.

Gleichwie nun Euer ꝛc. gnädigst bekannt, daß mich als ein nunmehro 26. jährigen Kammerkanzelisten in meinen Diensten und Verrichtungen auch sonsten allezeit getreu und ehrlich verhalten, und meine unterthänigsten Dienste mit allem Pflichteifer verrichtet, und das Meinige dabey zugesezt habe, auch mich niemalen auf leichtfertigen s. v. Huren wegen (Hurenwegen) antreffen lassen, und mir dahero als einen getreuen Kanzleyverwandten, meiner Ehre halben viel zu schwer fallen wird, wenn diese grausame öfentliche Prostitution und Plame von einem solch leichtfertigen und liederlichen Calumnianten welcher sich noch dazu allen hochfürstlichen Kanzleyen zu Spott für eine privilegirte Person ausgegeben, der ja nichts als den Müßiggang und ärgerlichen bösen Leben nachziehet, und ehender des hochseligen Prinzen Eugeny zu Wien seinen gehabten Indianischen Wolf und Murmelthier am Gesicht als einem Menschen ähnlich siehet, auf mir liegen und ersitzen lassen sollte, massen ich derentwegen vor jedermanns Augen als ein schandbares Prostibulum zum Hohn und Gelächter herumgehen müßte; Als gelanget an Euer ꝛc. hierdurch mein allerunterthänigstes gehorsamstes Imploriren und Bitten Höchstdieselben geruhen in gnädigster Consideration meiner so langen Jahre unterthänigst treu geleisteten Dienste, die hochfürstliche Gnade für mich zu haben, zu meiner recht behörigen Satisfaction diesen Erz-Calumnianten und boßhaften Ehrenschänder, entweder mit dem Staubbesen oder auf frey öffentlichen Markt bey dem hiesigen Rathhause auf eine besonders hierzu aufzurichtende Schandbühne stellen zu lassen, und ihme so nach mit einem Stuhlbein damit er künftig ein Denken von Petri Stuhlfeyer habe nebst seinen Anreitzern

und Aufhitzern, andern solch leichtfertigen verwegenen schandbaren Calumniaten und russigen Kesseln aber zum Abscheu und Exempel gefänglich niederwerfen und rechtschaffen abprügeln, und sonach dieser hochfürstlichen Lande auf ewig verweisen zu lassen.

Euer ꝛc. immediate und mündlich habe unterthänigst anrufen lassen, und mir kann auch nach allen Universitätsrechten, Urtheln und Aussprüchen nicht unrecht gegeben werden, sondern diesen frechen Erz-Calumnianten und Ehren-Schandthäter solche Strafe und zwar von Rechtswegen zuerkannt werden wird. Euer ꝛc. gnädigste Resolution und Bitte gewähr (Bittegewähr) getröste mich hierüber, de super humillime.

Euer hochfürstliche Durchlaucht.

Onolzbach den 2ten Marz
1762

unterthänigst gehorsamster
Johann Friedrich F. —
Kammerkanzlist."

(S. 51 von Leben und Anecdoten des J. F. W. Santerre.)

§. 7.

Kürze und Präcision.

In Bohns wohlerfahrnem Kaufmann, Hamburg 1789, heißt es S. 479 des zweyten Theils, in dem Abschnitt von dem kaufmännischen Briefwechsel: „Was mit einem oder wenigen Worten völlig verständlich gesagt werden kann, bedarf nicht vieler. Was jeder gescheide Leser von selbst bey den Worten denkt, bedarf keiner Erklärungen, Zusätze und Umschreibungen. Wo die Verbindung der Gedanken von selbst in

die Augen fällt, bedarf es nicht vieler, langer Verbindungswörter. Wiederholung einer und eben derselben Sache bloß mit andern Worten ist Zeitverlust ohne allen Nutzen. Jene Weitläuftigkeit, welche durch Einmischung ganz fremder, zweckwidriger Dinge entsteht, ist noch verwerflicher, weil sie das Lesen und Verstehen der Briefe erschwert, und die Geschäfte aufhält. Allzu große Kürze ist noch schädlicher, weil sie oft großen Mißverstand erregt, oder völlige Dunkelheit daraus entstehet. Einschränkungen, Bedingungen, erklärende Zusätze und Bestimmungen, von denen man nicht voraussetzen kann, daß der Leser des Briefes sie von selbst hinzudenken müsse; Verbindungswörter, deren Auslassung Doppelsinn oder Ungewißheit verursachen könnte, müssen aus guten Briefen um so viel weniger wegbleiben, weil hier der Leser nicht allemal Zeit hat, wie es bey mündlichen Unterhandlungen angeht, sich Erklärungen auszubitten."

Was hier bloß von Briefen gesagt wird, kann auf alle Geschäftsaufsätze angewandt werden.

*) Ungeachtet der gute Bohn der Kürze so sehr das Wort redet, so gibt er doch folgendes Formular eines Frachtbriefes:

Hamburg d. 20 August 1788.

„Hochgeehrte Herrn.

Hierbey sende ich im Namen Gottes mit dem Fuhrmann N. N. einen Ballen in Matten unter außenstehendem Zeichen (N. 5. S. W.). Nach richtiger und wohl conditionirter Lieferung, gelieben E.

E. Fracht zu zahlen, Curant Mk. 4. Gott sey der Geleiter, dessen Schutz ich Sie empfehle, und verbleibe ꝛc."

Man sollte glauben, irgend ein Pietist habe dieses Formular entworfen, denn wie käme sonst der Name Gottes zweymal in ein Schreiben, das im Grunde doch nur vom Schachern handelt?

Herr Major v. Landsberg setzt in seiner Anweisung zum Militärstyl die Kürze in Vermeidung überflüssiger Sylben (z. B. anheute, annoch, Leichtsinnigkeit) und Worte (z. B. mit meinen eigenen Augen sah ich), so wie der Umschreibungen und der Weitschweifigkeit in den Perioden. Doch meynt er, daß die Kürze nie auf Kosten der Deutlichkeit gesucht werden dürfe, so wie auch Verhältnisse und Personen in Erwägung zu ziehen wären. In einer Ordre oder Instruction an Unterofficiere, oder überhaupt an weniger gebildete Personen, könne man nicht immer so kurz seyn, indem man wegen ihrer eingeschränkten Begriffe in Gefahr gerathen würde, falsch oder schwer verstanden zu werden. Als Beyspiel von Kürze im Militärstyl führt er Cäsars veni, vidi, vici, so wie die kürzlich gegebene Ordre an einen Festungscommandanten an: Restez et tenez.

Link's Catechismus

setzt die Kürze in Vermeidung der unnützen Nebenwörter (z. B. gedachter, ermeldeter, eingangsgenannter), der Tautologien (Kund und zu wissen, zur Nachricht und Wissenschaft, ordnen und befehlen), der unnöthigen Einschiebsel, der Wiederholung ganzer Redensarten, und manches zwecklosen Eingangs und Schlusses von Protocollen, Schreiben, Berichten u. s. w. Indessen müssen wir bemerken, daß die Würde des Canzleystyls, wovon nachher noch die Rede seyn wird, erfordert, daß öffentliche Actenstücke

nicht zu nackt und bloß stylisirt werden, und daß ein dem Verstand unnöthig scheinender Zusatz, Eingang und Schluß oft etwas Majestätisches oder überhaupt Aesthetisches hat, und deßwegen beybehalten werden muß. Wenn man die alten Formeln im Canzleystyl gern beybehält, weil sie ihm etwas Ehrwürdiges geben, so muß auch das Uebrige zu ihnen passen, damit nicht der Canzleystyl einem Gecken gleicht, der halb altmodische, halb neumodische Kleider trägt. Ganz prosaische Geschäftsaufsätze, Berichte über Rechnungssachen ꝛc. sind etwas Anderes als Verordnungen und Reden der Könige und deren Stellvertreter. Leider aber haben manche Geschäftsmänner von Ründung und Fülle des Styls gar keine Idee.

Adelung ist der Meynung, man solle die Kürze auch durch Zusammenziehung vieler mit einander verwandten Sätze in eine einzige Periode befördern, indessen wissen wir ja aus Erfahrung, daß der Canzleystyl ohnehin gern lange Perioden macht, und dadurch freilich die Kürze, aber auch die Undeutlichkeit und Geschmacklosigkeit handhabt.

Man bemerkt sehr oft an Geschäftsmännern, daß sie, trotz ihrer in der Jugend wohlgetriebenen Lesung der Alten, doch gar keine Ahnung von einem guten Styl haben. Sie scheuen sich nicht, schwerfällige Perioden zu bilden, Sätze kurz abschnappen zu lassen, und die unpassendsten Wörter neben einander zu stellen. Wenn man die Decrete der Griechen liest, so steht der Styl so klar, voll, im Großen und Kleinen so ausgebildet, so tonreich, majestätisch und doch auch so schlicht und einfach vor uns da, daß er unsere ganze Existenz ergreift, und doch ist nichts Ueberflüssiges an ihm zu bemerken. Diese Ausbildung des Styls, einer in allen Theilen wohlausgearbeiteten Zeichnung vergleichbar, könnte auch ein Eigenthum unsers Geschäftsstyls seyn, und wenn die germanische Schreibart etwas umständlicher ist als

die attische, so müßte man sie in dieser Eigenthümlichkeit verehren, da sie zur Fülle beyträgt.

§. 8.

Würde und Ernst.

Man erzählt von manchen Regenten, besonders von Friedrich dem Großen, eine Menge Anecdoten, deren Reiz und Anmuth darin liegt, daß Geschäftssachen auf eine witzige oder doch spaßhafte Art abgethan wurden, und in der Regel hat jedermann seine größte Lust daran. Der Grund davon ist nicht allein der, daß der Witz überall Beyfall findet, sondern auch der, daß es manche Geschäftsmänner mit dem Ernst und der Würde der Geschäftsführung gar zu weit treiben, und daher gar wohl verdienen, an sich oder an andern lächerlich gemacht zu werden. Indessen will ich nicht damit eine spaßhafte Behandlung der Geschäfte anempfehlen, denn ich bin im Ganzen gar sehr der Meynung des Herrn Maas, der §. 292. seiner Rhetorik Folgendes äußert: „Da diejenigen Reden, worin der Kanzleystyl herrscht, solche Geschäfte betreffen, die auf Recht und Gerechtigkeit, oder auf die Glückseligkeit Einzelner oder Vieler, oder wohl gar ganzer Völker, eine unmittelbare Beziehung haben, da sie überdem, durch ihre Publicität, eine gewisse Feyerlichkeit bekommen; so muß der Kanzleystyl durchaus voll Würde seyn. Er muß die Sprache der Gebildetsten, und mit ununterbrochenem Ernste, re-

den; muß also alles Unedle, Gemeine, Niedrige, Spaßhafte und Vertrauliche aufs sorgfältigste vermeiden."

§. 9.

Gebrauch der Kunstwörter und alten Ausdrücke.

„Die dem Geschäftsstyl eigene Bestimmtheit und Kürze hat zur Folge: daß man sich der Kunstausdrücke bedient, die in der Sprache der Geschäfte, die man verhandelt, einmal üblich sind. Denn widrigenfalls kann man sich, in der Regel, nicht eben so bestimmt ausdrücken, ohne weitläuftiger zu werden, und die Geschäftsmänner, denen jene Kunstausdrücke zur Gewohnheit geworden sind, werden den Vortrag weniger einleuchtend finden. Aus eben dem Grunde muß man auch fremde Ausdrücke, ingleichen veraltete Wörter, Redensarten und Wortfügungen, die in der Sprache der zu verhandelnden Geschäfte einmal das Bürgerrecht erhalten haben, so lange beybehalten, bis einheimische und neuere Ausdrücke gangbar geworden sind, und durch einen längern Gebrauch einen eben so allgemeingültigen und bestimmten Sinn, als jene, bekommen haben. Der Geschäftsstyl darf also nicht von jeder Neuerung in der Sprache sogleich Gebrauch machen, sondern muß, in diesem Stücke, dem Sprachgebrauch nur langsam und von fern nachfolgen. Aber nachfolgen muß er. Denn wenn er fremde

und veraltete Ausdrücke ohne Noth, d. i. alsdann beybehält, wenn der Sprachgebrauch schon einheimische und neuere gestempelt hat, die eben so gangbar und bestimmt sind, als jene, so ist das Pedanterey, die mit nichts entschuldigt werden kann; zumal da die Einmischung fremder Wörter schon gegen die absolute Schönheit des Ausdrucks streitet."

*) Vorstehende Aeußerungen sind aus der Rhetorik des Herrn Maas entlehnt. Was die Geschäftssprache betrifft, so haben wir schon im ersten Abschnitt Einiges darüber bemerkt. In den neuern Zeiten ist wohl keine Kanzleysprache reicher an eigenen Geschäftsausdrücken, als die des königlichbaierischen Regierungsblattes. Eine kleine Uebersicht gehört wohl hieher.

Aufschläger, Unteraufschläger, Dorfsobmannschaften, Diurnisten, Steuer-Vorgeher, Schätz-Leute, Feldgeschworne, sind Namen von Männern, die an dem Betrieb des Staates Antheil nehmen. In Rücksicht auf Finanzen gibt es Natural- und Geldreichnisse, Giebigkeiten, Umgeld, Mühl-, Roßhaar-, und Tanzanlagen, Zungengelder der Brandmetzger, Brautgulden, Salzscheibengelder, Succumbenzgelder zum Armenfonds, Zustellgelder, Henker- oder Malefizgelder und Mähnath-Anlagen. Viele dieser Ausdrücke haben wahrscheinlich in den Provincialgeschichten des baierischen Staats ihren Ursprung; was das letzte Wort Mähnath-Anlagen betrifft, so ist dessen erstere Hälfte unfehlbar aus dem Wort Mähne und der Endsylbe ath gebildet, die ehedem häufig gebraucht wurde, um Collectiva zu machen; so heißt z. B. hier in Coburg ei-

ne gewisse Naturalsteuer Weisath oder Weisat d. i. eine Angewiesenheit, indem die Steuerpflichtigen auch eine gewisse angewiesene Mahlzeit bey der Steuerentrichtung bekommen. Andere eigene Ausdrücke, auch wohl Provincialismen des k. baier. Regierungsblattes sind Intercalar-Früchte, walzende Stücke, Guts-Complex, Hoffuß der Güter, Bannwald, Tischttitel, Lände-Geld, Weidenschaft, Briefereyen, Inzichten, Ganterpreis (des Sommerbiers), Ewiggeld-Kapitalien, Kaduzität der öde liegenden Gewerbsgerechtigkeiten, Classificationsnoten, Pfarrey-Dismembration, Schrannen, Schwaig, Fatirung, Fassion, Werths-Fatent, Fahrniß, Ehehafts-Schmiede, Tafern, Ludeigen, Zubauguts-Recognition, Dominicalkataster, Brautläufe, Inleute, Manutenirung, Geläger (der Bierbrauer) u. s. w. Wenn alle diese Ausdrücke in Baiern verständlich sind, so kann wohl niemand etwas dagegen einwenden.

§. 10.

Edle Einfalt.

Adelung setzt die edle Einfalt des Canzleystyls in dessen Würde, Ernst, Deutlichkeit, Kürze und Vermeidung des Neologischen. Wir würden sie hingegen auch noch in die Vermeidung des Lehr-, Redner-, und Dichterstyls setzen, denn theatralische Ausrufungen, Fragen und andere Rede-Figuren, Ausdrücke aus der Mythologie und der Literärgeschichte machen einen Geschäftsaufsatz nur lächerlich. Es gibt eine gewisse schmucklose, ungesuchte Darstellungsart, welche

dennoch großen Eindruck macht, leider aber nicht jedermanns Sache ist. Die wenigsten jungen Leute erhalten einen guten Unterricht im deutschen Styl, das Lesen der Romane und Tagsschriften, der geschraubte Styl schlechter Schauspiele gewöhnt sie allmählig an das Phantastische und Geschraubte, und wenn sie dann als Geschäftsleute etwas zu verabfassen haben, so kommen wahre stylistische Mißgeburten zum Vorschein. Folgendes Schreiben eines Lieutenants und Stadtcommandanten an einen Magistrat ist ein solches stylistisches Ungeheuer, und hat seines Gleichen häufig in der gegenwärtigen Zeit:

„Hochedle,
Sehr geehrte Herren.

Nicht Tadelsucht ist es, was mich die Feder zu ergreifen mahnt, um Ihnen mit dem Zauber der Beredtsamkeit und mit der sonnenhelltönenden Stimme der Wahrheit die Abstellung eines Uebelstandes dringend ans Herz zu legen, der vielleicht nur um deshalb vernachlässigt und übersehen wird, weil er nur geringfügig scheint, und der doch so unendlich wichtig in seinen Folgen ist und werden kann. Ich meine die nothwendige Reinhaltung der Strassen und öffentlichen Plätze der Stadt.

Ich darf Ihnen, Hochedle Herren, nicht erst sagen, welche Vortheile uns die Reinlichkeit bringt und wie leicht sie, einmal eingerichtet, mit eini-

ger Sorgfalt und Strenge erhalten werden kann. Aber Pflicht und Schuldigkeit gebieten mir, Ihnen die Nachtheile aufzustellen, die für das Ganze aus der Vernachlässigung nothwendig entspringen und hervorgehen müssen.

Es ist Ihnen, Hochedle Herren, genugsam bekannt, wie der Mensch nur zu leicht sich geneigt zeigt, rücksichtslos auf Andere den Schmutz und Kehrigt aus Häusern und Wohngebäuden auf die Strasse hin abzusondern; Krieg und Durchmärsche vermehren solche Unordnungen bis zu einem erstaunlich furchtbar hohen Grade, und das kleine, freundliche Städtchen wird zum Stall des Augias, durch den ein zweiter Alcide Ströme leiten möchte. Nach und nach gehet der Unrath durch die Sonnenwärme zu einer Fermentation über und es entwickeln sich mephitische Dünste wie Gifthauch aus der Hölle. Ein Heer von Krankheiten athmet der Bürger ein, ohnehin schon tief gebeugt durch den Druck der Zeiten, und der Tod rafft nun seine Opfer. Ich könnte Ihnen dieses Schauergemählde noch mehr ausmahlen; doch zu sehr schon ergreift mich der bloße Gedanke und erfüllt mein Inniginnerstes mit Entsetzen und Trauer.

Darum wollen wir handeln und eilen, um die Gefahr, die Unheil drohende, zu entfernen! Auf! die Mittel zur Hand und rüstig ans Werk!

Ich ersuche Sie, diesen meinen Wunsch zur

Offenkundigkeit gelangen zu lassen, und, wo möglich noch vor der Messe, die gemessensten Maasregeln zu treffen. Ich werde täglich selbst die Arbeiten in Augenschein nehmen, der ich mit ganz vorzüglichster Achtung bin

Ew. Hochedeln

N. den 26 Mai 1814

ergebener N. v. N.
Lieut. und Commandant.“

(Siehe S. 187 von Landsberg's Anweisung zum Militärstyl, Dresden 1815.)

Es gibt, leider, Menschen genug, denen eine solche geschraubte Schreibart besser gefällt, als eine natürliche und einfache, und deren Beyfall man nur durch Briefe der Art erhalten kann.

§. 11.

Beobachtung der Courtoisie oder der Curialien.

Das Wort Courtoisie, welches von dem Herrn Campe durch Rittersitte und Ritterartigkeit übersetzt, übrigens in Adelung's deutschem Styl II S. 42 und Maas Rhetorik §. 293 gefunden wird, begreift die Höflichkeitsformeln und das gesammte Titelwesen unter sich, und ist eine sehr wichtige Sache des Geschäftsstyls, indem die germanische Volksthümlichkeit auch darin etwas Eigenes hat, daß jeder Stand zu gewissen Beynamen, Prädicaten und Redensarten berechtigt ist, sowohl um sie von sich

zu gebrauchen, als sie auch von Andern anerkannt und gebraucht zu vernehmen.

Unerschöpflich sind die Courtoisien der Deutschen. Man gehe nur z. B. die Handwerksordnungen und Gebräuche durch, so wird man eine ganze Menge verschiedenartiger Titulaturen und Prädicate finden, und so geht es hinauf bis zu Königen und Kaisern. Das ehrbare Handwerk, das löbliche oder wohllöbliche Amt, das höchstpreisliche Collegium, die freundlichen, die bereitwilligen Dienste zuvor, die Submission, das Gewogenseyn in Gnaden, die edlen, vesten und besonders guten Freunde, dieses und Aehnliches sind Dinge, die jetzt noch üblich sind. Man behauptet zwar, daß diese und andere Curialien nothwendig seyen, indem es gewisse Formeln und Formen im Geschäftsstyl geben müsse, aber wer weiß nicht, daß die Alten wohl ihre formulas solennes aber keine Curialien hatten? Mit welcher Aengstlichkeit würde man z. B. jetzt in einer königlichen Canzley die Curialien entwerfen, deren sich der König in seinem Schreiben an eine mächtige Republik zu bedienen habe: man gehe dagegen doch hin, und lese bey Demosthenes die Schreiben des Königs Philipp von Macedonien an die Athener, und dann wird man doch wohl einsehen, daß die wichtigsten politischen Geschäfte ohne Curialien betrieben werden können! Wie

befangen sind nicht auch unsere Diplomatiker in ihrer Geschäfts-Form und Sprache: man verweise sie doch auf Thucydides V, 85 u. ff. wo sie eine ganze diplomatische Verhandlung ohne alle Curialien und andere Sprach-Schnörkel lesen können!

Wenn nicht unsere gesammte germanische Nationalität gegen die Einfachheit der Alten, und also durchaus für die Beybehaltung der Curialien wäre, so ließe sich aus den alten griechischen und römischen Schriftstellern eine ganze Mustersammlung von Geschäfts-Aufsätzen allerley Art ohne Curialien zusammenstellen: indessen hieße das jetzt leeres Stroh dreschen. Es ist zwar richtig, daß unsere jetzigen Curialien viel einfacher sind, als die unserer Großväter, sie sind aber doch immer Curialien, d. h. Unnatürlichkeiten. Freilich, so lange wir einander mit Ihr, Er und Sie statt mit Du anreden, kann es zu keiner vollkommenen Natürlichkeit des Geschäftsstyls gebracht werden.

Man studire also in Titulaturbüchern die jedem Stand gebührenden Curialien, sehe auf den Geist des Zeitalters, was dieser etwa daran vereinfacht hat, gehe aber in dem Eifer für das Natürliche und Einfache nicht so weit, daß man für einen Revolutionär gehalten wird, denn so etwas hindert an Beförderung jeder Art.

Bey dem deutschen Titelwesen ist etwas zu bemerken, das den Meisten unbekannt scheint, nämlich

lich daß das Wort Herrlichkeit bey hochedelgebohren, wohlgebohren, hochgebohren rc. ausgelassen ist; bey letzterem Wort wird auch sehr oft Excellenz ausgelassen oder hinzugesetzt. Noch jetzt reden die Katholiken, wenn sie lateinisch sprechen, den Fremden mit Dominatio vestra oder tua an, noch jetzt ist das Wort Signoria bey den Italienern in diesem Sinne üblich, und daraus ist also unser Ew. Wohlgebohrn. u. s. w. zu erklären. Der Sinn ist also immer vollständig Eure Wohlgebohrne, Hochwohlgebohrne oder Hochgebohrne Herrlichkeit, und je nachdem ein Casus erfordert wird, muß nach dieser Zusammensetzung declinirt werden: daß man sich im Schreiben der alten Schreibart und Abkürzungen bedient, nämlich Ew. für Ewer, Ewere und Ewerer (Euer, Euere und Euerer) und die Endsylbe gebohrne mit einem Schnörkel endet, z. B. Wohlgebohrl. ist bloßes Herkommen, und thut dem Sinn keinen Eintrag.

§. 12.

Ursprung der deutschen Curialien und Entstehung der deutschen Canzleysprache.

Ueber den Ursprung des deutschen Canzleystyls und der Curialien findet sich in Hönn's Sachsen-Coburgischer Historia, Frankfurt und Leipzig 1700, S. 176 eine sehr belehrende Stelle. Nachdem nämlich der Verfasser des

im Mittelalter üblichen Lateins gedacht hat, und wie solches durch viele Germanismos entstellt worden sey, fährt er so fort:

„Nachdeme aber König Rudolphus im Jahr 1282 auf dem Reichs-Tag zu Nürnberg beschlossen, daß man hinführo in Verfertigung der Brieffe und Urkunden keine andere, als die Teutsche-Sprache gebrauchen solle, so verlohre sich allmählich das latein in und ausser Gerichten dergestallt, daß man in dem darauf folgenden Seculo, ausser was in denen Klöstern noch üblich geblieben, fast kein Lateinisches Document hiesiger Orthen mehr verabfassete. Gleichwie nun die ihebevorige Briefstellere, wie oberzehlt, ihre besondere Lateinische Terminos in ihre Concepten mit einschoben, also hielten sie zu Ende des 13. und Anfang des 14. Seculi, als man sich des Deutschen in denen Cantzeleyen bedienen muste, über ihren alt Fränckisch- und Sächßischen Wörtern und Formularen vielgenauer, als etwan die unsrigen heutiges Tages, und setzten zum Exempel: Matige vor Manche, dirre vor dieser, allerschlacht vor allerhand, mange vor Männer, geherten vor behaupten, gegunsten vor einwilligen, Vestung vor Beständigkeit, caren war so viel als Carena i. e. quadragena, eine Busse von 40. Tagen, dersten vor dörffen, nieder vor unter, Veitisding vor Nieder-Gerichte, vorsitzen vor mißrathen, Veils

statt Fleisch, geveiligen vor beschirmen, Hayn oder Hag vor Wald, verjehen vor urkunden, Ubermann vor Obmann, und dergleichen, so schrieben sie auch umb selbige Zeit nach Nieder-deutscher Art tuelfften statt zwölfften, vüff-tegenden statt fünfzehenden, quame statt kame, Borth statt Geburt, Orlog statt Krieg, mujen statt bemühen, hongis vor hönig. Welches zwar nicht, durchgehends also zuschreiben, hiesiger Orthen üblich gewesen. Dahero, daß die Schreiber domahlen fast mehr nach ihrer Mutter-Sprach, als hiesiger Lande Mund-Arth, sich gerichtet, daraus zu vermuthen. Und weiln ich über der Erzehlung von denen alten Schreib- und Redens-Arthen bin, so kan ich nicht vorbey, den wunder-grossen Unterschied zwischen denen alten und jetzigen auf das höchste getriebenen Titulaturen ein wenig zu weisen. Die Hennebergische Landes-Herrschaft (Hönn meynt die Grafen von Henneberg, die mehr Land besaßen, als mancher jetzt königliche Hoheit titulirte Großherzog) liese sich vor etwann 450 an dem Titul Nobilis vir, d. i. edler Mann, dann ein 100. Jahr hernach an dem Praedicat: Magnificus oder Magnificentia begnügen. Kayser Ludwig benannte einen derer selbiger Zeit unsern heimlichen, andere gaben ihm gar den anjetzo an Burger und Bauern geerbten Titul: Dem Erbaren. Ein 60. Jahr hernach aber

fingen die Titul schon anzuwachsen, und fande man auf Briefen so an diese Fürsten hielten, den Titul: Edle und Hochgeborne. Endlichen kame es bey ihnen an das Wort Irrlauchtig, so der Zeit Durchlauchtig ausgeschrieben wird. Ja, was noch mehr Wunders werth, so schriebe zu Anfang des vierzehenden Jahrhunderts ein Fürst den andern du, ohne Benennung eines Herrn, wie ich solches aus deren gewechselten schreiben wahrgenommen."

Vorstehende Jahrzahl wird von Einigen anders angegeben; es schreibt nämlich Paulus Matthias Wernerus in der Vorrede zu seinen Observat. Cameralibus also: Rudolphus primus publico edicto sanxit anno 1273 ut instrumenta omnia germanice conscriberentur. Hanc constitutionem Rudolphi de lingua Germanica Maximilianus Primus in Comitiis Coloniae Anno 1512 confirmavit, sequiturque usus quotidianus. Quo etiam pertinet constitutio Imperii, ne in camera lites alia lingua intendantur, quam Germanica; adeo ut subditi Lotharingiae, Brabantiae etc. qui in Camera agunt, acta Gallica in Germanicum vertere cogantur.

Was das Alt-Fränkische und Sächsische betrifft, so ist zu bemerken, daß die beyden Hauptmundarten der deutschen Sprache, das Hoch- und Plattdeutsche, ehedem das Fränkische und das Sächsische genannt wurden, denn das, was wir

jetzt sächsischen Dialect oder meißnische Mundart nennen, wurde im Mittelalter nicht besonders bemerkt und ausgezeichnet. Die Alt-Sächsische Sprache war plattdeutsch, und daher nennen noch heut zu Tage die Einwohner von Wales in Großbritannien das Englische nicht anders als das Sächsische (Siehe S. 10 von Fromm's Unterricht in der engl. Aussprache, Chemnitz 1811). Hönn macht wohl auch nur scheinbar zwischen dem Sächsischen und Niederdeutschen einen Unterschied.

Was das deutsche Titelwesen betrifft, dessen Hönn ebenfalls gedenkt, so wurde schon lange vor ihm gar sehr darüber gespöttelt. In Schottelii ausführlicher Abhandlung vom Ursprung und Aufnahme der deutschen Sprache werden S. 259 mehrere spöttische Bemerkungen der Art von Barclajus, Draco und Spedelius angeführt. Den Ursprung der deutschen Titel gibt er auf folgende Art an:

„Es werden aber grosse Herrn, sagt Draco, Grafen und Fürsten darum gnädig, Churfürsten gnädigst, und die Röm. Kayser. Majestät allergnädigste Herren genant, damit anzuzeigen, je höher einer geadelt, je gnädiger er sey. Stumpf. in der Schweizer Kron. libr. 2. cap. 20 sagt also: Wann vorzeiten ein Hertzog oder Grafe abgieng, haben darum seine Kinder das Amt nicht geerbet, sondern der Kaiser oder König hat

solche Würde anderweits seines gefallens verwant: und zur selben Zeit waren nur zween Stende und Grad bey dem Adel unter dem König, nemlich die Hertzogen und Fürsten wurden genannt die Edlen Hertzogen, und die freien Landesherren wurden genannt die Edlen Herren, darneben waren die Grafen allein Richter. — Kaiser Otto hat angefangen, die Fürstentühmer erblich zu verleihen, und damit er desto mehr Hülf und Beystand hette, auch die Pfaltzgrafen, Landgrafen, Markgrafen und andere Grafen erblich eingesetzt. Da haben die Grafen ihren Titul zwischen den Fürsten und Freien empfangen: Und so die Freien ihren ersten und alten Titul nobiles, die Edlen, behalten haben, alsbald die Grafen einen höheren Titul haben wollen, und genennet werden die Wolgebohrne. Die Fürsten, so im Stande über die Graven wahren, nanten sich darauf Hochgeborne: bald haben sie auch angenommen den Titul Durchleuchtig: allein die Freien haben ihren alten Titul behalten die Edlen, welchen Titul bey unseren Zeiten ein jeder Edelknecht haben will. — Dieses ist der Uhrsprung der jetzo üblichen Titulnahmen, so durch den angenommenen Gebrauch, Standes Gebühr nach, weiter geendert worden, als Edel, Woledel, Hochedel, Wolgeborn, Hochwolgeborn, Hochgeborn, Durchleuchtig, Durchleuchtigst, Al-

lerdurchleuchtigst." — So erzählt auch König in dem Theatro Politico, daß im Jahre 1561 die protestantischen Fürsten diejenigen Schreiben der päpstlichen Legaten nicht annahmen, die mit Dilecto filio, Nobili Viro NN. Duci NN., nach altem Brauch, überschrieben waren.

Man gibt zuweilen auch den Curialien das Beywort altfränkisch. Dieses uralte Wort wurde ursprünglich von jeder Sache gebraucht, die einfach und schlicht gemacht war. Schon Wolf theilt in seinen Lectionibus memorabilibus dieselbe Erklärung mit, wenn er sagt: Et Franci olim cultum aut ornatum parum curabant, hinc Germani, quoties vident aliquid vetusta simplicitate fabrefactum aut depictum, laudantes antiquitatem dicere consueverunt, das ist guht Altfränkisch.

§. 13.

Der Brief.

Ein Brief oder ein Schreiben ist ein schriftlicher Aufsatz an irgend eine (wirkliche oder moralische) Person, der weiter nicht ins Publikum kommt. Er ist also eine Anrede unter vier Augen, statt daß Reden, Geschichtserzählungen und belehrende Aufsätze auf eine größere Menge und gemischte Classe von Lesern berechnet sind. Man sucht in dem Briefe nur gerade derjenigen Person Recht zu thun, an welche er gerichtet ist, und bekümmert sich hierbey um die Bemerkungen eines

gemischten Publikums nicht: man spricht gerade nur so, wie es das Verhältniß zu der Person, welche unser Schreiben lesen soll, mit sich bringt. So verschieden auch diese Verhältnisse seyn können, so geben doch sie allein den Ton an, in welchem der Brief sprechen soll.

Auf jeden Fall kann also der Brief sehr individuell, ich möchte fast sagen egoistisch gehalten seyn, denn die Haltung in allgemeinen Darstellungen, wie bey Reden, Erzählungen u. s. w. ist ihm fremd. Nur gerade uns in einem individuellen Verhältniß auszusprechen, und uns dabey ganz individuell zu benehmen, ist des Briefes Wille und Absicht.

Der Brief hält sich mithin gerade in jenem Ton, der zwischen dem Leser und Schreiber mündlich statt finden würde: Natürlichkeit ist also sein Element in so weit, als die Sprache des Anstandes, der gesellschaftlichen Convenienz und des Ranges es zuläßt. Zwar ist der Brief ein schriftliches Document, worin manches Wort, manche Redensart und manche Wendung nicht erlaubt ist, die man bey der Unvorbereitung des gewöhnlichen Gesprächs verzeiht, aber immer muß er mehr Individualität, Naivität, Einfachheit und Natürlichkeit an sich haben, als eine Rede, Erzählung, als ein Vortrag in einem Collegium, als ein offizieller Bericht u. dgl. Man hat den

Brief oft mit einem Gespräch verglichen: darin liegt eben so viel Falsches als Wahres.

So natürlich ein Brief von außen scheinen kann, so viel Feinheiten können darunter verborgen liegen, aber dennoch bleibt diese äußere Natürlichkeit sein Hauptcharakter: doch sind jene Briefe, wo die Natürlichkeit gar zu breit auftritt, eben auch nicht zu loben, denn trotz aller äußern Unbefangenheit darf doch Würde, Anstand und Sitte nicht verletzt werden. Es kommt im Ganzen auch immer darauf an, wie sich ein Zeitalter begreift: jetzt würde z. B. kein Liebhaber seine Geliebte in einem, ganz aus Sprichwörtern zusammengesetzten Brief abdanken, dergleichen Muster Harsdörffer aufgesetzt hat. Wenn man sich erinnert, daß im vorigen Jahrhundert Anfangs ein steif galanter, dann ein roher sogenannter genialer Ton u. s. w. als deutsche Bildung galt, so wird man sich jederzeit nach solchem herrschenden Ton in Briefen etwas richten müssen, denn eine davon abweichende Originalität verzeihen nur Freunde und große Seelen.

Nach allem diesem sieht man leicht ein, daß es Briefe geben kann, die ganz in das Gebiet der Poesie hinüber schweifen, sey es in Rücksicht auf Zärtlichkeit und Liebe, oder in Hinsicht auf Witz, Ironie und Humor. Dann müssen sie aber auch mehr nach den Regeln der Aesthetik oder Poetik beurtheilt werden.

*) Folgendes ist der erwähnte Brief Harsdörfers in Sprichwörtern:

„Liebe vermeinte Jungfrau ꝛc.

Ob Ihr zwar für einen Articul des Glaubens haltet, ich habe den Narren an Euch gefressen, so wisset doch, daß es noch umb einen gantzen Bauern-Schuh fehlet. Ich will mir kein Blatt fürs Maul nehmen, und mit Euch das Spiel der unzeitigen Wahrheit spielen: Ich will Euch weisen, wo der Hund im Pfeffer liegt, mit Bitt, Ihr wollet ingedenk seyn, daß ein Freund, der sauer siehet, besser ist, als ein lachender Feind.

Ein Ehrwort ist darumb kein wahr Wort; Loben ist nicht Lieben, und betriegt Ihr Euch sehr, wann Ihr für Gold haltet alles, was da gläntzet. Fürwar ich hab Euch kein Evangelium gepredigt: Die Wahrheit ist ein seltzams Wildbred, Kinder und Narren sagen sie (wie das Sprichwort lautet), die Verständigen aber gehen derselben billich müssig, denn wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man die Fiedel umb den Kopf: Man gebrauchet sie kaum die Feiertag zu geschweigen, daß man sollte Alletags-Hosen daraus machen. Hab ich Euch gute Wort gegeben, so danket mir darumb, wollt Ihrs aber glauben; und mir meine Tauben abfangen, so kan ich wohl sagen, daß Ihr viel Dünkel zu verkaufen habt, und nach Eurer und meiner Meinung für die Schönste zu achten, wenn Ihr allein seyd. Gewiß, Ihr secht (seht) mich für ein andern an, der nicht weiß, was geng und geb in der Welt ist, aber ich bin genug berichtet, was die Weiberleut für unrichtige Uhren seyn, Irrwisch, die einen am hellen Tag verführen, Feuer-Spiegel, die die Jugend verbrennen, Katzen, die glatte Bälg aber scharffe Klauen haben.

Es ist nichts neues, daß in einem schönen Wirthshaus der Wirth ein Schalk ist: Rothe Oepfel

(Aepfel) sind auch sauer, und in einem schönen Buch findet man wohl auch Böses: Ja wann ich auch in diesem Punct mich betriegete, so hab ich doch bey Euch schon vermerkt, wie viel es geschlagen: Euer Handwerk hat ein gülden Boden, Ihr habt gern neu Werk (Werg) am Rocken, und ist die Losung in Eurem Hauß Geld: da ich doch vermeinet, die Zeit sollte Euch allgemach solch wuchern verbieten, weil es an der Haupt-Summa mangeln will. Bey solcher Beschaffenheit nun währet meine Lieb nicht länger als der Geruch von dürren Rosen, und weiß ich wohl, daß der, der mit solchem Feuer zu thun hat, muß stets ein Blasbalg haben. Dann wann die Ehr ein Riß gewinnt, wie leichtlich geschehen kann, so stehet sie jedem offen, und ein Krämer legt umb eines Kunden willen seine Waar nicht auß: Ein Wirth stecket umb eines Gasts willen keinen Schild aus, sondern es heist, je mehr je besser. Aber doch sagt man auch im Sprichwort, viel verdirbt, das man nicht wirbt: Es ist kein Narr, der einem eine Thorheit zumuthet, sondern der, der selbe begehet. Diesemnach weiß ich gewiß, daß die allerkürtzte Thorheit die beste ist. Wenn es an das Riemenziehen kompt, so ist fürwahr bey mir niemand zu Hauß, denn ich hab erfahren, worzu das Geld gut ist (ob man gleich sagt, das Gold der Neuen Welt habe die alte Welt zum Narren gemacht.) Es schickt sich doch so wohl zu allen Dingen und gedenk ich stetigs bey mir, was man ersparet, ist schon gewonnen. Diesemnach könt Ihr Euch nach andern umbthun, bey welchen Euer Glaub und credit sein Jungfrauschaft noch nicht verlohren hat: Ich laß mir kein solche Brillen auffstecken, dardurch man falsch sehen muß. Wolte lieber alles das meine zu dem Kloster Maulbrunn stiften, oder an nasse Waar legen, als in einen solchen Sack schütten. Gott wolle uns alle mit seiner Gnadenhand, mich aber sonderlich vor Euch behüten ꝛc. Verbleibe der Jungfrau, wann sie meiner nicht bedarf."

Achter Abschnitt.

Von dem Geschichtsstyl.

§. 1.

Wenn man den Zustand einer Sache darlegt, oder eine Uebersicht von irgend Etwas gibt, oder die Eigenschaften und Merkwürdigkeiten eines Dings oder einer Person schildert, so hat man eine Beschreibung, Schilderung, Uebersicht, oder, wenn es etwas Geistiges ist, eine Charakteristik. Gibt man aber die Veränderungen an, welche eine Person oder eine Sache im Verlauf der Zeit erlebte, so hat man eine Geschichte. Beschreibung und Geschichte verhalten sich also wie Stätiges und Fortschreitendes zu einander, und erstere kann in letzterer enthalten seyn.

So wie es also eine Menge verschiedenartiger Beschreibungen geben kann, so kann es auch eine Menge von Geschichten geben, denn die Gegenstände, deren Veränderungen sich erzählen lassen, sind unendlich.

§. 2.

Die wichtigsten Veränderungen sind doch wohl die, welche sich bey ganzen Nationen ergeben, und so ist also diejenige Geschichte, welche die Thaten und Schicksale der Nationen schildert, die wichtigste. Man nennt diese Geschichte gewöhnlich die politische, und theilt sie in Universal- und Specialgeschichte ein.

*) Der Ausdruck Universalgeschichte ist eigentlich marktschreierisch, denn es gibt keine Universalgeschichte, indem man weder die Schicksale aller Nationen kennt, noch auch von bekannten Nationen Alles auf das Genaueste zu schildern weiß. Gewöhnlich erzählt der Geschichtschreiber nur das, was am meisten in die Augen fällt, aber das sich stiller Bildende bleibt ihm verborgen. Oft bereitet sich etwas zu einer Zeit vor, wo niemand darauf achtet, aber später greift es gewaltig in die Schicksale der Menschheit ein, und dann berücksichtigt es der Historiker.

§. 3.

Die Gährung der jetzigen Zeit hat auch eine Menge neuer Ansichten der politischen Geschichte hervorgebracht. Sonst unterschied man bloß Chroniken und pragmatische Geschichte; jetzt verwerfen hingegen die Naturphilosophen den Begriff einer pragmatischen Geschichte, indem sie behaupten, die Geschichte sey eine fortgehende Offenbarung Gottes, eine prästabilirte Harmonie zwischen Freyheit und Nothwendigkeit; Andere nennen sie ein Weltgericht, Andere wieder eine rückwärts gekehrte Prophezeyung, und was dergleichen mehr ist. Wir bleiben aber vor der Hand bey dem Begriff der Veränderung und des Pragmatismus stehen.

*) Bekanntlich hat auch Herr Creuzer in seiner historischen Kunst der Griechen von Seite 226 an eine Theorie der Geschichte überhaupt und des historischen Styls insbesondere mitgetheilt. Diese Theorie ist ganz im Geiste der neuern Philosophie verfaßt, und stellt sich als Contrast der maaßi-

schen Theorie dar, welche im Geist der kantischen Philosophie entworfen ist. Herr Maaß sagt: „Da eine Rede historisch ist, so fern sie individuelle Wahrheiten lehrt, das Individuelle aber, als solches, nicht von dem Verstande gedacht, sondern von der Sinnlichkeit vorgestellt wird, so sind die Hauptvorstellungen einer historischen Rede sinnlicher Natur, und die abstracten oder allgemeinen Wahrheiten des Verstandes, die sie enthält, sind Nebenvorstellungen." Herr Creuzer behauptet dagegen: „Die Historie besteht in einem gesetzmäßigen Verhältnisse des Ideellen zum Realen, der Freyheit zur Natur, und ihre Aufgabe ist, die in der Zeit gegebene Natur nach den Gesetzen des Geistes zur Betrachtung darzustellen. — — Die Historie ist Darstellung zur Betrachtung. Betrachten heißt etwas in sich Vollendetes durch den Sinn (durch die Anschauung) dem Geiste zuführen. — — Das Ganze einer Historie soll den Eindruck des Friedens (der geendigten Handlung, des vollendeten Schicksals) geben, u. s. w." Nun kommt neuerdings Herr Jacob Wagner in seinem Staat (Würzburg 1815) mit einer ganz andern Ansicht zum Vorschein, denn S. 198 heißt es daselbst: „Denn das ist Zeit und Geschichte, daß die Welt von ihrem ersten Wesen sich entfernt, und in unendlicher Zerstreuung und Verkennung dieses Wesens es sucht, und nach entwickelten Formen des Suchens wieder findet, wiewohl in einer andern Gestalt, als es verlassen wurde, und mit errungener Herrschaft über die Wege der Zerstreuung." Was für Theorien der Geschichte werden wir nun noch bekommen?

§. 4.

Wenn freilich pragmatische Geschichte diejenige seyn soll, welche die Begebenheiten mit ihren Ursachen in Verbindung setzt und aus ihnen fol-

gert, so ist sie unstreitig etwas Anmaßendes. Ist denn der Geschichtschreiber allwissend? Und hat man nicht zu allen Zeiten behauptet, in der Geschichte zeige sich die Einwirkung der Vorsehung? Wenn aber bescheiden erklärt wird, der pragmatische Geschichtschreiber solle bloß den muthmaßlichen Zusammenhang der Begebenheiten, so weit sich solcher einsehen läßt, aufzeigen, so wird gegen eine solche Geschichte niemand etwas einwenden.

Und in dieser Hinsicht ist es auch unsere Meynung, daß der Geschichtschreiber nicht nur das äußere, sondern auch das innere Leben der Völker verzeichnen, und ihre Schicksale und Begebenheiten mit ihrem Ursprung, ihrer Lage, ihren frühern Verhältnissen zu andern Völkern, mit ihrer Lebensart, Cultur, Religion, Verfassung, Tendenz, mit ihrem Charakter, mit dem Zeitgeist und den herrschenden Ideen in Verbindung setzen, und, wo möglich, daraus folgern solle, so weit sie sich nämlich folgern lassen, denn das, was einzelne große Heerführer und Staatsmänner thaten, springt ohnehin vor allem Anderen in die Augen. Aber der Geschichtschreiber folgere nur nicht zu viel, sondern gestehe gern ein, wie Johannes von Müller, daß das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung nur unvollständig eingesehen werden könne, und beherzige das, was Jean Paul in seiner Vorle-

sung über den Gott in der Geschichte sagt.

§. 5.

Wahrheit.

Die vorzüglichste Eigenschaft des Historikers ist Wahrheit, und daher muß er auch historische Kritik besitzen, um das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Thucydides war der Erste, welcher aus der Geschichte Sagen und Mährchen verbannte, und wir Deutsche sind ihm hierin schön nachgefolgt, haben aber über zu viel historische Kritik die gute Geschichtsabfassung verlernt.

*) Gegen diese erste Pflicht eines Historikers hat bekanntlich Voltaire am meisten gefehlt, wie es scheint, mit Willen.

§. 6.

Klarheit.

Eine zweyte Eigenschaft eines guten Geschichtschreibers ist jene Klarheit und Deutlichkeit, welche die Begebenheiten so natürlich, übersichtlich, anschaulich und entschieden schildert, daß man während der Erzählung weder verwirrt wird, noch an etwas Anderes denken kann. Dieses Talent ist nur einem ausgezeichneten Geist eigen; vorzüglich besaß es Thucydides. Man lese z. B. nur die Geschichte der Ueberrumpelung von Platäa zu Anfang des zweyten Buches. Unter den Römern besaß diese Anschaulichkeit der Darstellung nie-

mand mehr als Julius Cäsar, nur kann man sich leider nicht immer auf seine Wahrhaftigkeit verlassen. Eine schöne Schilderung findet sich bey ihm im zweyten Buch von dem neunzehnten Kapitel an, wo von dem Ueberfall der Nervier die Rede ist. — Einen Widerschein dieser alt-klassischen Klarheit bemerkt man an den englischen Historikern.

*) Insgemein rühmt man andere Schilderungen des Thucydides. Man zeichnet z. B. seine Beschreibung der Pest zu Athen, die der bey der Blokade von Syrakusä vorgefallenen Schlachten, besonders der letzten entscheidenden, die Darstellungen der Mordscenen auf Kerkyra und der Zerrüttungen in den griechischen Städten aus. (Man sehe Creuzer's historische Kunst der Griechen S. 271 und 272.) Aber die Klarheit der Darstellungsart scheint uns in der angeführten Erzählung am reinsten bemerklich zu seyn. Durch den Styl schimmern hier die Begebenheiten und Vorgänge so hell und rein durch, daß man den Erzähler selbst gar nicht bemerkt. Nach Heilmann wollen wir (mit Ausnahme einiger abgeänderter Ausdrücke) diese Stelle des Thucydides vorlegen.

„Im funfzehnten Jahr des nach der Eroberung von Euböa geschlossenen Friedens rc. beym Eintritt des Frühlings, zog sich ein Haufen bewaffneter Thebaner, der etwas über dreyhundert Mann stark war rc. Nachts, während des ersten Schlafs, in die Stadt Platäa hinein, welche mit Athen im Bunde stand. Einige platäische Bürger, nämlich Nauklides und sein Anhang, hatten sie herbeygelockt und ihnen die Thore geöffnet, um ihre eigene Macht auf den Untergang derjenigen unter ihren Mitbürgern, die ihren Absichten entgegen waren, zu begründen, und zu

dem Ende die Stadt den Thebanern zuzuwenden. Die Mittelsperson, durch welche dieses betrieben wurde, war Eurymachus ꝛc. einer der bedeutendsten Bürger in Theben. Denn da die Thebaner wohl voraussahen, daß es zum Kriege kommen würde, so wollten sie sich gern noch während des Friedens und vor dem gänzlichen Ausbruch des Kriegs der Stadt Platäa, mit welcher sie im beständigen Zwist lebten, zum voraus versichern. Dieser Umstand machte auch, daß sie desto leichter unbemerkt hinein kamen, indem keine Wachen ausgestellt waren. Sie zogen in voller Rüstung auf den Markt, und ohne sich dem Verlangen derer, die sie herbeygerufen, gemäß zu bezeigen, (welches dahin ging, daß sie sogleich Hand ans Werk legen, und ihre Feinde in ihren Häusern überfallen sollten), wurden sie vielmehr schlüssig, durch öffentlichen Ausruf eine glimpfliche Erklärung bekannt machen zu lassen, und die Stadt zu einem freundschaftlichen Vergleich zu bewegen zu suchen. Der Herold machte zu dem Ende bekannt, wer nach altem Recht dem gemeinen böotischen Bunde beytreten wollte, der sollte sich gerüstet bey ihnen einfinden. Durch dieses Mittel hofften sie die Stadt am leichtesten zu gewinnen.

Da die Platäer erfuhren, daß die Thebaner eingerückt wären, und die Stadt besetzt hätten, erschracken sie sehr, und glaubten, weil sie in der Dunkelheit die Thebaner nicht sehen konnten, diese wären mit viel stärkerer Macht gekommen: sie verstanden sich also zu einem Vergleich, nahmen den geschehenen Antrag an, und verhielten sich ganz ruhig, zumal da niemanden einiges Leid widerfuhr. Allein mitten unter diesen Unterhandlungen merkten sie, daß der Thebaner so gar viele nicht wären, und daher glaubten sie dieselben leicht überwältigen zu können, wie denn auch die Bürgerschaft im Durchschnitt gar nicht geneigt war, die Partey der Athener zu verlassen. Sie kamen also durch die Zwischenwände ih-

rer Häuser, welche sie zu dem Ende durchbrachen, zusammen, damit sie nicht, wenn sie deshalb über die Straße gingen, bemerkt würden, besetzten darauf die Straßen mit unbespannten Wägen, um solche statt einer Vormauer zu gebrauchen, und trafen sonst alle Anstalten, die unter den obwaltenden Umständen ersprießlich schienen. Nachdem alles nach Kräften hergerichtet war, stürzten sie aus ihren Häusern zur Zeit der nahenden Morgendämmerung auf den Feind los, indem sie es nicht Tag werden lassen wollten, ehe sie angriffen, damit der Feind beym vollen Tagslicht nicht Muth bekommen möchte, indem er dann gleiche Vortheile mit ihnen hätte, sondern von dem Schrecken der Nacht in einer Stadt ergriffen, in der er nicht genau bekannt war, eher zum Weichen gebracht würde. Sie gingen also unverzüglich auf den Feind los, und kamen schnell mit ihm ins Handgemenge.

Als die Thebaner merkten, daß sie hintergangen worden wären, schlossen sie sich dicht an einander, und schlugen den Feind allerwärts, wo sie angegriffen wurden, zurück. Zwey bis dreymal drängten sie so den Feind zurück, allein als dieser noch immer mit großem Getümmel auf sie eindrang, und zu gleicher Zeit die Weiber und Knechte von den Häusern herab unter Geschrey und Lärm Steine und Ziegeln auf sie warfen, anbey die Nacht hindurch ein starker Regen gefallen war, wurden sie endlich doch stutzig, und ergriffen die Flucht, auf welcher sie sich durch die Gassen der Stadt zerstreuten. Da sie bey der Dunkelheit der Nacht (indem der Mond eben im letzten Viertel war) und dem kothigen Boden überdem noch größtentheils der Auswege unkundig waren, auf welchen sie hätten entkommen können, der nachsetzende Feind hingegen alle Gänge kannte, um ihnen solche zu verlegen, so kamen die meisten um. Einer von den Platäern ging nach dem Thor, wo sie herein gekom-

men waren, und welches allein noch offen stand, und verschloß es, indem er die Spitze seiner Lanze statt des Pflockes in den Querbalken steckte, daß sie also auch hier nicht mehr hinaus kommen konnten. Da man überall in der Stadt hinter ihnen her war, so stiegen einige von ihnen auf die Mauer und stürzten sich nach außen hinab, was ihnen meistentheils das Leben kostete. Einige entkamen durch ein unbesetztes Thor, welches sie mit einer Axt, die ihnen eine Frau gegeben, aufgehauen hatten, doch waren es ihrer nur wenige, indem man es bald gemerkt hatte. Indem nun der eine hier der andere dort seinen Tod in der Stadt fand, warf sich der stärkste Haufe, der sich noch am geschlossensten gehalten hatte, in ein großes an der Mauer liegendes Haus, in der Meynung, die offen stehende Thür desselben sey das Stadtthor, und es gehe geradezu hier durch ins Freye. Da die Platäer sie hier in der Falle sahen, gingen sie mit einander zu Rath, ob sie das Haus in Brand stecken und die darin befindlichen Thebaner ohne Umstände verbrennen, oder was sie sonst mit ihnen anfangen sollten. Endlich trafen diese sowohl, als was noch sonst von den Thebanern in der Stadt herum schweifte, mit den Platäern einen Vergleich, daß sie sich nebst ihren Waffen auf Gnade und Ungnade ergeben wollten. So ging es diesen in Platäa."

§. 7.

Individualisirung.

Je mehr die Geschichte individualisirt wird, desto mehr Eindruck macht sie, und man bemerkt durchgängig, daß der Beyfall, den man den alten Historikern ertheilt, größtentheils ihrem individuellen Stoff oder ihrer individualisirenden Manier gilt. In den Weltstürmen der Geschichte

spielt die Individualität der Menschen eine gar zu jämmerliche Rolle, und niemand empfindet dabey eine Freude, Mensch zu seyn: wo daher die menschliche Individualität mit Ehren aus diesen Weltstürmen hervorragt, muß sie der Geschichtschreiber hervorheben, ja, er muß darauf ausgehen, individuelle Züge und Scenen in das große Weltgetümmel zu verweben. Daher erregt auch ein Roman bey unserem leselustigen Publikum immer viel mehr Interesse als die Geschichte irgend einer Nation oder eines Zeitraums, und begierig kauft das Volk auf Jahrmärkten Räuber- und Mördergeschichten, weil sie so individuell sind. Der alte Mährchenerzähler Herodot ist deßwegen so beliebt im Alterthum gewesen, und sein ernsterer Nachfolger Thucydides wußte allenthalben die großen Begebenheiten seiner Zeit in das Individuelle hinüber zu spielen. Wie individuell-rührend ist nicht z. B. die Hinrichtung der armen Platäer im dritten Buch, Cap. 52 bis 68, von ihm dargestellt worden? Und um von den Römern zu sprechen, worin besteht denn die unvergleichliche Anmuth Cäsars und das Verdienst des Sallustius anders, als in ihrem individuellen Stoff und ihrer individualisirenden Manier, und was gibt denn dem sinnigen Tacitus den hohen Werth anders, als daß er sein altrömisches Individuum mit dem neurömischen Zeitgeist in Contrast setzt, und diesen individuell grell und ste-

chend schildert? Warum schieben die alten Historiker so häufig Reden ein?

Allgemeine Schilderungen ermüden bald und lassen die Seele unerwärmt: wo aber die Geschichte zu dem Einzelnen herabsteigt, ergreift sie das Herz und erregt Theilnahme. Darin besteht also auch die große Kunst des Historikers, daß er abwechselnd große Massen und individuelle Bilder und Situationen aufführt, und mit feinem Tact weiß, was allgemein und was individuell vorzutragen ist. Unsere neuern Historiker scheinen die Alten in dieser Hinsicht gar nicht zum Muster zu nehmen, sondern sie arbeiten vielmehr nach allgemeinen Ansichten bloß für den Verstand, und gleichen daher bloß Taglöhnern.

*) Wenn es hier der Ort wäre, wollte ich diese Individualisirung aus den alten Historikern ganz genau erweisen: indessen thue ich es vielleicht einmal bey einer andern Gelegenheit. Ein Geschichtschreiber, der gar nichts individualisirt, gleicht einem wilden Studenten, der sein armes Philisterpferd gar nicht zum Ausschnaufen kommen läßt. Wie ermüdend liest sich z. B. nicht der erste Band von Herrn Prof. Saalfeld's Geschichte der jetzigen Zeit? Der Grund ist einzig und allein in dem Mangel an Individualisirung zu suchen. Der Geschichtschreiber soll nicht bloß für den Verstand, sondern auch für das Gefühl schreiben, und nur diejenige Geschichte ist mir die vorzüglichste, die mir die geschilderten Epochen auch mit durchfühlen läßt, gerade so wie der einzelne Mensch die verschiedenen Epochen seines Lebens nicht allein durchdenkt, sondern häufiger noch durchfühlt.

Die erwähnte Geschichte der Hinrichtung der zweyhundert Bürger von Platäa, bloß weil sie im peloponnesischen Krieg den Spartanern keinen Dienst erwiesen hatten, würde von einem heutigen Geschichtschreiber ganz kurz abgefertigt worden seyn, allein Thucydides arbeitete sie sehr aus, weil er ihre Wirkung sehr wohl berechnete. Besonders ist die Rede, welche er den Platäern in den Mund legt, sehr rührend, und Heilmann kann nicht genug Rühmens davon machen, denn er sagt S. 389 seiner Uebersetzung in einer Note: „Diese Rede ist, nach meiner Einsicht, eins der größten Meisterstücke in dem rührenden Vortrage, woraus sich leicht eine vollständige Theorie desselben herleiten ließe. Die gleich im Anfange so natürlich angebrachte Bestürzung der Platäenser über die unerwartete Wendung ihres Processes; der Zweifelmuth, ob sie noch reden oder sich ohne Hoffnung verlohren geben sollen; die anständige Zuversicht, womit sie von ihrem bisherigen Betragen sprechen, aber immer einen Zug von ihrem jetzigen Elend mit untermischen; das gutherzige Vertrauen, so sie zu der Rechtschaffenheit und alten Freundschaft der Lacedämonier bezeugen, und der außerordentliche Widerwille derselben gegen die Thebaner, wodurch jenes desto schmeichelhafter wurde, und ihnen eine Art von Parthey an den Lacedämoniern schaffen mußte; die gegen das Ende so sichtbar steigende Angst; das betäubende Gemische von Religion, Menschlichkeit, Heiligthümern, Gräbern, Glückswechsel ꝛc. wo man die unglückseligen Platäenser gleichsam wie einen Ertrinkenden nach allen Trümmern greifen siehet; die noch am Ende so glücklich angebrachte Furcht, die Rede zu schließen; und noch weit mehr als alles dieses, die in der Wahl der Worte und deren Verbindung, oder vielmehr Verwirrung, sichtbare Fülle und Beklemmung des Herzens, macht das Bild eines verlassenen Unglückseligen so vollkommen, und hat eine solche Wirkung auf den Leser, daß ich glaube, die Re-

de würde die Platäenser gerettet haben, wenn sie in Gegenwart dererjenigen, die ihr Schicksal zu bestimmen hatten, nämlich zu Lacedämon, wirklich wäre gehalten worden. — — In der That, Demosthenes hatte Grund, den Thucydides neunmal durchzulesen und auswendig zu lernen." Nachdem nun Thucydides Alles aufgeboten hatte, was diese Geschichte rührend machen konnte, schließt er sie ganz tragisch auf folgende Art: „Die lacedämonischen Bevollmächtigten ließen noch einmal die Platäer, einen nach dem andern, vorkommen, und fragten sie, ob sie während des Krieges den Lacedämoniern und ihren Bundesgenossen einigen Dienst erwiesen; und als sie solches mit nein beantworteten, ließen sie dieselben beyseite führen und vom Leben zum Tode bringen, ohne einen von ihnen übrig zu lassen."

§. 8.

Gruppirung und Verhältniß der Theile.

In der Anordnung und Stellung der Theile und ihrem richtigen Verhältniß zu einander zeigt sich ebenfalls die Kunst des Geschichtschreibers. Keine Vorliebe für irgend einen besondern historischen Gegenstand darf den Geschichtschreiber verleiten, ihn unverhältnißmäßig in's Breite zu ziehen, und so dem Ebenmaaß des Ganzen zu schaden: er wisse die Thatsachen gehörig zu stellen, und jeder die ihr passende Ausdehnung zu geben. Abschweifungen dürfen nicht zu lang ausgesponnen, und gegen das Interesse der Hauptsache angelegt seyn.

§. 9.

Lebhaftigkeit.

Wenn Cäsar zwar dem Anschein nach bescheiden, im Grunde aber doch prahlerisch, wie Napoléon in seinen Kriegsberichten (Bulletins), eine Darstellung von seinen Kriegsthaten in Gallien gibt, so kann seine Persönlichkeit allerdings so sehr gegen die Leser vorrücken, daß er sich mancher lebhaften Wendung und mancher die Leser stark erregenden Figur bedienen darf, die an dem Erzähler allgemeiner Geschichten der Menschheit sehr tadelnswerth ist.

Was also Herr Creuzer S. 240 seiner oft angeführten Schrift von der geschlossenen Ruhe der Geschichte lehrt, und wie die drängende Eile der Sprache der Historie zuwider sey, ist also nicht allgemeines Gesetz. Der Gebrauch der gegenwärtigen Zeit statt der vergangenen wird also wohl einem Cäsar erlaubt seyn, ja auch sogar der sogenannte historische Infinitivus, obgleich auch Adelung II, S. 59. sich gegen das Präsens erklärt hat.

*) Stellen, wo der historische Infinitivus und das Präsens statt des Perfectums bey Cäsar vorkommen, sind z. B. die Capitel 4 und 5 im dritten Buch; nämlich:

Brevi spatio interjecto, vix ut his rebus, quas constituissent, collocandis atque administrandis tempus daretur, hostes ex omnibus partibus, signo dato d e c u r r e r e, lapides gaesa-

que in vallum conjicere; nostri primo integris viribus fortiter repugnare, neque ullum frustra telum ex loco superiore mittere cet. cet.

Und:

Quum jam amplius horis sex continenter pugnaretur et cet., P. Sextius Baculus et item C. Volusenus ad Galbam accurrunt, atque unam esse spem salutis docent et cet.

Ich kann bey dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht zurückhalten, daß viele neuere Theoretiker ihre Orakelsprüche über das Wesen der Geschichte aus einseitigen Ansichten hervorgehen lassen, indem sie besonders die griechische Nationalität mit dem reinen Wesen der Geschichte vermischen. Der heitere, ruhige Sinn der Griechen, ihre unerschöpfliche Geduld im Fache des gedehnten Vortrags erzeugte in ihren Geschichtschreibern die ruhige Darstellungsart, die manche Neuere für ein absolutes Erforderniß der Geschichte halten, was sie doch nicht ist. Jemehr Cäsar individualisirt, desto lebhafter wird sein Styl, denn der rasche römische Feldherr Cäsar ist kein ruhig betrachtender athenischer Staatsbürger Thucydides. Einem jetzigen Geschichtschreiber, der für die rasche, ungeduldige moderne Welt schreibt, ist noch mehr erlaubt, als dem Römer Cäsar.

§. 10.

Ergreifung und Schilderung des Geistes der Menschheit.

Der Geschichtschreiber soll nicht nur den Geist der Zeiten schildern, sondern auch jene Momente nicht übersehen, wo der Geist der Menschheit hell und klar durch die Weltbegebenheiten durchschimmert. Ein Beyspiel sey uns das achte

Kapitel im zweyten Buch des Thucydides. Wir wollen es den Lesern (nach unserer Uebersetzung) hier vorlegen:

„Auf einen kleinen Kampf war es aber dießmal bey beyden Staaten (Athen und Sparta) nicht abgesehen, vielmehr verwendeten sie alle ihre Kräfte auf den Krieg, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn die Menschen im ersten Feuer voll Eifer sind. Damals fand man auch eine zahlreiche waffenfähige Mannschaft auf dem Peloponnesus, eine zahlreiche in Athen, und weil sich diese im Kriege noch nicht versucht hatte, so griff sie freudig zu den Waffen. Ueber diesen bevorstehenden Kriegszug der beyden größten Mächte gerieth ganz Griechenland in Bewegung. Viele Orakel kamen jetzt zum Vorschein, Vieles prophezeyten die Weissager, sowohl in den kriegbeginnenden als in den übrigen Staaten. Vor kurzem hatte man auch auf Delos ein Erdbeben verspürt, und da man sich eines solchen Ereignisses seit Menschengedenken nicht erinnern konnte, so schien und hieß es natürlich eine Vorbedeutung der Dinge, die da kommen sollten. Und wenn sonst noch etwas der Art vorgefallen war, so wurde es jetzt als Vorbedeutung eifrig hervorgesucht. Die meisten Griechen hatten aber eine Vorliebe für die Lacedämonier, zumal da diese hatten verkünden lassen, sie wollten ganz Griechenland in Freyheit setzen. Daher bot auch jeder einzelne Privatmann und

jeder Staat alle seine Kräfte auf, um die Sache der Lacedämonier durch Rede und That zu fördern; ja, jedermann glaubte, diese Sache geriethe da ins Stocken, wo er sie nicht selbst persönlich betreiben konnte. Und weil sich nun der eine Theil der Griechen der Tyranney der Athener jetzt zu entziehen gedachte, der andere aber fürchtete, darunter zu kommen, so war natürlich bey dem bevorstehenden Krieg Haß gegen die Athener die Stimmung in ganz Griechenland. Mit solchen Gesinnungen und Zurüstungen begann nun der Kampf."

Dergleichen Darstellungen sind freilich nur Sache privilegirter Geister, aber es soll auch nicht jedermanns Sache seyn und werden, Geschichte zu schreiben. Durch dergleichen Schilderungen aber lernt man den eigentlichen Grund und Boden der Zeiten, auf welchem die Geschichte spielt, kennen.

§. 11.

Dichtergefühl.

Bey der Geschichtsabfassung ist jenes Dichtergefühl nicht zu entbehren, welches die von der historischen Forschung und Kritik hergestellten Thatsachen gefällig ordnet und verarbeitet. Der historische Styl erlaubt zwar jene sophistische Gestaltung und jene Figuren der Rede nicht, welche auf augenblickliche Ueberzeugung, Begeisterung, ja, ich möchte sagen Verblendung hinzwecken,

und es sind ihm alle Uebertreibungen des Theaterstyls untersagt, aber demungeachtet kann unter dem Aeußern der ruhigen, kalten Schilderung und des verständigen Ueberblicks eine poetische Gestaltung der Materialien liegen, die vielleicht nur dem Kenner bemerklich wird. So hat zwar der Historiker auch nicht die Sorgfalt des Redners, oder wohl gar Dichters, auf Rhythmus und Wohlklang zu verwenden, aber doch muß seine Prosa voll und klangreich seyn, wenn auch dieser Klang, als Ausdruck des Erhabenen, etwas Hartes haben sollte.

*) Eine schöne Stelle enthält Lucian in der Schrift Quomodo historia sit conscribenda, ed. Bip. IV, Pg. 206. Herr Creuzer führt diese Stelle S. 241 seiner erwähnten Schrift ebenfalls an, da er sich aber der Schützischen Uebersetzung bedient hat, welche auf unnöthige Emendationen Rücksicht nimmt, so werden wir uns in der Uebersetzung einige Abweichungen erlauben: „Aber des Geschichtschreibers Geist darf sich gar wohl der Poesie nähern und verschwistern, in so fern er auch große Dinge schildert und selbst gehoben wird, vorzüglich wenn er mit der Beschreibung von Schlachten und Seetreffen beschäftigt ist. Dann darf eine dichterische Begeisterung, gleich einem günstigen Wind die Segel schwellen, und das Fahrzeug auf den Höhen der Wellen forttreiben. Der Ausdruck aber muß sich immer innerhalb der Grenzen der Prosa verhalten, zwar von der Schönheit und Größe des Inhalts gehoben und ihm gleichkommend, aber doch nicht in ein fremdes Gebiet schweifend und zur Unzeit in Enthusiasmus gerathend, denn alsdann könnte er leicht in den Odenschwung des Dichters verfallen. Er halte sich also

hier im Zaum und mäßige sich, und bedenke, daß der Koller sowohl bey Pferden als bey der Schreibart ein Fehler ist. Am besten ist es also, wenn der Inhalt der Geschichte zu Pferd dahin eilt, der Ausdruck aber zu Fuß mit läuft, indem er sich am Sattel anhält, um nicht hinter dem Pferd zurückzubleiben.“ Der Ausdruck ἡ λέξις ἐπὶ γῆς βεβηκέτω ist offenbar Anspielung auf πεζὸς λόγος, die Prosa, und da das Bild der Schiffahrt durch die ἱπποτυφία verdrängt wird, so ist das neue Bild des Reitens und sich am Sattel Anhaltens in der Ordnung, und es bedarf der Schützischen Emendationen nicht.

§. 12.

Ernst und Würde.

Daß der historische Styl Ernst und Würde haben, und alles Niedrige, Possenhafte und Gemeine vermeiden müsse, versteht sich von selbst. Freilich folgt im Leben Scherz und Ernst lustig auf einander, und das ungeheuere Weltschicksal selbst stellt sich oft komisch dar, aber der Geschichtschreiber ist kein Humoristiker, und muß einen gemessenen Ernst behaupten, denn er steht fast auf dem Grund und Boden des Erhabenen. In dieser Ansicht treffen alle Theoretiker überein.

*) Adelung sagt: „Ernst und Würde sind mit dem Charakter der Wahrheit genau verbunden, und nothwendige Folgen desselben. Die erste bezieht sich mehr auf die Gemüthsstimmung des Geschichtschreibers, die letzte aber mehr auf den Ausdruck. Der ersten ist vornemlich die Lustigkeit entgegengesetzt, welche schon als eine Modification einer der untern Kräfte der Wahrheit nachtheilig ist, außer dem aber auch die Würde beleidigt, welche die Wahrheit for-

dern kann, und einflößen muß." Und Herr Creuzer behauptet S. 239. der bereits angeführten Schrift: „Als Organ der erscheinenden Natur entfernt sich die Sprache vom Gemeinen und Kleinlichen, und behauptet eine großartige Würde. Sie ist edel, und wo es die Größe des Gegenstandes, (das Schicksal der Menschheit) erfordert, erhaben."

§. 13.

Vermeidung des gelehrten Anstrichs.

Der Geschichtschreiber muß sich auch vor dem Allen hüten, was ihm und seiner Geschichte einen gelehrten Anstrich geben kann. Dahin gehört vorzüglich, daß er sich aller Ausdrücke enthalte, welche nur von Gelehrten von Profession verstanden werden können. Er rede die Sprache der Gebildeten, vermeide aber so viel, wie möglich, Wörter aus fremden Sprachen, denn man verzeiht ihm eher eine Umschreibung als einen ausländischen Ausdruck.

*) Ganz richtig bemerkt Lucian, „daß sich der Geschichtschreiber keiner ungewöhnlichen und weit hergeholten Redensarten bedienen, sondern solche wählen solle, die jedermann versteht und der Gelehrte gut heißt." — Es gibt gewisse Worte, die jedem Deutschen gleichsam aus der Seele genommen sind, und den innigsten Geist deutscher Denkart und Sprache ausdrücken: solche gehören vorzüglich für den Geschichtschreiber. Dieser Kern und Sprachschatz wird auch von dem Herrn F. Schlegel dem Historiker angerathen, denn derselbe hat in dem zweyten Stück des ersten Bandes

des Athenäum's S. 56. Folgendes von dem historischen Styl geäußert: „Alterthümlichkeit der Worte, und Neuheit der Wortstellungen, gedrungne Kürze und nebenausbildende Fülle, die auch die unerklärlichen Züge der charakterisirten Individuen wieder gibt; das sind die wesentlichen Eigenschaften des historischen Styls. Die wesentlichste von allen ist Adel, Pracht, Würde. Vornehm wird der historische Styl durch die Gleichartigkeit und Reinheit einheimischer Worte von ächtem Stamm, und durch Auswahl der bedeutendsten, gewichtigsten und kostbarsten; durch groß gezeichneten, und deutlich, lieber zu hart als unklar, artikulirten Periodenbau, wie der des Thucydides; durch nackte Gediegenheit, erhabene Eil und großartige Fröhlichkeit der Stimmung und Farbe, nach Art des Cäsar; besonders aber durch jene innige und hohe Bildung eines Tacitus, welche die trocknen Facta der reinen Empirie so poetisiren, urbanisiren und zur Philosophie erheben, läutern und generalisiren muß, als sey sie von Einem der zugleich ein vollendeter Denker, Künstler, und Held wäre, aufgefaßt, und vielfach durchgearbeitet, ohne daß doch irgendwo rohe Poesie, reine Philosophie oder isolirter Witz die Harmonie störte. Das alles muß in der Historie verschmolzen seyn, wie auch die Bilder und Antithesen nur angedeutet oder wieder aufgelöst seyn müssen, damit der schwebende und fließende Ausdruck dem lebendigen Werden der beweglichen Gestalten entspreche."

§. 14.

Kürze und Präcision.

Von der Kürze und Präcision des historischen Styls weiß Adelung ebenfalls Manches zu sagen, es kommt indessen immer auf den Charakter eines ganzen historischen Werks an, in wie weit Forde-

rungen der Art an dasselbe gemacht werden können. Herodots gutmüthige Geschwätzigkeit erscheint freilich gegen des Thucydides gedrungene Kürze als Weitschweifigkeit, aber ist sie dennoch nicht im höchsten Grade liebenswürdig? Dann mag leicht auch einige Umständlichkeit des Ausdrucks verziehen werden.

§. 15.

Historischer Periodenbau.

Der Sinn der Alten spricht sich bey den Griechen als heitere Ruhe, bey den Römern als stolze Selbstgenügsamkeit aus, und beyde kannten jenes Treiben, jene Geschäftigkeit, jenes Eilen von Begriff zu Begriff, von Handlung zu Handlung nicht, welches ein Hauptcharakter der germanischen Nationen ist. Daher liegt in dem Periodenbau der Alten etwas so Großgliederiges, Gedehntes, stolz Fortschreitendes und Ruhiges, daß ihre Schriften fast durchgängig nur von Liebhabern von Profession mit Entzücken gelesen werden, während sie die große Lesewelt kalt lassen. Dazu kommt noch, daß ihnen ihre Grammatik eine Menge sogenannter absoluter, den großgliederigen Periodenbau begünstigender Constructionen erlaubt, die der germanischen Grammatik, welche an viele umständliche Hülfszeitwörter gebunden ist, fast ganz versagt sind. Die Natur des Volks und der Sprache bildet also in Ansehung des Modernen

und Antiken einen durchgängigen Contrast, und dennoch möchten unsere Kritiker gar zu gern dem großgliederigen Periodenbau der Alten unbedingt das Wort reden. Es ist wahr, ein sogenannter coupirter Periodenbau (oder ein Styl von kurzen Perioden) gibt der Geschichte etwas Eilendes und schnell Vorüberrauschendes, und benimmt ihr die Erhabenheit, aber wenn dieser Periodenbau dem Geist der neuern Nationen gemäß ist, so möchte doch wohl etwas Rücksicht darauf genommen werden dürfen, denn seinen eigenen Landsleuten Genüge thun, ist doch wohl die erste Pflicht eines Schriftstellers. Die Alten (besonders die Griechen) hatten eine ungeheuere Geduld, gedehnte Vorträge anzuhören, welche unsern Landsleuten fremd ist: wie will man also an Germanen so reden und schreiben wie an Hellenen? Wenn also auch der germanische Geschichtschreiber sich zu etwas längern Perioden berechtigt glaubt, um auch hierin dem großen und erhabenen Begriff der Geschichte zu entsprechen, so halte er doch Ziel und Maaß, und bedenke, daß er nicht für Hellenen, sondern für Germanen schreibt.

*) Ein Beyspiel eines coupirten historischen Styls gebe uns Goethe. Man sehe dessen Wilhelm Meisters Lehrjahre I, S. 361:

„Sie stand vor ihm, und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn du unglücklich bist, was

soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagte er, indem er ihre Hände nahm, du bist auch mit unter meinen Schmerzen. — Ich muß fort. — Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wachsend verbreitete. — Was ist dir Mignon? rief er aus, was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebährde, die Schmerzen verbeißt. — Er hub sie auf, und sie fiel auf seinen Schooß, er drückte sie an sich, und küßte sie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrey, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick! — Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schloß sie an sein Herz, und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie eins, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinen-

den nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinde, es ergoß sich ihr Innerstes, und in der Verirrung des Augenblicks fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. — Mein Kind! rief er aus, mein Kind! du bist ja mein! wenn dich das Wort trösten kann. Du bist mein! ich werde dich behalten, dich nicht verlassen! — Ihre Thränen flossen noch immer. — Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. — Mein Vater! rief sie, du willst mich nicht verlassen! willst mein Vater seyn! — Ich bin dein Kind!

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten unbeschreiblichsten Glückes genoß."

Ein solcher Periodenbau ist unserer erzählenden oder geschichtlichen Schreibart eigentlich am angemessensten, während wir die langen Perioden der Griechen und Römer eher langweilig finden.

Es bleibt aber immer auch ein Unterschied zwischen einer rednerisch-langen und historisch-langen Periode. Die ganze Kunst des Redners, auf Ueberrumpelung und Bestechung berechnet, spricht sich vornemlich auch in seinen Perioden aus, die sich durch eine künstliche Beziehung der Glieder auf einander auszeichnen, und entweder eine wohltönende, fast gesuchte Fülle und Rundung, oder eine sophistische Gestaltung, oder eine stürmische Lebhaftigkeit an sich haben. Alles dieses ist dem Historiker fremd, der seine Perioden bedächtig und fast kalt zusammensetzt, und mehr die Sachen selbst reden läßt.

Eine hieher gehörige Stelle findet sich S. 243

der bereits angeführten Schrift des Herrn Creuzer: „Mit gleicher Sorgfalt unterschied man bey den Alten die Sprache des Historikers von der des Redners, und verfolgte diesen Unterschied bis in die feinsten Theile und die speciellsten Eigenthümlichkeiten der Rede. So unterscheidet Demetrios drey Gattungen der Periode: die historische, die dialogische, und die rednerische; die historische liege in der Mitte zwischen diesen, und habe weder die festgeschlossene Rundung der letztern noch den losen Gliederbau der erstern. Auf gleiche Weise tadelte man den Historiker, der im Periodenbau und Numerus ein sichtbares Bestreben nach rednerischer Wirkung verrieth. Ueberdieß, bemerkt Lukianos in der oben angeführten Stelle weiter, ist auch in der Stellung und Verbindung der Worte (in Ansehung des Numerus) ein gewisser Mittelweg zu beobachten, und kurz vorher erklärt er sich noch stärker gegen den oratorischen Ton der historischen Sprache in folgenden Ausdrücken: Was die Sprache und den Vortrag betrifft, so wünschte ich, daß der Geschichtschreiber (zumal im Anfang seines Werks) aller Affectation, die Leser durch sein Feuer zu blenden und in großen Perioden und in einander geschlungenen Argumentationen mit sich fort zu reißen, überhaupt aller oratorischen Täuschungskünste sich begeben, und dagegen in einem sanften ruhigen Tone sich vernehmen lassen möchte.“

Folgende Periode ist nicht gar zu groß, aber ihre Participialconstructionen sind von der Art, daß sie so gedrungen und kurz im Deutschen nicht gebildet werden kann: „Καὶ τὸν Εὐρυμέδοντα ἔχοντα τὸ δεξιὸν κέρας τῶν Ἀθηναίων, καὶ βουλόμενον περικλείσασθαι τὰς ναῦς τῶν ἐναντίων, καὶ ἐπεξαγαγόντα τῷ πλῷ πρὸς τὴν γῆν μᾶλλον, νικήσαντες οἱ Συρακούσιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι τὸ μέσον πρῶτον τῶν Ἀθηναίων, ἀπολαμ-

βάνουσι κἀκεῖνον ἐν τῷ κοίλῳ καὶ μυχῷ τοῦ λιμένος, καὶ αὐτόντε διαφθείρουσι, καὶ τὰς μετ᾿ αυτοῦ ναῦς ἑπισπομένας." Thucydid. VII, 52. Noch weniger sagt folgender Periodenbau der deutschen Sprache zu: „Caesar, ab decimae legionis cohortatione ad dextrum cornu profectus, ubi suos urgueri, signisque in unum locum collatis duodecimae legionis confertos milites sibi ipsos ad pugnam esse impedimento; quartae cohortis omnibus centurionibus occisis, signiferoque interfecto, signo amisso, reliquarum cohortium omnibus fere centurionibus aut vulneratis aut occisis, in his primopilo P. Sextio Baculo, fortissimo viro, multis gravibusque vulneribus confecto, ut jam se sustinere non posset, reliquos esse tardiores; et nonnullos ab novissimis desertos proelio excedere ac tela vitare; hostes neque a fronte ex inferiore loco subeuntes intermittere, et ab utroque latere instare; et rem esse in angusto vidit, neque ullum esse subsidium, quod submitti posset: scuto ab novissimis uni militi detracto, quod ipse eo sine scuto venerat, in primam aciem processit, centurionibusque nominatim adpellatis, reliquos cohortatus milites, signa inferre et manipulos laxare jussit, quo facilius gladiis uti possent." Caesar de B. Gall. II, 25. Beyde Beyspiele sind Periodi consecutivae, welche aus vielen copulativen Sätzen bestehen. Auf diese Art Perioden, so wie auf diejenige, die rein aus lauter kategorischen Sätzen gebildet wird, beschränkt sich meistentheils die historische Periodologie. Denn sie eignen sich besonders für den ruhigen Vortrag einer Sache, während die andern Perioden dem Geschichtsstyl zwar nicht durchaus fremd und widerstrebend sind, ihm aber doch leicht einen sophistischen Anstrich geben, wenn sie zu häufig gebraucht werden. Der Geschichtsstyl kann sich

wohl aller Arten von Perioden bedienen, aber nur einzeln und dann und wann dürfen die unruhigen und sophistischen Perioden vorkommen, denn das Ganze muß sich in kategorischen Formen aussprechen.

§. 16.

Von Lucian's Schrift über historische Kunst.

Adelung stellt noch eine ganze Menge Regeln des historischen Styls auf, welche aber wirklich nur für Stümper berechnet zu seyn scheinen, nämlich von dem richtigen Gebrauch der Temporum, von der Natürlichkeit, von den geschickten Uebergängen, von abenteuerlichen Perioden, von der Einheit, u. s. w. Geschichten zu schreiben soll nur das Geschäft geübter Hände seyn, und bey diesen werden dergleichen Dinge schon vorausgesetzt. Man könnte sagen, es kämen selbst in Geschäftsverhältnissen oft kleine Geschichten und Erzählungen (Relationen) vor, und deßwegen müßte doch einiger Unterricht für Anfänger des Geschichtsstyls ertheilt werden, und dahin seyen die angeführten Adelungischen Regeln zu rechnen: indessen kann auch eine kleine Erzählung nur von einer Meisterhand gut verfaßt werden, und von einem Geschäftsmann wird man in der Regel nichts mehr als einen guten Geschäftsstyl verlangen.

Eben so unnöthig ist die Regel Adelungs, im

Geschichtsstyl müsse man sich der Curialien enthalten. Es versteht sich wohl von selbst, daß die Geschichte diese sonderbaren Gebräuche der neuern Zeit nicht aufnimmt, weil sie sonst unnatürlich, steif und lächerlich werden würde: wenn selbst der Geschäftsstyl der jetzigen Zeit gegen diese Unnatürlichkeiten arbeitet, wie viel mehr die Geschichte? Man sage nicht, es gebe Ausnahmen, z. B. wenn ein Beamter für die Gedächtnißpredigt eines Fürsten oder Prinzen den Lebenslauf desselben ausarbeiten müsse, denn hier tritt er nicht als reiner Historiker, sondern vielmehr als Hofmann auf.

*) Adelung bemerkt über letztern Punct Folgendes: „Ein anderer Fehler wider die Würde ist die sorgfältige Beybehaltung der im gesellschaftlichen Umgange üblichen Courtoisie, oder der sogenannten Curialien. Manche Geschichtschreiber sind darin sehr gewissenhaft, daher ihr Styl von Excellenzen, Durchlauchten, Majestät, allergnädigst, gnädigst, höchstdero, dero, u. s. f. wimmelt; ja, sie tragen Bedenken, einen längst verweseten Kaiser anders als Se. höchstseel. Kaiserl. Majestät, oder Se. verblichene Majestät preiswürdigsten Andenkens, zu nennen. Durch dergleichen Gepränge wird sowohl die Würde als Wahrheit der Geschichte verletzet, indem es den Verfasser als einen kriechenden Höfling darstellet, in dessen Händen die Wahrheit sehr schlecht aufgehoben ist. Pauli's Leben großer Helden sind unter andern auch hierin Muster." Aber welcher Geschichtschreiber denkt jetzt noch an solche Schnörkel?

Weit mehr Werth als alle angeführten Regeln Adelungs hat die bereits angeführte Schrift Lucian's über die Geschichtschreiberey, wovon wir hier eine Uebersicht geben wollen: Zuerst tadelt er diejenigen Geschichtschreiber, welche nicht sowohl Thatsachen berichten, als das Lob der Heerführer und Fürsten ausposaunen und überhaupt parteyisch schreiben, oder ihre Darstellungen nach Dichterart übertreiben, um desto mehr Beyfall zu erhalten. Eine gar zu dichterisch ausgeputzte Geschichte vergleicht er mit dem Herkules in den Kleidern der Omphale, und meynt, ein Mahler dürfe seine Farben nicht zu stark auftragen. Dann macht er diejenigen Historiker lächerlich, welche durch sclavisches Nachahmen großer Vorgänger oder auch epischer Dichter sich einen Werth erwerben wollen. Andere Geschichten vergleicht er mit dem dürftigen Tagebuch eines Corporals oder Marquetenders. Für die Geschichte schickt sich nach ihm der tragische Styl so wenig als das Breitthun mit philosophischen Kenntnissen. Dann tadelt er die unverhältnißmäßigen und umständlichen Beschreibungen der Gegenden, Flüsse, Berge und Städte, oder wohl gar noch unbedeutenderer Gegenstände: solche Geschichtschreiber, meynt er, wüßten nicht, was sie eigentlich schildern sollten; er vergleicht sie mit Sclaven, die schnell reich würden, und in Verlegenheit wären, was sie mit dem Reichthum anfangen und wie sie sich anständig benehmen sollten. Abentheuerlichkeiten und lügenhafte Uebertreibungen solle kein Geschichtschreiber aufnehmen. Allzugroße Sprachziererey schicke sich ebenfalls nicht für ihn. Aber auch die Gemeinheit des Ausdrucks sey ein großer Fehler. Manche Geschichtschreiber machten sich auch dadurch lächerlich, daß das Sprichwort Parturiunt montes auf sie angewendet werden könne, indem sie mit albernen Eingängen zum Vorschein kämen: es gebe ge-

wisse kräftige Eingänge, die nur Kenner fühlen und anbringen könnten. — Hierauf gibt er die Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers an, nämlich Darstellung der Hauptsachen, praktische Kenntniß des Kriegswesens, genügende Ausführlichkeit, Staatsklugheit und Beredsamkeit, und zwar letztere als angebohrnes Talent, Unparteylichkeit, Unerschrockenheit und Wahrheitsliebe, Berücksichtigung der Nachwelt; sein Vortrag, sagt er, sey gewaltig, schön in Perioden verwebt und anmuthig, hell und anschaulich und ohne gesuchte, weithergeholte Worte, zu Zeiten auch fast poetisch, doch nicht zu geputzt und rhythmisch; auf die Zusammenreihung der Sachen verwende er viel Sorgfalt, und feile seine Arbeit öfters aus; zuerst setze er die Materialien nur grob und unausgearbeitet zusammen, dann organisire er sie immer mehr und bekleide sie mit schönem Ausdruck; er wisse sich aber auch bey Erzählung von Schlachten zu mäßigen und verfalle nicht ins Kindische und Abgeschmackte; er gehe leicht von dem Einen zum Andern über und vergesse nichts Wichtiges oder Bemerkenswerthes; er entstelle nichts und behalte eine gleichmäßige Stimmung der Seele; er gerathe nicht ins Gebiet des Redners; seine Erzählungsart sey durchaus fließend und angenehm und sich überall gleich; er verweile nirgends zu lange, zumal wenn er vielerley Sachen zu erzählen hat, und unterscheide überall das mehr und minder Wichtige; sein Lob und Tadel sey sparsam, und wenn er ja Sagen (Mythen) berühren muß, so lasse er sie dahingestellt: vor Allem aber bedenke und berücksichtige er das Urtheil der Nachwelt.

§. 17.

Beschreibungen.

Bey Beschreibungen kommt es vorzüg-

lich darauf an, daß man mit wenig Worten eine Total-Vorstellung des Gegenstandes erzeugt; hierauf mag man das Bestimmtere und Nähere sorgfältig schildern. Diese Kunst aber, mit wenig Worten eine anschauliche Schilderung zu geben, ist eben so selten, als die Kunst eines guten Portraitmahlers. Denn es gehört Dichterphantasie dazu, um einen Gegenstand in der Vorstellung zu reproduciren, so daß der Eindruck des Ganzen, und die Wirkung jedes einzelnen Theils genau wieder mit Bewußtseyn und klar hervortritt. Dann muß dieselbe Dichterphantasie die Beschreibung dem Gegenstand gemäß gestalten, damit durch Sprache und Styl das Bild im würdigen Ausdruck erscheine. Die meisten Fehler werden aber bey Beschreibungen darin gemacht, daß das Einzelne und nicht das Ganze, die besondern Züge und nicht der Total-Eindruck aufgefaßt und beschrieben werden.

Man lese z. B. folgende Beschreibung:

„Die Höhe, von welcher sich die Ache am Wildbade herabwirft, beträgt 270 Fuß. Sie schießt daselbst aus engen Klüften heraus, welche sie sich selbst durchbrochen hat. Noch sieht man hoch oben an den Felsen die Spuren von ihrem alten Bette; und eine ungeheuere Felsenmasse, die einst die Mündung des Schlundes, wie ein Pfropfen verschlossen hielt, liegt hin-

geschleudert an der überstehenden Wand, und widersetzt sich noch immer dem Strome; aber vergebens: er stürzt unaufhaltsam dahin.

Bey jedem Sturze fahren die Wasserdünste, wie dünnes Wolkengewebe, in die Höhe. Sie zeigen der Sonne gegenüber alle Farben des Regenbogens; und über dem Wasser selbst schwebt an verschiedenen Stellen ein heller Nimbus, wie Feuerschein.

In den Winkeln der Felsenwände, wo das Wasser sich mächtig zerstößt, und wo es sich rasch hinunter in tiefe Kesseln wirft, staubt es wie Pulverdampf; kracht es, wie Kanonendonner; indeß man von ferne her ein dumpfes, verschiedenartiges Getön, wie Glockengeläut, wie Wagengerassel, wie Wirbeln von Trommeln und Pauken, vernimmt.

Auf der sogenannten Grabenbrücke erscheint das Schauspiel am größten. Man überschaut den ganzen Fall bis zur Kluft hinauf, aus welcher das Wasser, wie aus einem Rachen hervorbricht. Man sieht die Wassersäulen, bald senkrecht von Felsen auf Felsen stürzen; bald über schiefe Abhänge, wie über Terrassen hinunter sich wälzen. Ein aufgeregter Wirbelwind reißt die Staubwolken im Sturme davon." Siehe 291 von Vierthalers Reisen durch Salzburg.

Niemand wird sich ein bestimmtes Bild von dem Wasserfall nach dieser Beschreibung machen können, denn der Total-Eindruck desselben ist nicht geschildert.

In folgender Beschreibung desselben Verfassers hingegen ist das Ganze nicht minder als das Einzelne gut aufgefaßt und bemerklich gemacht S. 311: „Nicht ferne vom Kessel (einem Wasserfall) zeigt sich an der rothen Felsenwand eine Erscheinung, die nur gesehen, nicht gemahlt werden kann. Es würde ein Bild der dichterischen Phantasie, nicht der Wahrheit scheinen. Ein silberreiner Bach fällt sanft an der senkrechten Wand herab. Die Wasserstreifen scheinen langgezogene Seidenfäden, das Ganze ein ungeheurer Schleyer mit tausend Falten zu seyn, der an der Wand ausgebreitet und mit jedem Augenblicke neu gewebt wird. Die Aehnlichkeit ist so täuschend, daß selbst die rohen Naturmenschen jener Gegend, die gewiß keine arkadischen Schäfer sind, dieselbe nicht übersehen konnten. Man nennt den Wasserfall an der rothen Wand allgemein den Schleyerfall."

Beyde Beschreibungen sind prosaisch gehalten. Aber in folgenden Beschreibungen Jean Paul's erscheint reine Poesie:

In der Vorschule der Aesthetik sagt er:

Als Dante's Geist die Erde betreten wollte,

waren ihm die epischen, lyrischen und dramatischen Eyerschalen und Hirnschalen zu enge: da kleidete er sich in weite Nacht und in Flamme und in Himmelsäther zugleich und schwebt so nur halb verkörpert umher unter den stärksten, stämmigsten Kritikern.

Im Leben Fibels S. 101 heißt es:

Die Nacht war vielleicht die letzte schöne laue des Novembers, der einen verkürzten Nachsommer des Nachsommers mitbringt, der Mond war nach seiner Herbst-Sitte unerwartet früher im Himmel erschienen — das Saatgrün des künftigen Frühlings und die rothe Blätterglut des Laubholzes färbten die bleiche Nacht und Jahreszeit lebendiger — rufend kamen im Himmel Winter-Vögel an, und Sommer-Vögel zogen ab, und auf den silbernen Gebirgen aus Gewölk, dachte man, müßten die Sommergäste ausruhen und in die künftigen Länder schauen — und die ganze hinabglänzende Abdachung der Landschaft nach dem noch erleuchteten Dörfchen hin, füllte die Seele mit Wunsch und Glück.

Und S. 158:

So saßen sie beyde weit in die Nachmitternacht hinein. Der alte Jäger vergaß das Hifthorn über das Trinkhorn. Um den lustigen Maienbaum wurde es leer und leerer und Liebende nach Liebenden gingen selig nach Hause. Das

lang in den Himmel hinein flatternde Purpurband des Mädchens und der Waldberg voll Mondschein und die aus den festen Sternen herabschießenden Erden-Sterne und das Herüberglänzen weißblühender Schotenfelder, und ein langer dicker weißer Raubvogel, der gar nicht von der Thurmfahne weg wollte, und das zärtliche Neigen der Gipfel eines Wäldchens gegen einander — — — dieß machte ihn und zuletzt auch das Mädchen immer wehmüthiger; es war für ihn hart, so vor dem Glücke als Verarmter zu sitzen, und für sie noch härter, einen theuern Trostlosen neben sich zu sehen, dem sie den nahen Trost vorenthalten mußte.

*) Der ehrliche Gottsched hat eine ganze Compagnie-Liste von Beschreibungen aufgeführt, die man junge Leute verfertigen lassen könnte, als da sind Beschreibungen von Personen nach Größe, Gestalt, Kleidung, Bildung, Sprache, nach ihrem Gang, Thun und Lassen; von Sachen, als Städte, Tempel, Gebäude, Bildsäulen, Bibliotheken, Viehheerden, besondere Thiere, Schlachten, Aufzüge, Feyerlichkeiten, Feste, Hochzeiten, Gästmahle, Flotten, Schiffe, Dorflustbarkeiten, Ungewitter, ein heiterer Himmel bey Nacht; von Oertern, als Berge, Thäler, Flüsse, Seeufer, Landschaften, Gegenden, unterirdische Grüfte, Grotten, Wälder, Gebüsche, Schlösser, schöne Aussichten, Gärten, Cabinette u. dgl. Doch gesteht er auch, daß viele von diesen Dingen eine Meisterhand erfordern, wenn man sie recht schildern will. Und das ist auch unsere Meynung, denn immer sind es nur dichterische Ta-

lente, welche die Literatur mit guten Beschreibungen der Art versehen haben. Die Hauptregel ist bey ihm: „Man übersehe nichts Merkwürdiges an einem solchen Dinge, menge aber auch keine Kleinigkeiten mit ein, auf welche nichts ankommt. Wer z. B. den Prinzen Eugen beschreibt, darf nicht eben sagen, daß er stark Schnupftabak gebrauchet, und immer eine damit bestäubte Weste gehabt habe." Aber immer wird ohne Dichter-Talent nichts Besonderes geleistet werden können, daher ich auch mit den Thematen zu Beschreibungen, die Herr Schaaff in seiner Methodik der deutschen Stylübungen S. 28 u. ff. aufstellt, nicht ganz einverstanden bin.

§. 18.

Lebensbeschreibung, Charakteristik und Naturgeschichte.

Insgemein werden auch die Lebensbeschreibungen und Charakteristiken unter der Rubrik des historischen Styls mit abgehandelt. Erstere können natürlich die Hoheit der Völkergeschichte nicht erreichen, sondern entsprechen vielmehr den Forderungen, welche der Geist der Zeit, in welcher sie verfaßt werden, an eine unterhaltende und lehrreiche Beschreibung macht, daher auch ihr Styl sich nicht sehr von der gebildeten Sprache des Umgangs zu entfernen braucht, wenn er nicht hie und da ganz didactisch wird. Die Narrheit, keine Lebensbeschreibung für eine solche anzuerkennen, wenn sie nicht den Charakter philosophisch (psychologisch) construirt, scheint

vorübergegangen zu seyn. Etwas Anderes sind die Charakteristiken. Diese zerfallen in die rein geschichtlichen und in die mehr oder minder poetisirten. Was ein Mann war, der in der Weltgeschichte gewaltig hervorragt, das läßt sich in der Welt- oder Völkergeschichte mit wenigen Worten sagen, denn gar zu große Ausmahlung wäre hier unverhältnißmäßig gegen das Ganze. Was aber die andern Charakteristiken betrifft, so werden sie immer zum Vergnügen des lesenden Publikums (mitunter auch bloß des Verfassers, der seine tiefe Menschenkenntniß sehen lassen will) entworfen. Dann wird der schalkhaften Natur nur das abgelauscht, was den Helden lächerlich und den Leser vergnügt macht, Manches wird stark aufgetragen und Vieles ganz übergangen, und so ist die Charakteristik immer mehr oder minder poetisch.

Eine der schönsten Theorien über Charakteristiken findet sich im ersten Bande des attischen Museums als Einleitung zu Theophrasts Charakteren, und sie wird vollkommen bewährt, wenn man sie an die verschiedenen vorzüglichen Charakterschilderungen hält, die die Literatur aufzuweisen hat, selbst an die neuesten von Ludwig Schubart, denn überall sind es nur die lächerlichen Züge der Menschennatur, welche uns in diesen Schilderungen so sehr unterhalten. Die

Tugend ist kein Stoff für solche Darstellungen, denn einfach und ehrwürdig bleibt sie sich immer gleich. Nichts ist langweiliger, uninteressanter, ermüdender, als Schilderungen tugendhafter Charaktere, sagt daher das attische Museum mit Recht.

Neuerdings hat unsere Literatur an Goethe's Leben eine sehr schön verfaßte Lebensbeschreibung erhalten, aber Trotz dem, daß sie sich für Wahrheit und Dichtung ausgibt, ist sie auch gar sehr belehrend. — Was uns Plutarch als Lebensbeschreibungen vorführt, sind fast mehr einzelne Abschnitte der Weltgeschichte, in welchen die beschriebenen Helden und Staatsmänner stark hervorragen, dabey hat er diese Schilderungen häufig mit Anecdoten und Curiositäten ausstaffirt.

Der Name Naturgeschichte ist ein Mißgriff, denn Trotz der prahlerischen Theorien der Naturphilosophen wissen wir von der Natur noch zu wenig, als daß wir eine Geschichte derselben geben könnten. Was unter dem Titel Naturgeschichte gewöhnlich verkauft wird, ist nichts Anderes, als Naturbeschreibung nebst einigen armseligen Materialien zur Naturgeschichte.

*) Die erwähnte Theorie des attischen Museums ist folgende: „Die Charakterschilderung muß sich eigentlich auf fehlerhafte Charaktere einschrän-

ken. Ihr Zweck geht auf die kurze Darstellung irgend einer sittlichen Unvollkommenheit. Diese moralische Unvollkommenheit darf weder allzuwichtig, noch in ihren Folgen schrecklich seyn, weil sie sonst nichts als reines Mißvergnügen bewirken würde, welches niemals der Zweck der Kunst seyn soll. Sie darf aber auch nicht ganz unbedeutend seyn, weil in diesem Falle die Schilderung allzu flach ausfallen, und uns nicht genug interessiren würde. Es findet demnach auch unter bloß fehlerhaften Charakteren eine Auswahl statt. Für diese Gattung taugen nur solche, welche etwas hervorstechendes haben, wodurch sie im Gemälde gehoben werden können. Dieses Hervorstechende findet sich einzig in einem überraschenden Contraste, woraus das Lächerliche entspringt. Kurz die Charakterschilderung bemengt sich weder mit Bösewichtern noch mit schwachen Menschen. Jene verdienen unsern Haß, diese unser Mitleiden; und weder die einen noch die andern können uns hinlänglich interessiren. Sie hat es eigentlich mit Narren zu thun, welche durch ihre Lächerlichkeit eben so unterhaltend als abschreckend für uns werden können."

§. 19.

Studium des geschichtlichen Styls.

Eine kleine Geschichte von irgend einem Vorfall zu verabfassen, ist keine große Kunst: man darf nur nicht verworren erzählen, so ist die Sache schon gethan. Aber wer sich an eigentliche welthistorische Gegenstände wagt, (und dieser Schriftsteller haben wir jetzt ungeheuer viele)

sollte sich doch zuvor in den Alten ein wenig umgesehen haben. Unsere so bedeutenden Zeiten verdienten denn doch, würdig beschrieben zu werden. Herr Creuzer ist der Meynung, daß das Studium altdeutscher Geschichtsbücher ein gutes Beförderungsmittel zum richtigen Auffassen und Uebersetzen der griechischen Historie sey: sollte es nicht neben dem Studium der Alten auch unsern Historikern zu empfehlen seyn? Der altdeutsche Geschichtsstyl hat sehr viel Männliches und Großgliederiges, und verdiente, Trotz aller seiner Rauheit, mehr beachtet zu werden, als geschieht. Wer sieht nicht folgender altdeutschen Charakteristik (mit Ausnahme einiger Härten und weggelassener gar zu derben Ausdrücke) etwas Großartiges an?

„Von den Einwohnern des Landes und derselben Sitten und Art muß ich auch ein wenig nach Gelegenheit der Sachen schreiben.

Es hat aber der Fichtelberg und schier das gantze herumgelegene Land, ein fromm, getreu, freundlich, aber doch fast grob, bäurisch, hart und stark Volk, das Hitz und Frost in aller Müh und Arbeit wol leiden und vertragen mag. In Summa es seynd Leut, um von Natur angeborner Stärck willen, item wilde Säue und grausame Beeren (Bären) zu fällen und zu fahen, fast geschickt, wiewol sie nicht von Leib

grob und ungeheuer, sondern zum Theil auch sonst von Art des Höltzleins seynd, das sie selbst gemeiniglich an den Spiessen tragen, daher auch ein teutsch Sprich-Wort erwachsen, daß wann man von einem guten Knüttel will sagen, spricht man: Es ist ein grober Fichtelberger. — — — — — — Und wiewohl dieses gantze Land fast ungeheuer ist von der vielfältigen Wälde und Berg wegen, dasselb auch gemeiniglich grobe und wüste Leute gebüret (gebiert), die zum Krieg oder harter Bauren-Arbeit tüglicher (tauglicher) seyn, denn hohe theure Künste zu lernen: Ist es doch gelehrter und geschickter Leut nicht gar beraubt, deren es auch bey andern und weitgelegenen Landen Ehr und Ruhm hat."

(Siehe S. 5, 6, von Caspari Bruschii Redivivi Gründlicher Beschreibung des Fichtelberges. Nürnberg 1683, neue Ausgabe. Dieser Schriftsteller war 1518 gebohren, und wurde 1559 von Etlichen, wider die er schreiben wollte, zwischen Rotenburg und Windsheim im Walde erschossen. Für die deutsche Sprache enthält er manche Ausbeute. Er bedient sich z. B. S. 89 der Redensart das Rädlein am meisten führen, für Haupträdelsführer seyn, welches Wort Adelung bekanntlich nicht bestimmt abzuleiten weiß.)

Neunter Abschnitt.

Von der Redekunst.

§. 1.

Die Verhältnisse des Lebens bringen es oft mit sich, daß ein Individuum als Sprecher vor seiner Nation oder einem Theile derselben auftreten muß. Die Nationen haben gewisse Epochen in ihrer Geschichte, wo ein regeres Leben und ein größerer Schwung die ganze Volksmasse beseelt. In solchen Zeiten müssen Heerführer, Staatsmänner, und wer sonst noch Genius in sich fühlt, ihre Nation häufig durch Reden und Vorträge leiten und zu irgend etwas bestimmen. Besonders macht die republikanische Verfassung, in welcher jeder Bürger Unterthan und Souverain zugleich ist, rednerische Vorträge nothwendig. Die große Menge der Individuen, in welche die Souverainität zersplittert ist, muß von ihren Führern zu gemeinschaftlichen Ansichten und Entschlüssen nicht durch Machtgebote, sondern durch Gründe bestimmt, und da sie nicht eben aus lauter Philosophen besteht, durch eindringliches Rednertalent bewegt werden. Außerdem gibt es in jeder Verfassung Veranlassungen, auch wohl rein menschliche Momente in Menge, welche die Kunst des Redners erheischen. Was daher die Philosophie in der Sophistik für Ueberredungs- und gleichsam Verblendungskünste besitzt, was die Dichtkunst

Belebendes, Munteres und Gefälliges hat, alles dieses wendet der Volksredner an, um überzeugend auf den großen Haufen zu wirken, denn er muß außer seinen Gründen und Beweisen auch kein Mittel versäumen, seine Zuhörer in der Aufmerksamkeit zu erhalten. Wenn jemand längere Zeit allein spricht, wird er leicht langweilig: der Inhalt des Vortrags und der äußere Rednerschmuck müssen also den Zuhörer beleben, in steter Spannung und Aufmerksamkeit erhalten, und seine Neugierde reizen, damit er die Geduld nicht verliert, den Redner anzuhören. Mit einem Wort: der Redner ist ein gebildeter Mann, der seine politischen, rechtlichen oder moralischen Ideen einem Publikum annehmlich machen will, das nur für das Augenscheinlichste, Deutlichste, ihm am nächsten Liegende Sinn hat, das mehr für klare und sinnliche, als überspannte, hohe und übersinnliche Zwecke bewegt und in Thätigkeit gesetzt werden kann. Sonach bilden Sophistik, Kenntniß der Dichtkunst und ihrer belebenden Manieren und Figuren, und tiefes Studium des Volks- und Zeitgeistes, seiner Tendenz und seiner Sprache, den Redner, und je mehr Dichtergefühl und Dichteranlagen ihm angebohren sind, mit desto mehr Glück wird er aus allen diesen Elementen ein lebendiges Ganze bilden.

*) „Der Zweck des Redners ist immer unmittelbarer Effect. Wer schreibt, um gelesen zu werden, kann wenigstens die Ueberzeugung seiner Leser zum

ersten Gegenstande seiner Bemühungen machen, und der paradoxeste Schriftsteller bedarf doch einer andern Art von Ausführung, um den ruhigen und kalten Leser zu interessiren und zu beleben, als der Redner, der seinen nächsten Zweck erreicht, wenn er etwas Einleuchtendes oder Scheinbares und Blendendes in einem Ausdrucke und mit Verbrämungen vorbringt, die die Einbildungskraft seiner Zuhörer rührt; wenn er dadurch ihren Verstand besticht, dem nicht einmal die Zeit gelassen wird, zu prüfen, und so der Untersuchung vorgreift. Die Rhetorik hat es nicht mit der Wahrheit an sich selbst zu thun, sondern mit dem, was dem Zuhörer einleuchtend gemacht werden kann, was Aristoteles τα πιϑανα am Anfange seines Lehrbuchs nennt. Die Redekunst gehört also dahin, wo auf die Entschlüsse der Menschen gewirkt werden muß; wo ein souveraines Volk oder ein hoher Rath bewogen werden soll, in seinen eigenen Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen; wo eine Gemeinde erbaut, ihre Empfindung belebt, und ihre praktischen Gesinnungen gestärkt werden sollen. Lehrer, die Rednertalente besitzen, können wohl hin und wieder Gelegenheit finden, dieselben an schicklichen Stellen ihrer Lehrvorträge anzuwenden; rednerische Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände hingegen sind gar nicht zu billigen, weil solche öffentliche Vorträge mit ihrem angeblichen Zwecke selbst im Widerspruche stehen. Sie gehören in ein sophistisches Zeitalter, und zur Gaukeley der vorgeblichen allgemeinen Aufklärung. Dieß hat sich schon bey den Griechen bewiesen. Staatssachen und Rechtsstreite waren bey den Griechen allein das Feld der Redner, nie aber Wissenschaft, so lange ihre Cultur noch die rechte Richtung hatte. So hat Plato, in dessen vorzüglichsten Schriften die trefflichsten Gedanken mit dem edelsten Schmucke des dichterischen Reizes bekleidet sind, keine solchen Vorlesungen gehalten, wohl aber der Sophist Gorgias. Die Reden des

Epiktets, die Arrianus aufgezeichnet hat, sehen nichts in der Welt weniger ähnlich als rhetorischen Ausarbeitungen, und daß man den schönen philosophischen Schriften des Cicero den Rhetor hin und wie er anmerkt, gereicht nicht zu ihrem Vortheil, denn gerade das sind die schwachen Stellen."

(Hall. Lit. Zeitung April 1810. Nro. 107.)

§. 2.

Theorie der Rede.

Eine Rede ist die Entwickelung der individuellen Ansicht des Redners, um in den Gemüthern seiner Zuhörer einen bestimmten Entschluß über einen Gegenstand des praktischen Lebens zu bewirken. Als Entwickelung muß die Rede nach Einheit und Plan genau zusammenhängen, alle Theile müssen sich auf die Hauptansicht beziehen, und es darf nichts vorkommen, was dem Zweck der Rede hinderlich seyn könnte. Die Wahl der Ausdrücke, die Stylart, der Gang der Perioden, die Bilder und Figuren müssen durchaus passende Mittel seyn, um den Zweck des Redners erreichen zu helfen. Das Ganze muß wie aus Einem Gusse hervorgekommen zu seyn scheinen.

Unsere jetzige Beredsamkeit ist nur ein Schattenbild der alten Redekunst, und nur dadurch, daß sie sich künstlich in die Verhältnisse der alten Beredsamkeit versetzt, und nach verschwundenem Wesen ihre Formen annimmt, hat sie noch eini-

gen oratorischen Schimmer, und unterscheidet sich von dem didactischen Styl, zu welchem sie im Grunde gehört. Die alten Rhetoren theilten alle Reden in drey Klassen ein, in die berathschlagenden, gerichtlichen und darstellenden, λογοι συμβουλευτικοι, δικανικοι und επιδεικτικοι, orationes deliberativae, iudiciales und demonstrativae. Die berathschlagenden Reden beschäftigten sich mit den öffentlichen Angelegenheiten des Staats, welche vor dem Volke oder dem Senat erörtert wurden, und bezogen sich also immer auf die innern oder auswärtigen Staatsverhältnisse. Die gerichtlichen Reden betrafen die Proceßführung. Die demonstrativen Reden hatten nichts als Lob oder Tadel zum Zweck: ernsthaft wurde von ihnen Gebrauch gemacht, wenn zu Ehren gefallener Krieger Leichenreden gehalten wurden; häufig aber wurden sie von den Sophisten über erdichtete Gegenstände gehalten, um im kunstvollen Lobe oder Tadel gewisser Personen oder Sachen Rednertalent zu zeigen. (Siehe Becker's Demosthenes S. 245. 246.) Bey uns Deutschen fehlt es in der Regel an Veranlassungen zu berathschlagenden Reden, wenn nicht etwa die neuern landständischen Verfassungen dergleichen herbeyführen; die Prozeßführung ist in den Händen schreibender Advocaten, und unsere Leichenreden werden nur für solche Leute gehalten, deren Erben sie bezah-

len. Also nicht ein großer wichtiger Staatsbeschluß ist das Ziel, nach welchem bey uns ein Redner ringen kann, nicht die Verdammung oder Lossprechung bedeutender Männer, nicht das Lob eines heroischen Patriotismus, sondern er kann bloß im rednerischen Zuschnitt belehren, oder das Herz des Zuhörers zu rühren oder zu bessern versuchen. Immer aber lohnt ihm kein großes, auf der Stelle sichtbares Resultat, nichts begeistert ihn für die Zukunft, durch seine mächtige Sprache weiter fortzuwirken, denn ich wüßte nicht, wie etwa ein bloßes schmeichlerisches Lob einen Redner begeistern könnte. Wessen großes Redner-Talent aber über Krieg und Frieden, Feindschaft und Bündnisse der Völker, über Verfassungen und Gesetze, über Leben und Tod seiner Mitbürger verfügen kann, nur der findet sich begeistert, die Rednerkunst in ihrer größten Stärke zu zeigen.

§. 3.

Sophistik der Redekunst.

Der alte Redner mußte der Sophistik mächtig seyn, nicht eben um die Menschen zu verführen oder zu täuschen, wie Kant behauptete, sondern um dem, was er für recht, billig und nützlich hielt, allgemeinen Beyfall zu erwerben, und seine Gegner nicht aufkommen zu lassen. Diese Sophistik bestand in einem Aufgebot alles dessen,

was für die Ansicht des Redners und gegen die Behauptungen seiner Widersacher vorgebracht werden konnte. Wenn man die Menschen für gar zu dumm hält, und ihnen dieß merken läßt, so verfehlt man seinen Zweck und macht sie sich zu Feinden: die Sophistik des Redners mußte also so ehrlich scheinen, als nur immer möglich war. Sie zeigte sich vor Allem darin, daß sie von jeder Sache entweder nur die blendende oder die unscheinbare, die gute oder die schlechte Seite aufwies, je nachdem das eine oder das andere zu ihrem Vortheil diente, und hingegen selten unparteyisch die Dinge erwog, wenn sie sich auch zehnmal den Anschein der Unpartеylichkeit gab.

Die Sophistik zeigte sich auch in der logischen Eintheilung, welche der Rede zum Grunde lag und ebenfalls darauf berechnet seyn mußte, der Rede eine gewisse Unwiderstehlichkeit zu geben, besonders in dem beweisenden Theil. Daher richtete z. B. Demosthenes seine Rede für die Ehren-Krone nicht nach der von Aeschines angegebenen Ordnung ein, „sondern folgte (wie Reiske dem alten Libanius nachübersetzt) seinem eigenen Kopfe, und fing in seiner Vertheidigung bey seinem Betragen gegen den Staat und in dessen allgemeinen Angelegenheiten an, und hörte damit auch auf; und das that er kunstmäßig und klüglich. Denn so befiehlt die Rednerkunst: bey den

stärksten Beweisen fängt man an, und höret auch bey ihnen auf, und die schwächern steckt man unter."

Die alten Redner trieben in der Regel weit mehr Philosophie als unsere jetzigen, und daher waren ihre Reden auch noch so voll gesunder Logik. Ich sage mit Fleiß gesunder, denn die damalige Philosophie war praktischer und weniger scholastisch als die unserige. Unsern Canzelrednern fehlt es gar oft an solcher gesunden Logik, sonst würden sie nicht kantische und fichtesche Schulausdrücke in ihren Predigten vorbringen. In einer Rede muß die Philosophie oder Sophistik ganz versteckt seyn.

Unsere jetzige Redekunst ist nun freilich etwas moralischer, als die der Alten, aber deßwegen auch weniger hinreißend und siegreich. Indessen würde ich doch auch einem geistlichen Redner rathen, die Alten in dieser Hinsicht zu studiren, und so viel möglich ihnen hier nachzukommen. Man klagt allgemein über den Mangel an guten Kanzelrednern, und er entsteht zum Theil wirklich daher, daß so wenige Redner einen Begriff von der Philosophie oder Sophistik der Redekunst haben.

§. 4.

Gebrauch der Dichtermanieren.

Unter den Dichtermanieren verstehen wir die Figuren, die wir S. 30 u. ff. und S. 61 u. ff.

verzeichnet haben. Die alten Redner bedienten sich derselben so, daß ihr Styl mit unter ganz theatralisch wurde, indem sie in diesen Figuren eine Heftigkeit zeigten, wie wir sie jetzt nur noch auf dem Theater sehen, oder auch die Anzüglichkeiten, die sie sich gegen ihre Widersacher erlaubten, in diesen Figuren vortrugen und sie damit noch beißender machten. In seiner majestätischen Rede für die Ehrenkrone nimmt z. B. Demosthenes gar keinen Anstand, seinen Gegner Aeschines in fast pöbelhaften Metaphern zu schimpfen (σπερμολογος, περιτριμμα αγορας, ολεθρος γραμματευς, καθαρμα u. s. w. was Reiske durch *unsinnigen Zungendrescher*, *verdorbenen und andere Leute ins Unglück bringenden Copisten*, durch *Sündenbalg und Fluchopfer* übersetzt), und auch Cicero ist mit pestis, pernicies, taeterrima bellua und andern Metaphern der Art sehr freygebig. Eben so wurden die eigentlichen *Redefiguren* zur Belebung des Styls gebraucht, und zwar von Cicero noch nachdrücklicher und gewaltiger als von Demosthenes, indem der Styl des letztern im Ganzen immer doch hellenisch-ruhig bleibt.

Hier kommt es nun vorzüglich auf Talent und Studium an. Ohne Talent wird niemand mit Glück, Geschick und zur rechten Zeit dergleichen figürliche Ausdrücke und Redensarten erfinden

und in seinen Reden anbringen, denn erzwingen läßt sich nichts: aber erst das Studium der Alten und Neuern wird diesem Schmuck des Styls die rechte Form, den Anstand und die gehörige Grazie ertheilen. Es wird sich zwar kein Redner beyfallen lassen, die Alten hier buchstäblich zum Muster zu nehmen, aber immer wird man nicht vergessen dürfen, daß die Metaphern und Redefiguren es sind, wodurch sich der rednerische Styl hauptsächlich von dem didactischen unterscheidet.

*) In Hinsicht auf Schimpfwörter hat niemand den Demosthenes säftiger übersetzt als Reiske, ja, er legte es besonders darauf an, den Demosthenes zu überbieten, und noch mehr in ihn hineinzutragen, so daß ich nicht begreifen kann, wie seine Uebersetzung sonst so berühmt gewesen seyn soll. Eine kleine Probe mag mein Urtheil rechtfertigen. Bey Reiske S. 214 des ersten Bandes in

Demosthenis dritter philippischen Rede

heißt es:

Ist gleich Philippus kein Grieche, geht er den Griechen gleich gar nichts an, ist er gleich ein Ungrieche, ja was sage ich, ist er gleich nicht einmal einer von denenjenigen Ungriechen, die sich wenigstens ihres Namens nicht schämen dürfen, sondern ist er gleich ein Makedonischer Racker, aus dem Vaterlande aller Schelme und Spitzbuben, woher man ehedem nicht einmal einen Sclaven, an dem kein gutes Haar gewesen wäre, um sein baares Geld kaufen konnte, so wirft dieser Halunke sich dennoch zu einem Herrn und Verweser einer so großen und ansehnlichen Wirthschaft auf.

In Ludens Nemesis IV, 4, S. 550 findet sich dagegen folgende Uebersetzung dieser Stelle:

„Und über Philippos und seine Thaten sagen sie nichts, er, der nicht nur kein Grieche und nichts mit Griechen gemein hat, ja nicht einmal ein Barbar ist, den man mit Ehren nennen kann; sondern ein verächtlicher Makedonier, Menschen, die man sonst nicht einmal als vernünftige Sclaven verkaufen konnte!“

Im Original heißt es (Reiske I, 119) so: Ἀλλ' οὐχ ὑπὲρ Φιλίππου, καὶ ὧν ἐκεῖνος πράττει νῦν, οὐχ οὕτως ἔχουσιν, οὐ μόνον οὐχ ἕλληνος ὄντος, οὐδὲ προσήκοντος οὐδὲν τοῖς ἕλλησιν, ἀλλ' οὐδὲ βαρβάρου ἐντεῦθεν, ὅθεν καλὸν ειπεῖν, ἀλλ' ὀλέθρου μακεδόνος, ὅθεν οὐδ' ανδράποδον σπουδαῖον οὐδὲν ἦν πρότερον πρίασθαι.

§. 5.

Rednerischer Styl.

Der rednerische Styl ist im Allgemeinen etwas geschwätzig, denn er ist nicht für ruhig prüfende Philosophen, sondern für ein sehr gemischtes, und im Durchschnitt ungebildetes (ungelehrtes) Publikum bestimmt, wo gedrungene Kürze nicht an ihrem Ort seyn würde: er ist aber auch verständlich und populär. Er muß daher seiner Zeit gemäß seyn, und sich so viel, wie möglich, in ihren Formen aussprechen, d. h. ihren Ideengang, ihre Maximen, ihre Beweisführung, ihre Redensarten, ihre Ausdrücke nachbilden, so weit sie edel sind. Jener geschraubte Schulstyl, jene affectirten Ausdrücke, Redensarten und Inversionen,

welche man jetzt in so vielen angeblichen Reden (z. B. an die deutsche Nation) findet, sind also fehlerhaft. Der rednerische Styl muß aber auch abwechselnd seyn: schon beym Lesen ermüdet und langweilt das Einerley, wie viel mehr also bey dem Redner? So sehr also auch an dem Redner der feurige Styl zu loben ist, so würde es doch tadelhaft seyn, wenn er nicht mit unter anderer Stylarten sich bedienen wollte: der Gegenstand, von dem er spricht, seine Zuhörer, und der Zweck, den er bey ihnen erreichen will, bestimmen allein die Wahl des Ausdrucks. Doch erinnere sich der Redner immer, daß der Gesammtcharakter seines Styls Prosa ist, und daß er sich alles dessen zu enthalten hat, was in seinem Zeitalter noch reines Eigenthum der Poesie ist.

*) In Beckers Demosthenes findet sich S. 223—226 Folgendes über den Styl dieses Redners: „Nach dieser immer etwas unbestimmten Classification des Stils (nämlich in den populären, mittlern und erhabenen) beurtheilten die alten Rhetoren die Schreibart des Demosthenes. Sie bemerken, daß er sich in allen drey Gattungen als Muster auszeichne, doch vorzüglich in der dritten. Der populären Schreibart bediene er sich in allen Privatreden, besonders in denen, wo der geringfügige Gegenstand des Vortrags oder die Individualität des Mannes, für welchen er die Rede schrieb, dies fordere. In den öffentlichen Reden dagegen sey der Hauptcharakter der Schreibart Erhabenheit. Hier fließe sie aus einer von der Liebe des Vaterlandes begeisterten Seele; aus einer leidenschaftlichen

Wärme für die Pflicht und das Recht. Die Tiefe seines Gemüths enthülle der Redner bey seinem verständigen Rath, seinen heilsamen Warnungen, seinem herben Tadel. Und seine Worte erhielten hierdurch das Starke und Gewichtvolle, und erfüllten mit Bewunderung und Hochachtung gegen einen Mann, der zu solchen Gedanken und Gefühlen sich zu erheben vermögend sey.

Ist dieß zwar in der That gleichsam der Grundton, der in den Staats- und öffentlichen Reden des Demosthenes herrschend ist: so ist doch in denselben eine nach verständiger Wahl getroffene Mischung mit den übrigen Gattungen des Styls sichtbar. Man würde sich sehr getäuscht finden, wenn man in den Vorträgen des Redners überall eine Reihe edler großer Gedanken, oder stets die Sprache einer lebhaft gerührten Einbildungskraft zu finden hoffte. In keiner seiner Reden ist dieß der Fall, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Es ist unmöglich, daß die Seele während eines beträchtlichen Zeitraumes über ihre gewöhnliche Stimmung erhöhet gehalten werde: sondern sie fällt ihrer Natur nach gar bald wieder in dieselbe zurück. Eben so wenig dürften die Kräfte irgend eines menschlichen Geistes hinreichen, eine ununterbrochene Reihe gleich erhabener Gedanken und Bilder aufzustellen. Alles, was wir erwarten können, ist, daß jenes Feuer der Einbildungskraft uns zuweilen plötzlich erwärme; aber dann auch ruhigern Ueberlegungen Raum gebe. Und so finden wir es beym Demosthenes. Die Sprache erhebt sich oft nur auf wenige Augenblicke. Kühnere Bilder treten an die Stelle der gewöhnlichen. Ein glänzender Gedanke wird der hohe Lichtpunct des Gemähldes. Der Redner wird selbst in der Declamation wärmer und dringender, und ihr gemäß erhebt sich der Ausdruck zu einem feierlichen Rhythmus. Durch alles dies führt er den Zuhörer allmählig auf den erhabenen Standpunct, aus welchem er den Ge-

genstand eben so betrachten soll, wie er sich seiner eigenen Seele darstellt. — Aber eben so führt er ihn wieder von dieser Höhe zurück, indem er vom erhabenen Style zur mittlern Gattung übergeht, und gewöhnlich bey einem Ruhepunct in der Rede mit der populären Schreibart endet. (In der Rede für die Krone werden die beyden Stellen S. 284—288 und 295—297 ed. Reisk. diese Gedanken erläutern und rechtfertigen). Wie getreu ist hier der Künstler der Natur! Wie in ihr keine gewaltsamen Uebergänge sich finden: so soll es auch nicht seyn in Werken der ächten Kunst."

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Redner bey allem Schwung nie metrisch werden darf; daß er sich aller Epitheta, Inversionen, Ausdrücke und Redensarten zu enthalten hat, die zu seiner Zeit von großen Dichtern in Dichtungen gebraucht werden. Leider aber hört man häufig Schillerische Ausdrücke, Epitheta und Inversionen, ja ganze Verse in Reden und Predigten.

§. 6.

Fortsetzung.

Der rednerische Styl ist sehr bestimmt verschieden von dem historischen Styl, denn er ist viel unruhiger und abwechselnder; eben so unterscheidet er sich auch von dem didactischen Styl dadurch, daß er zwar Gründe und Beweise vorbringt, diese aber mit einer so sichtlichen Zuversicht dem Zuhörer vorträgt, als ob dieser gar nicht daran zweifeln könne, ja, daß er dem Zuhörer das Prüfen der Gründe und Beweise gar nicht gestattet, sondern Schlag auf Schlag etwas Neues, Ueber-

raschendes, Frappantes, die Phantasie und den Egoismus Bestechendes vorbringt. So kann sich der Zuhörer der einbrechenden Macht des Rednerstromes gar nicht erwehren, sondern er wird, er mag wollen oder nicht, gewaltsam mit fortgerissen. Dabey ist die Sprache voll süßen Wohllauts, und was sich aus der Dichtersprache sonst noch für die Rede (Prosa) gebrauchen läßt, findet seine Anwendung. Läßt sich der Gegenstand auch individuell verarbeiten, so mag der Theaterstyl, nach Vorgang des Demosthenes, unbedenklich in die Rede aufgenommen werden, doch aber mit Ziel und Maaß.

*) Unter uns Deutschen ist der reine, ächte Rednerstyl etwas Seltenes; indessen sollte doch mehr geschehen, als geschieht, um gute Redner zu ziehen und zu bilden, denn ich wenigstens finde gar kein Vergnügen an dem einschläfernden Redner-Styl, den ich so häufig von den Kanzeln herab höre, worüber selbst ungebildete Bürger klagen.

§. 7.

Rednerischer Periodenbau.

Was die Rede am meisten von den andern Stylgattungen auszeichnet, ist ihr eigener Periodenbau. Schon Adelung sagt: „Besonders ist die Rede das eigentliche Feld wohl abgemessener und nach allen Regeln der Kunst gebaueter Perioden, welche sich hier mit allen ihren Abänderungen, mit aller ihrer Mannigfaltigkeit, und mit

ihrem ganzen Reichthum zeigen können und müssen." Der Gehalt der Perioden des Redners ist schimmernde Sophistik, die sich weniger in den kategorischen als den andern Satz- und Schlußformen zeigt, und sonst Alles an sich trägt, was die Prosa lebendig, ungestüm, hinreißend, und durch Wohllaut einschmeichelnd machen kann. Weniger können wir hier von den Griechen als von den Römern lernen: selbst die lebendigste Periode der Griechen erreicht jenen Ungestüm nicht, den wir raschen Germanen von einer Rede verlangen, während Cicero uns schon viel näher steht.

Worin wir aber noch am weitesten von den Alten entfernt sind, das ist das Gleichgewicht der Perioden, indem die Alten ihre Perioden einander so gefällig aufnehmen und gegen einander so gut zusammenwirken lassen, während bey uns die Perioden selten im Zusammenklang spielen.

*) Dionysius vergleicht die demosthenischen Reden in Ansehung ihres wohllautenden Periodenbaues mit den herrlichsten Gesängen und Oden. Man bekommt davon eine Ahnung, wenn man diese Reden laut liest: besonders macht die Rede pro corona einen schönen Eindruck durch ihren feyerlichen, majestätischen Rhythmus. Dionysius sagt ferner: „Von seinen Perioden haben einige einen mäßigen Umfang und eine Rundung, als ob sie auf der Drehbank gefertigt sind; andere sind länger und ausgedehnter, ohne hinlänglichen Ruhepunct u. s. w." Herr Becker äußert Folgendes über den Periodenbau dieses Redners: „Im Ganzen sind sehr lange Perioden beym Demosthenes selten; doch finden sich einige,

welche offenbar das Maaß von vier Senarien überschreiten, welches bekanntlich Cicero für eine Periode bestimmte. Bey der Präcision, womit der Redner spricht, haben sie nie die Ueberladung, welche beym römischen Redner zuweilen mißfällt. Uebrigens belebt er den Gang der Rede durch den Wechsel zwischen längern und kürzern Sätzen, der für den Zuhörer so angenehm ist. Häufig löst er eben deßhalb die längere Periode in einzelne Sätze auf; und je mehr Kraft die Rede hat, desto mehr nähert sich die Schreibart dem zerschnittenen Styl (besonders in der dritten philippischen Rede). Das Zweckmäßige dieses Verfahrens ist einleuchtend. Nichts ermüdet länger die Aufmerksamkeit, als fortlaufende längere Perioden; und nichts mehr raubt dem Gedanken den Nachdruck, als wenn der Zuhörer aus der Menge zusammengesetzter Sätze denselben mühsam herauszusuchen genöthigt ist. Wie die Kürze der Redesätze die Klarheit der Darstellung fördert, so ist sie selbst der Erhabenheit weit zuträglicher, als die überladene, durch Putz und Schmuck herbeygeführte Länge der Perioden; ein Fehler, in welchen mehrere neuere Redner verfallen sind; und vor welchem, wie mich dünkt, vorzüglich der Religionslehrer sich sorgfältig zu hüten hat."

§. 8.

Von den Theilen der Rede.

Bey den Alten hatte die Rede ihre bestimmten Theile. Man unterschied nämlich den Eingang (προοιμιον, exordium), die Erzählung (διηγησις, narratio), die Ankündigung der abzuhandelnden Sätze (propositio), die Beweise und Widerlegung des Gegners

(ἀποδειξις και λυσις, confirmatio et refutatio) und den Schluß der Rede (ἐπιλογος, peroratio). Diese Eintheilung war ganz auf den Standpunct des damaligen Volksredners berechnet, der immer eine historische Veranlassung zu seiner Rede hatte, die er erzählen mußte, ehe er seine eigenen Ansichten (Beweise) und die Widerlegung der Einwendungen des Gegners vortragen konnte. Alles dieses fällt bey unseren jetzigen Rednern weg, indem die ganze Eintheilung ihrer Vorträge rein logisch ist. Da indessen unsere jetzige Redekunst das Aeußere der Alten, und sollte es ein bloßer Schimmer seyn, beyzubehalten suchen muß, um nicht ganz didactisch dazustehen, so müssen wir umständlicher von den Theilen der alten Reden handeln.

*) Herr Maaß trägt S. 759 Folgendes vor: „Zu einer Rede gehören vier Theile: 1) der Eingang, welcher die Erreichung des Endzwecks der Rede vorbereiten soll. 2) Die Exposition, d. i. der Inbegriff der Gedanken, welche eine bestimmte, klare oder deutliche Vorstellung von demjenigen geben sollen, wovon der Redner überreden will, so wie auch von allen Sachen, deren klare oder deutliche Vorstellung zur Erreichung dieses seines Endzwecks nöthig ist; 3) die Argumentation, d. i. der Inbegriff der Gedanken, welche die Argumente für dasjenige enthalten, wovon der Redner überreden will; sey es nun, daß es lauter überredende Argumente sind, oder daß auch überzeugende voraufgeschickt werden. 4) Der Beschluß, welcher die Absicht hat, den bereits erreichten Endzweck der Rede zu sichern und zu befestigen.“ Hinterher erklärt

Herr Maaß selbst, daß diese Eintheilung auf dogmatische (didactische) Reden gehe. Adelung sagt dagegen S. 351. II: „Unterricht, Ueberzeugung und Rührung, die drey Hauptabsichten des Redners, machen verschiedene einzelne Theile nothwendig, welche im Grunde nichts anders als Beförderungsmittel dieses dreyfachen Endzweckes sind, und deren Folge und Ordnung von der Natur der Sache selbst angegeben wird. Jeder Vortrag von einigem Umfange erfordert eine Einleitung, die Gemüther der Leser oder Zuhörer auf den eigentlichen Inhalt vorzubereiten. Alsdann trägt man seinen Hauptsatz vor, kläret die etwa darin noch liegenden dunkeln Begriffe auf, entwickelt die damit verbundenen Umstände, unterstützet seine Behauptung mit Gründen, und räumet die entgegenstehenden Gründe aus dem Wege. Ist der Verstand auf diese Art gehörig gewonnen worden, so greift man den Willen vermittelst der untern Kräfte an, und schließt endlich auf eine geschickte Art. Dieß sind die gewöhnlichsten Theile einer Rede, und in dieser Ordnung folgen sie in den meisten Fällen auf einander. Indessen können Fälle kommen, wo ein oder der andere Theil fehlen kann, oder wo sich auch die Ordnung verändern läßt. Doch das sind immer nur Ausnahmen von der Regel. Hieraus ergeben sich nun folgende Theile einer Rede: 1) Der Eingang. 2) Der Vortrag des Gegenstandes und dessen Eintheilung. 3) Die Erklärung. 4) Der Beweis. 5) Der rührende oder pathetische Theil, und 6) der Beschluß.“

§. 9.

Der Eingang.

In dem Eingang der Rede muß sich der Auftretende hinsichtlich seines Redner-Berufs sowohl

im Allgemeinen als für den vorliegenden Fall aus-weisen und rechtfertigen und sich das Wohlwollen seiner Zuhörer zu verschaffen suchen. Bey einem Redner, der schon öfters mit Beyfall aufgetreten ist, fallen zwar alle Entschuldigungen weg, aber doch wird er immer mit Etwas beginnen, was die Zuhörer von Neuem ihm günstig machen muß. Der Eingang muß ferner die Stimmung mit vorbereiten, welche der Redner bey seinen Zuhörern bewirken will, und mit dem vorzutragenden Gegenstand in Verbindung stehen. In der Regel muß der Eingang leicht, fließend, bescheiden und frey von Fehlern und Nachlässigkeiten seyn, um den Zuhörer nicht gleich Anfangs zu verstimmen oder wohl gar zu beleidigen, sondern vielmehr zu gewinnen; der Ton sey ruhig, damit der Affect steigen kann. Man greife auch im Eingang dem Inhalt der Rede nicht vor, und verfertige ihn daher lieber erst alsdann, wenn man mit dem Inhalt der ganzen Rede im Reinen ist. Zu viel Länge und Ausdehnung und zu viele und gesuchte Zierrathen sind am Eingang fehlerhaft.

*) Bey der Redekunst ist es mehr wie bey irgend einer andern Kunst und Wissenschaft nöthig, auf das Geschichtliche derselben Rücksicht zu nehmen. Wir wollen es also vorzüglich bey den einzelnen Theilen der Rede thun.

„Der Zweck des Eingangs, sagt Aristoteles, ist: den Zuhörer mit der Absicht der Rede bekannt zu machen. Er fällt daher weg,

wenn diese Absicht bekannt oder der Gegenstand des Vortrags unbedeutend ist. Spätere Rhetoren bestimmten ihn noch näher dahin, daß der Redner durch den Eingang sich die Personen, an welche er sich wendet, geneigt mache, von dem, was er sagen will, günstig zu urtheilen; oder sie in eine solche Gedankenstimmung versetze, welche den Endzweck seiner Reden begünstigt. Cicero und Quinctilian setzen den Zweck des Eingangs darin: sich durch denselben den Zuhörer geneigt, aufmerksam oder gelehrig zu machen.

In Demosthenes Reden sind fast alle Eingänge kurz, ja in einigen umfaßt der Eingang nur einen einzelnen Satz [1]). Doch handelt er auch hier ganz den Zwecken seines Vortrags gemäß. In den öffentlichen Reden vor dem Volk, z. B. den philippischen, sind ihm ein oder zwey Gedanken hinreichend, das Volk zu der Stimmung vorzubereiten, welche er sich bey seinem Vortrage wünscht. Er beginnt darin entweder mit einer Entschuldigung [2]); oder entlehnt ihn aus der Beschaffenheit des Gegenstandes, in wie fern er auf das Interesse seiner Zuhörer eine nahe und wichtige Beziehung hat [3]); oder er sucht die Zuhörer von einer vorgefaßten Meynung, welche der Sache selbst oder dem Gesichtspuncte, aus welchem er sie betrachten will, nachtheilig seyn könnte, zurück zu bringen [4]); oder er beginnt mit dem Tadel der Redner, welche zuvor gesprochen, um desto mehr die Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag zu schärfen [5]). Einmal fordert er von seinen Zuhörern volle Freyheit, seinen Rath in einer sehr schwierigen Angelegenheit eröffnen zu dürfen [6]). Eine Volksrede [7])

1) Advers. Leptin. §. 1.
2) In der ersten philipp. Rede.
3) In der ersten und zweyten olynthischen Rede.
4) In der dritten olynth. Rede.
5) In der Rede über den Chersones.
6) In der Rede für die Freiheit der Rhodier.
7) Die Rede für die Megalopolitaner.

hat endlich gar keinen Eingang. Der Redner wendet sich hier sogleich zur Abhandlung des Gegenstandes. —

In den Vorträgen des Demosthenes, welche Anklagen von Privatpersonen enthalten, finden wir eben die Einfachheit und Kürze der Eingänge. Oft gibt ihm der Charakter der Gegner den Stoff zur Einleitung, z. B. das bekannte schlechte Verhalten des Angeklagten, das den Kläger zum Proceß nöthige [8]). Zuweilen wendet sich der Beklagte an die Richter und bittet um Nachsicht bey seinem Vortrage, weil er noch nie einen Proceß geführt, und daher auch in gerichtlichen Händeln unerfahren sey [9]). Ein andermal ersucht der Kläger die Richter um ihre Aufmerksamkeit bey seiner Rede, da der Gegenstand derselben wichtiger sey, als er es scheine [10]). In den meisten Fällen beschränkt sich indessen der Eingang nur auf einen Satz, der sogleich zur Abhandlung selbst hinleitet. Auch hier findet sich in einigen Reden gar kein Eingang, sondern die Klage wird sogleich begonnen [11]).

Indem Demosthenes auf diese Weise bey Verfertigung der Eingänge zu seinen Reden jene Regel befolgte, welche Aristoteles erst da aufstellte, als jener schon seine öffentlichen Reden gehalten hatte, ist er von allen Fehlern frey geblieben, die von neuern Lehrern der Beredtsamkeit mit Recht bey diesem Theile der Rede getadelt werden. Sein Scharfsinn bewahrte ihn hier vor Abwegen, und seine Kunst und Feinheit bewies er zugleich dadurch, daß er gleich in seinen Eingängen den Hauptton angibt, in welchem der übrige Theil der Rede gesetzt ist, und so den Zuhörer in eine demselben entsprechende Stimmung zu versetzen weiß.

8) Contra Lacritum p. 923. contra Callicl. p. 1272. contra Boeotum de nom. p. 994.
9) Contra Phorm. p. 907.
10) Contra Polyclem p. 1206.
11) Contra Zenothem p. 882. contra Apatur. p. 892.

Nicht ohne wichtige Gründe wich der Redner von diesem Verfahren bey ausführlichern Staatsreden ab. Wenn schon der größere Umfang des Vortrags dies erlaubte, so schienen hierbey besondere Umstände dies sogar nothwendig zu machen. Die alten Rhetoren unterschieden daher zwey Arten von Eingängen, die sie Eröffnung (προοιμιον) und Empfehlung (εφοδον) nannten [12]. Von den ersten machte Demosthenes in Privatreden und bey den Vorträgen vor der Volksversammlung Gebrauch; von den letztern in seinen größern gerichtlichen Reden, und vorzüglich in der Rede für die Krone. Die letzte Art des Eingangs findet nämlich da statt, wo der Redner in der Voraussetzung, daß seine Zuhörer gegen ihn oder seine Sache eingenommen sind, dieselben erst allmählig geneigt machen muß, ihn anzuhören, ehe er das, worauf er ihre Aufmerksamkeit richten will, deutlich angeben darf. Wo war dies aber wohl nöthiger, als in der zuletzt genannten Rede? Unstreitig hatten manche Puncte in der Anklage des Aeschines einen tiefen Eindruck auf die Gemüther gemacht. Seine Gedanken über das Gesetz, nach welchem Demosthenes als ὑπευθυνος nicht dürfe gekrönt werden, waren scharfsinnig. Verwegen genug hatte er bey den Richtern darauf gedrungen: sie sollten den Angeklagten anhalten, zuerst über die Hauptsache, das Gesetz, welches die Krönung verbiete, zu reden. Unter den persönlichen Beschuldigungen und Lästerungen hatte er am meisten die hervorgehoben, daß Demosthenes ein irreligiöser Mensch sey, und alles Unglück, welches den Staat betroffen, daher komme, daß ein Mann an dessen Spitze gestanden, der an keine Götter, Orakel u. s. w. glaube. Wie geschickt weiß aber der Angeklagte diese Stimmung der Zuhörer gegen seine Person zu beschwichtigen! Mit dem feierlichen Wunsche zu allen Göttern beginnt er — der Gottesleugner — den empfehlenden

12) Auct. ad Herenn. I, 4.

Eingang, daß sie seinen Richtern ein eben so starkes Wohlwollen gegen ihn, als er stets gegen den Staat bewiesen, einflößen, und nicht zugeben möchten, daß sie der Forderung des Gegners Gehör gäben, welche ihm die Ordnung seiner Vertheidigungsrede vorschriebe. Mit einer bewundernswürdigen Feinheit zeigt er ferner, wie viel Aeschines bey diesem Kampfe vor ihm voraus habe; wie er in Gefahr stehe, das Wohlwollen der Bürger, ihm das Theuerste, zu verlieren; jener höchstens den Proceß; wie er genöthigt werde, sich selbst, um seiner Vertheidigung willen, zu loben, was immer vielen mißfällig sey: daß daher aus allen diesen Gründen seine Bitte gerecht sey, ihn den Verklagten eben so, wie vorhin den Kläger, ruhig zu hören. Er beschließt dann mit einem ähnlichen feierlichen Gebete zu den Göttern. — Es konnte nicht fehlen, daß dieser durch Gedanken und Ausdruck sich auszeichnende Eingang auf die Gemüther der Zuhörer den tiefsten Eindruck machen mußte. Und in so fern hing hier von demselben vielleicht der ganze Erfolg der Rede ab. „Siehe Beckers Demosthenes S. 183—189.

Die Eingänge Cicero's sind meistens bescheiden, belehrend und ruhig, ausgenommen der Eingang zu den Reden gegen den Catilina, besonders zu der ersten, der sich durch die größte rednerische Heftigkeit auszeichnet: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra? quamdiu etiam furor iste tuus nos eludet? quem ad finem sese effrenata jactabit audacia? nihilne te nocturnum praesidium Palatii, nihil urbis vigiliae, nihil timor populi, nihil concursus bonorum omnium, nihil hic munitissimus habendi senatus locus, nihil horum ora vultusque moverunt? patere tua consilia non sentis? constrictam jam omnium horum conscientia teneri conjurationem tuam non vides? quid proxima, quid superiore nocte egisti, ubi fueris, quos

convocaveris, quid consilii ceperis, quem nostrûm ignorare arbitraris? O tempora! o mores! Senatus haec intelligit, consul videt: hic tamen vivit. Vivit? immo vero etiam in senatum venit: fit publici consilii particeps: notat et designat oculis ad caedem unumquemque nostrûm, cet. cet.

§. 10.

Die Erzählung.

Die Erzählung war bey den Alten ein sehr wesentliches Stück der Rede, und fällt bey uns meistens weg, ob sie gleich auch von Herrn Daulnoy als ein Theil der Rede angegeben wird. Die Reden der Alten, welche Privatprocesse betrafen, mußten nämlich die Thatsache darstellen, um welche sich der Proceß drehte, und da kam auf eine gute Erzählung gar viel an. Bey uns ist dieses nicht mehr üblich.

*) In Beckers Demosthenes heißt es: „In gerichtlichen Reden folgt gleich auf den Eingang die Erzählung, welche die Absicht hat, den Gegenstand, von welchem der Redner handelt, ins Licht zu setzen, ehe er noch zu den Gründen für eine besondere Behauptung übergeht. Zugleich soll dadurch bey den Zuhörern ein theilnehmendes Gefühl erweckt werden. Daß in allen berathenden Reden (folglich auch in den Staatsreden des Demosthenes) die Erzählung nicht statt findet, rührt daher, weil hier der Redner nicht über Vergangenes, sondern in Absicht des Zukünftigen Rath ertheilt. Sehr wichtig ist bey gerichtlichen Anklagen oder Vertheidigungen die Erzählung. Der Sachwalter darf nichts sagen, als was wahr ist, und doch durchaus nichts einmischen, was seiner Sache

nachtheilig werden könnte. Die Umstände, welche er erzählt, sind die Grundlagen seiner künftigen Schlüsse. Jene so anzugeben, daß die Grenzen der Wahrheit nicht überschritten werden, und sie doch auf eine für sich günstige Weise darzustellen; jeden Umstand, der zu seinem Vortheil ist, in das stärkste Licht zu stellen, und andere, die von entgegengesetzter Beschaffenheit sind, zu mildern oder zu schwächen, erfordert kein geringes Maaß von Einsicht und Geschicklichkeit. Auch darf er nie dabey Kunst blicken lassen, in so fern er dadurch Mißtrauen erregen und seinen Zwecken entgegen arbeiten würde. Je einfacher, natürlicher und kunstloser er mithin erzählt, desto sichrer wird er seine Absichten erreichen. Deutlichkeit, Wahrscheinlichkeit und gedrungene Kürze sind daher die Eigenschaften, welche bereits Aristoteles von der Erzählung des Sachwalters fordert. Bestimmtheit und Deutlichkeit sind bey der Erzählung, welche über alles, was folgt, Licht verbreiten soll, hauptsächlich nothwendig. Ein einziges Factum, ein einzelner in Dunkelheit gelassener und von den Richtern mißverstandener Umstand, kann die Wirkung aller Schlüsse zerstören, deren sich der Redner bedient. Wenn seine Erzählung unwahrscheinlich ist, so werden die Richter keine Rücksicht darauf nehmen; ist sie aber weitschweifig, so ermüdet sie, und wird vergessen. Zeit, Ort, Namen und alle wesentlichen besondern Umstände der erzählten Sache müssen genau und deutlich angegeben werden. Für die Wahrscheinlichkeit der Darstellung ist es nothwendig, die Charaktere der Personen, von welchen die Rede ist, gehörig ins Licht zu setzen, und zu zeigen, daß ihre Handlungen aus natürlichen und daher leicht zu glaubenden Umständen und Beweggründen geflossen sind. Uebrigens müssen, um die möglichste Gedrungenheit zu erreichen, alle überflüssige Nebenumstände weggelassen werden. Hierdurch wird zugleich die Erzählung lichtvoller und nachdrücklicher.

Daß sich unter den griechischen Rednern Lysias in diesem Theile der Rede ausgezeichnet, ist bekannt. Allein Dionysios von Halicarnassus erweiset, daß Demosthenes seinem Vorgänger auch in diesem Vorzuge nicht nachstehe. Zu dem Ende stellet er eine Vergleichung zwischen zwey Erzählungen beyder Redner an, und zeigt, daß die letztere der erstern so wenig an Deutlichkeit, Kürze und Simplicität, als in Haltung der Charaktere und der daraus entstehenden Wahrscheinlichkeit nachstehe. Sie gebe vielmehr den Beweis, daß Demosthenes eben so viel Reiz und Ueberredung in die Erzählung zu legen gewußt habe, als Lysias. Es ist dies ein Abschnitt aus der Rede gegen Conon (p. 1257), welcher auch die Richtigkeit jenes Urtheils bestätigt. Ihnen fügt Dionysios die Erzählungen in den Anklagen gegen Olympiodor, gegen Böotos wegen des Namens, gegen Eubulides und Macartatos bey. Sie sind sämmtlich Muster, und Beweis davon, daß der Redner in allen Gattungen der Schreibart sich auszeichnete. Um auch hier seine Vorzüge kennen zu lernen, verdienen daher jene Reden ein sorgfältiges Studium."

Herr Daulnoy sagt S. 35: Dans les discours dont les détails, dont les preuves dépendent d'un fait ou de plusieurs, on commence par ce que, dans la rhétorique, on appelle la *narration*. C'est le récit succinct, clair, vraisemblable et intéressant des événemens sur lesquels roulera tout le discours. Sein Beyspiel ist aber sehr unpassend, denn wie kann ein Lebenslauf eine solche Erzählung seyn, dergleichen den Reden der Alten zu Grunde lag? Er sagt nämlich S. 38: Voici la *narration* de *Fléchier* dans son oraison funèbre du Maréchal de Turenne.

„Avant sa quatorzième année, il commença de porter les armes. Des siéges et des combats servirent d'exercices à son enfance, et ses pre-

miers divertissements furent des victoires. Sous la discipline du prince d'Orange, son oncle maternel, il apprit l'art de la guerre, en qualité de simple soldat; et ni l'orgueil, ni la paresse, ne l'éloignèrent d'aucun des emplois auxquels la peine et l'obéissance sont attachées. On le vit en ce dernier rang de la milice ne refuser aucune fatigue, ni craindre aucun péril; faire par honneur ce que les autres faisoient par necessité, et ne se distinguer d'eux que par un plus grand attachement au travail, et par une plus noble application à tous ses devoirs.

Ainsi commençoit une vie dont les suites devoient être si glorieuse: semblable à ces fleuves qui s'étendent à mesure qu'ils s'éloignent de leur source, et qui portent enfin partout, où ils coulent, la commodité et l'abondance. Depuis ce temps il a vécu pour la gloire et pour le salut de l'état; il a rendu tous les services qu'on peut attendre d'un esprit ferme et agissant, quand il se trouve dans un corps robuste et bien constitué. Il a eu dans la jeunesse toute la prudence d'un âge avancé, et dans un age avancé toute la vigueur de la jeunesse. Ses jours ont été pleins, selon les termes de l'Ecriture; et comme il ne perdit pas ses jeunes années dans la mollesse et la volupté, il n'a pas été contraint de passer les dernières dans l'oisiveté et dans la foiblesse.

Quel peuple ennemi de la France n'a pas ressenti les effets de sa valeur, et quel endroit de nos frontières n'a pas servi de théâtre à sa gloire? Il passe les Alpes, et dans les fameuses actions de Casal, de Turin, de la route de Quiers, il se signale par son courage et par sa prudence; l'Italie le regarde comme un des principaux instrumens de ces grands et prodigieux succès qu'on aura peine à croire un jour

dans l'histoire. Il passe des Alpes aux Pyrénées, pour assister à la conquête de deux importantes places, qui mettent une de nos plus belles provinces à couvert de tous les efforts de l'Espagne; il va recueillir au-delà du Rhin les débris d'une armée défaite; il prend des villes et contribue au gain des batailles. Il s'élève ainsi par degrés et par son seul mérite au suprême commandement, et fait voir dans tout le cours de sa vie ce que peut, pour la defense d'un royaume, un général d'armée qui s'est rendu digne de commander en obéissant, et qui a joint à la valeur et au génie l'application et l'experience etc.

§. 11.

Das Thema und die Eintheilung.

„Nach der Erzählung, zuweilen auch vor derselben, kündigt der Redner die Sätze an, über welche er zu reden gedenkt (propositio und partitio). Doch geschieht dies selten so bestimmt, wie bey neuern Rednern; theils weil der Gegenstand jeder Rede dem Zuhörer ohnedies schon bekannt war: (denn in den Volksversammlungen und Gerichten war zuvor durch öffentlichen Anschlag angekündigt, was von den Rednern abgehandelt werden solle); theils vermied man es oft deßhalb, die Theile der Rede genau im Voraus anzugeben, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer in Spannung zu erhalten, auch wohl sich dadurch in der freien rhetorischen Bearbeitung des Stoffs nicht zu sehr binden zu lassen. Auch handelt Demosthenes her-

nach keineswegs die Sätze in der von ihm angekündigten Folge ab, sondern so, wie es der Zweck der Rede und die Regeln der Kunst erfordern." Beckers Demosthenes S. 192. In unsern jetzigen Reden sollte doch das Didactische nicht so stark hervortreten, daß man den ganzen Vortrag nach dem Eingang als Skelett vorlegte: die Rede verliert dadurch allen oratorischen Schimmer und wird zur bloßen Schulmeisterey. Selbst in ästhetischer Hinsicht ist dieses ein Fehler.

Auch in Cicero's Reden findet man die Eintheilung nicht angegeben.

*) Adelung sagt: Auf den Eingang folgt der Vortrag des Hauptsatzes nebst der Eintheilung. Der Hauptsatz muß kurz und deutlich und so wenig tropisch als möglich vorgetragen werden. Die Eintheilung darf nicht allemal förmlich entwickelt werden; doch hat sie oft ihren Nutzen, besonders in Kanzelreden, wo sie die Faßlichkeit befördert, und dem Gedächtnisse zu Hülfe kommt. Die Theile, worein man seinen Hauptsatz theilet, müssen wirklich von einander unterschieden seyn und einander nicht einschließen; sie müssen auch den Hauptsatz erschöpfen, nicht ohne Noth gehäufet, und so kurz als möglich vorgetragen werden. Man folge dabey zugleich der Natur der Sache, und trage die, welche andern zum Grunde liegen, zuerst vor. Auf die Eintheilung folgt oft noch eine Bitte um geneigte Aufmerksamkeit, welche aber kurz, bescheiden und doch nicht kriechend, sondern der Absicht angemessen seyn muß.

§. 12.

Der beweisende und widerlegende Theil.

In philosophischer Hinsicht hat jedes Zeitalter

seine eigenen Beweise und seine eigene Beweisart, und jetzt, wo sich die Redekunst meist mit allgemeinen Erörterungen befaßt, muß sie immer auf die Zeitphilosophie Rücksicht nehmen, ohne gerade deren Schulsprache zu gebrauchen. Bey den alten Rednern hingegen waren die Beweise meist Thatsachen und Resultate des praktischen Lebens, mitunter sehr sophistisch gestellt. „Die rhetorischen Beweise sind förmliche Schlüsse, die aus zweyen Vordersätzen und dem daraus fließenden Schlußsatze bestehen; unterscheiden sich aber von den eigentlichen Syllogismen. In diesen haben die Glieder des Schlusses ihre festgesetzte Stellung und enthalten nur ausgemacht wahre Sätze, gegen welche durchaus kein Zweifel erhoben werden kann. Im rhetorischen Schlusse aber ist die Ordnung der Glieder willkührlich, und einer mannigfaltigen Form fähig. Vorzüglich aber unterscheiden sie sich dadurch von den Syllogismen, daß sie nicht immer völlig gewisse, sondern auch oft nur wahrscheinliche Sätze enthalten. Auch werden die einzelnen Glieder des Schlusses durch den Vortrag des Redners erweitert, und durch die ausführliche Erklärung der Begriffe deutlicher dargestellt.“ Beckers Demosthenes S. 166.

*) Adelung sagt: „Die bündigsten Beweise werden immer aus dem Innern jedes Gegenstandes hergenommen. Man trage nur Sorge, daß man die Beweise nicht ohne Noth häufe, sondern wähle nur die, welche für die jedesmaligen Zuhörer theils die

bündigsten, theils die faßlichsten sind. Zu viel Beweise wirken Zerstreuung, aber nicht Ueberzeugung. Man ordne die Beweise so, daß sie einander unterstützen, und nicht hindern. Man menge daher Beweise verschiedener Art nicht unter einander. Man beobachte in denselben eine Steigerung, und verspare die stärksten bis zuletzt. Ist der Satz sehr zweifelhaft, und das Vertrauen auf den Redner ungewiß, so setzet man den stärksten Beweis oft voran, um die Zuhörer nicht einzuschläfern. Starke Gründe handelt man völlig von einander abgesondert ab. Mehrere schwache oder bloß wahrscheinliche nimmt man gern zusammen, damit sie solcher Gestalt einen einzigen starken abgeben. In Ansehung der Ausführlichkeit beobachte man ein geschicktes Verhältniß zum Ganzen, und dehne sie folglich nicht zu weit aus, ohne ihnen doch etwas von dem nöthigen Lichte zu entziehen. Da dieser und der vorige Theil der Rede es allein mit dem Verstande zu thun hat, so ist auch der edle mittlere Styl ihnen am angemessensten. Starke Tropen und kühne Bilder stehen hier ganz am unrechten Orte. Doch fordert und verträgt die Rede hier schon einige Grade des Schmuckes mehr, als der gewöhnliche didactische Styl."

Unter den Alten zeichnete sich Demosthenes vorzüglich in diesem Theil der Rede aus, und seine bey den Alten so berühmte Unwiderstehlichkeit (δεινοτης) hat in der Stärke der beweisenden und widerlegenden Gründe ihren Ursprung.

Die alten Rhetoren gaben sich, wie schon Adelung bemerkte, viele Mühe, Quellen für die Beweise in allen Fällen anzudeuten, und daraus entstanden ihre Loci topici, Loci communes und Sedes argumentorum, welches bloß allgemeine Begriffe sind, die sich auf die meisten Gegenstände anwenden lassen. Für einen Meister ist so Etwas freilich überflüssig, für Anfänger hingegen möchte dergleichen Unterricht nicht ganz zwecklos seyn: es ist ein Gängelband, das

man wegwirft, so bald man frey und selbstständig herumwandeln kann. Um einigen Begriff davon zu geben, wollen wir aus Fülleborn's Rhetorik einige Paragraphen ausheben:

§. 11. (Seite 10.)

2tens. Vollständige Belehrung. Die alten Rhetoriker haben zur Erleichterung dieser Arbeit gewisse allgemeine Begriffe angenommen, die sie locos oder topica nannten. Es sind folgende:

a. notatio, darunter derivatio, synonyma und aequivoca. Z. B. Aufklärung; das Dunkle klar machen; Aufhellung, Erleuchtung.
b. definitio et descriptio.
c. genus et species.
d. totum et partes.
e. causa efficiens, causa formalis et specialis.
f. effectus.
g. adjuncta.
h. circumstantiae historicae et morales.
i. opposita.
k. comparata.
l. exempla.
m. testimonia.

Kürzere Eintheilungsgründe sind die bekannten sieben Fragen: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Man kann sich also durch folgende Fragen und Eintheilungen gleichsam orientiren:

1) was sagt das Wort? z. B. Aufklärung, also klar machen, was dunkel war.
2) was ist wesentlich und was zufällig? z. B. bey der Religion sind die Gesinnungen wesentlich, die äußern Handlungen zufällig.
3) gibt es ähnliche Begriffe, welche einander erläutern? z. B. das Gewissen ist in der Moral dasjenige, was in der Aesthetik der Geschmack ist.
4) sind falsche Begriffe zu widerlegen? z. B. was

versteht man fälschlich unter Aufklärung? Irreligiosität, Leichtsinn u. s. w.

§. 12.

3tens. Beweis einer Wahrheit.

1) Das Zeugniß der Sinne.
2) Das allgemeine Wahrheitsgefühl (sensus communis).
3) Proben, Erfahrungen, Analogie.
4) Folgerung aus andern Wahrheiten.
5) Verwerflichkeit der Zweifel.
6) Falsche Folgen aus dem Gegentheil.
7) Zeugnisse.
8) Nutzbarkeit der Wahrheit.

Z. B. Der Mensch ist moralisch frey.

1) Unser Gefühl lehrt es uns, wir fühlen uns frey.
2) Alle Menschen rechnen die Handlungen uns zu.
3) Reue, Entschlüsse, Widerstehen gegen Leidenschaften.
4) Pflichten des Menschen. Die Verpflichtung des Menschen zur Tugend erfordert, daß wir tugendhaft seyn können.
5) Die Zweifel beruhen theils auf Mißdeutungen, theils auf metaphysischen Grillen.
6) Siehe die Gegensätze von Nro. 4.
7) Biblische und philosophische Zeugnisse.
8) Einfluß auf unsere Moralität. Ist es gut, das Bewußtseyn des freyen Willens immer in sich zu erhalten?

§. 13.

4tens. Widerlegung falscher Begriffe.

Dahin gehört

1) der Mangel gültiger Beweise.
2) Streit mit 1, 2, 3, 4 und 8 des vorigen §, oder Mißdeutung von 7 des vorigen §.
3) Schwäche der Gründe des Irrthums.
4) Unbegreiflichkeit oder Widersinnigkeit der Sache.
5) Alberne oder gefährliche Folgerungen des falschen Begriffs.

Z. B. Es gibt mehr Leiden als Freuden in der Welt.

1) Um das zu beweisen, wird erfordert eine unpartheyische Beobachtung. An beyden fehlt es.

2) Streit mit dem Zeugniß der Sinne und dem allgemeinen Wahrheitsgefühl. Die Leiden sind fühlbar, haften länger, lassen sich leichter mittheilen. Die meisten Freuden sind verborgen, bestehen in Empfindungen, die sich nicht äußern lassen. Wir sind bestimmt glücklich zu seyn; Gottes Güte. Unangenehme Wirkungen, Unzufriedenheit, Mißmuth. Mißdeutung gewisser biblischer Stellen.

3) Man sagt, des Schmerzes ist jeder Theil am Körper fähig, nicht aber der Freude; dieser Beweis geht aber nur aufs Physische; und nur auf die Möglichkeit.

4 u. 5) Aus 2) dieses §.

Wer im Erfinden noch schwach ist, kann sich solcher Topik immer mit Nutzen bedienen: daß aber eine solche Arbeit mit unter sehr eckigt und ungeschlacht ausfallen wird, mag freilich möglich seyn. Indessen ist der Anfänger immer etwas Anderes als der Meister, und der Verfasser dieses erinnert sich noch immer mit Vergnügen daran, daß er seine erste Rede als Gymnasiast nach folgendem Muster Gottsched's verfertigte, wo die Beweisführung aus dem Möglichen, Billigen, Nöthigen und Nützlichen hergenommen ist.

„Frage:

Ob ein Soldat auch studiren solle?

1. Einleitung. Nichts ist gewöhnlicher, als daß junge Leute, die zum Kriegswesen Lust haben, das Studiren fliehen; indem sie es für etwas überflüssiges und unnöthiges halten, gelehrt zu seyn: wenn man nur den Feind schlagen, oder vielmehr, wie sie glauben, ein müssiges und unordentliches Leben führen will. Daher entsteht nun die

Frage: Ob es einem Kriegsbedienten, sonder-

lich einem Gebiethiger oder Befehlshaber, nicht auch rathsam sey, die Wissenschaften zu verstehen?

2. Umschreibung. Wenn man hier von einem Soldaten redet; so versteht man nicht eben den gemeinen Fußknecht, oder Reiter dadurch; die vom Flegel oder Pferdestalle, oder doch von einer schlechten Handarbeit herkommen: sondern vielmehr diejenigen, die von besserm Stande sind. Man redet von Leuten, die, ob sie gleich eine Zeitlang von unten auf zu dienen anfangen müssen, doch so viel Ehrliebe haben, daß sie nach einer Befehlshaberstelle streben; auch selbige theils ihres Vermögens, theils ihres guten Ansehens, und anderer Geschicklichkeiten halber, hoffen können. Von diesen fraget es sich nun: ob sie mit ihrem selbstwachsenden natürlichen Verstande überall auskommen, und sich also ohne alle Kenntniß der Wissenschaften behelfen können?

3. Gegenmeynung. Nun fehlt es zwar an Leuten nicht, die solcher Meynung beypflichten. Sonderlich sind ihr junge Leute zugethan, die in frühen Jahren an den Büchern einen Eckel bekommen; hergegen an Hunden und Pferden, am Spielen, Müssiggehen und lustigen Leben, ein Wohlgefallen haben. Diese setzen sichs gern in den Kopf: wenn sie nur den Soldatenstand erwähleten; so könnten sie der verdrüßlichen Bücher ganz überhoben seyn. Denn was wäre einem Officier, wie sie reden, die Schulfüchserey nütze? Mit lateinischen Grammatiken und griechischen Wörterbüchern, könne man den Feind nicht aus dem Felde schlagen. Kurz, alle diese gelehrten Leckerbissen wären höchstens einem Soldaten nütze, Pfropfen in die Flinten, oder die Rollen zu Racketen zu machen.

4. Erwiderung. So lustig klingen die Einwürfe unerfahrner Jünglinge; zumal solcher, die weder die Gelehrsamkeit, noch das Kriegshandwerk anders, als dem Namen nach kennen. Denn besteht etwa die Gelehrsamkeit irgend eben im Latein und

Griechischen? Dieses sind Sprachen; und alle Sprachen sind nichts anders, als Mittel und Werkzeuge der Gelehrten, nicht aber die Gelehrsamkeit selbst. Gesetzt also, daß man damit keinen Feind schlägt: so können doch geschickte Kriegsleute, aus lateinischen und griechischen Büchern, viel Wissenschaft von Kriegssachen erlernen. Ein Curtius, ein Cäsar und Polybius, ein Livius, Frontin und Vegetius, u. s. w. haben von den größten Feldherren so viel herrliche Thaten, Kriegsränke und andere Kunstgriffe beschrieben, daraus ein kluger Befehlshaber viel lernen kann.

5. Beantwortung. Ich trage also gar kein Bedenken, obige Hauptfrage allerdings bejahend zu beantworten: daß nämlich allerdings auch einem rechtschaffenen Gebiethiger und Kriegsbefehlshaber, die Gelehrsamkeit sehr anzupreisen sey.

1. Weil es möglich ist. Und erstens zwar, ist es ja keine unmögliche Sache, auch etwas von den Wissenschaften in das Feld mitzunehmen. Ein junger Mensch kann bis ins 16, 18 und 20ste Jahr schon viel lernen: alsdann aber ist er eigentlich erst geschickt, die Waffen zu tragen. Hat er aber alsdann in der Historie, Mathematik, Geographie, dem Rechte der Natur und der Sittenlehre, auch wohl von der Politik einen guten Grund geleget: hat er von den gelehrten und andern Sprachen so viel gefasset, daß er ein Buch darin lesen und verstehen kann; hat er endlich die Feder in seiner Muttersprache, oder einer andern neuen so gut führen gelernet, daß er sich deutlich, ordentlich und nachdrücklich in seinen Briefen und Aufsätzen erklären kann: so ist er nun doppelt geschickt, ein guter Anführer der Soldaten, ja ein Feldherr und Held zu werden.

2. Weil es billig ist. Und was ist billiger, als daß derjenige, so andern befehlen soll, gescheider und klüger sey, als der gemeine Kriegsmann? Manchmal ist der Soldat viel älter und erfahrner, als sein

Anführer. Hat nun dieser den Mangel seiner Erfahrung nicht durch Bücherlesen und Wissenschaften ersetzet, wie will er sich bey seinen Untern in Ansehen setzen? Er muß wenigstens die Lage und Karten der Länder, wohin der Zug geht, besser verstehen, als sein Fußknecht oder Reiter. Er muß die Behutsamkeit aus den Exempeln alter und neuer Kriegsgeschichte, auf Märschen und in Quartieren, im Angriffe und in Vertheidigungen zu seinen Diensten haben. Endlich muß er sich auch so vernünftig im Ansehen zu erhalten wissen, daß er selbst bey seinen Gemeinen nicht verächtlich werde.

3. Weil es nöthig ist. Geht es auf Belagerungen und Schlachten los, so ist einem Gebiethiger die Kenntniß der Meßkunst, Kriegsbaukunst, Geschützkunst und Taktik vollends ganz unentbehrlich. Derjenige Befehlshaber, der nichts davon versteht, und in allen diesen Dingen fremd ist, wird gewiß seinen Dienst sehr schlecht, ja kaum halb verrichten. Ist er nun nicht allemal selbst der oberste Anführer solcher Unternehmungen: so kann er auch nicht einmal recht gehorchen; weil er die Gründe von den Befehlen seines Gebiethigers nicht einsieht. Sollte er aber nicht billig so viel aus den Wissenschaften fassen, daß er seinen Dienst mit Ehren, und zum Vortheile seines Vaterlandes verrichten könnte?

4. Weil es nützlich ist. Und wie vortheilhaft ist es nicht einem Kriegsbedienten, wenn er auch in Friedenszeiten, indem er in Vestungen und in Städte, zur Gewahrsame derselben verleget ist, seine müßigen Nebenstunden, auf eine so angenehme als nützliche Art zubringen kann? Wie lang wird nicht oft einem ungelehrten Befehlshaber im Quartiere und auf der Wache die Zeit! Die Spielkarte, das Trinkglas und die Tabakspfeife theilen sich insgemein in die langen Tage und Abende solcher halben Helden; die es bloß im Trinken und Spielen zu seyn pflegen! Dahingegen kürzet sich ein studirter Gebie-

thiger mit einem lehrreichen Buche die Stunden. Daraus lernet er sowohl allerley nützliche Erkenntnisse, als menschlichere Empfindungen: dadurch er in den Stand gesetzet wird, wie jener Scipio, in Spanien, eher seine eigenen Leidenschaften, als auswärtige Feinde zu bezwingen.

5. Beschluß. Ist es nun dergestalt nicht nur ganz leicht und möglich, auch bey dem Soldatenleben etwas zu lernen; sondern auch billig, ja nöthig und nützlich, solches zu thun: so erhellet ganz offenbar, daß allerdings das Studiren einem Kriegsbedienten, sonderlich Befehlshabern, sehr anzurathen sey. Und wo bleibt noch die Betrachtung, daß heute zu Tage, große Herren sehr gern vornehme Kriegsleute und Feldhauptleute zu Gesandtschaften brauchen; wozu gewiß keine unwissende, sondern gelehrte Helden genommen werden."

Außer diesen vier Beweisfächern führen die alten Rhetoriker bekanntlich auch noch das honestum, gloriosum, die comparata u. s. w. an, und Widerlegungen entnehmen sie ab inhonesto et turpi, a pernicioso, molesto, difficili, ab eventu in tuto u. s. w.

§. 13.

Das Rührende.

Wenn man die Reden des Demosthenes liest, so findet man wenig oder gar nichts Rührendes: die Majestät und das Volltönende der Sprache und die fast durchgängige Hoheit der Gedanken erheben, sein Donner erschüttert, sein Patriotismus begeistert, und seine Ueberredungskunst gefällt uns, aber eine Anwandlung des Weinens empfinden wir so leicht nicht: selbst die Leichenrede des Demosthenes ist, so wie die des Thucydides und Lysias nicht aufs Weinen berechnet. Auch der ernste Römer war nicht so leicht weinerlich, und nur hie und da fällt Cicero in diesen Ton. Bey

den modernen Nationen ist hingegen das Rührende eine nothwendige Eigenschaft der Dicht- und Redekunst, und sie brauchen sich dessen nicht zu schämen, da es nationell ist.

Wie es indessen ein Redner anfangen muß, um zu rühren, läßt sich nicht wohl sagen, da die Kunst zu rühren eine dichterische ist. So wie überhaupt niemand ohne dichterische Anlagen ein großer Redner wird (denn Begeisterung, gefälliger Ausdruck, Reichthum, schöne Gestaltung, Kraft und Wohlklang des Vortrags sind Dichtergaben des Redners), so wird auch das Talent, Leidenschaften in Andern zu erregen, nur der besitzen und ausüben, dem die Natur Gefühl und Sprache des Gefühls mittheilte. So wenig man jemanden lehren kann, Gedichte zu machen, so wenig kann man einem Lehrling die Kunst beybringen, rührende Reden zu verfertigen.

*) Adelung macht, wie wir angegeben haben, das Rührende zu einem besondern Theil der Rede nach den Beweisen, und äußert sich hierüber S. 356 wie folgt: „Der pathetische Theil ist das eigentliche Feld der Beredsamkeit, in welchem sie sich in ihrem ganzen Glanze zeigen kann. Allein der Gegenstand muß dessen fähig seyn, wenn er angebracht werden soll. Ist er es, so schreite man unvermerkt zur Erregung der Empfindungen, und führe besonders den letzten beweisenden Theil so, daß sich die Rührung von selbst darbietet. Vor allen Dingen sey man selbst gerühret, wenn man den wahren Ausdruck der Empfindungen treffen, und nicht in leere Declamationen verfallen will. Jede Leidenschaft hat ihre eigene Sprache, welche sich nicht mit kaltem Herzen nachahmen läßt. Nur hüte man sich, diesen Theil zu weit auszuspinnen. Je stärker die Empfindung ist, desto kürzer muß sie seyn. Doch muß der Redner nicht plötzlich, sondern nach und nach wieder in den ruhigen Ton übergehen."

Herr Oberhofprediger Ammon nennt diesen Theil der Rede die Verbindung der Wahrheit mit Gefühlen. Derselbe sagt nämlich S. 138 u. ff. seines Handbuchs der Kanzelberedsamkeit: „Die vollendeteste Ueberzeugung des Verstandes wird inzwischen wenig nützen, wenn sie nicht mit der Bewegung, oder der Verbindung der moralischen Motive des Willens mit sinnlichen Antrieben, vereinigt wird. Diese Bewegung ist aber entweder Erschütterung oder Rührung. — — In Rücksicht auf erstere vergleiche man die Reden des Demosthenes für die Krone, dann die Philippischen und Catilinarischen Reden des Cicero. — — Wer sich des schönen Talents, durch seine Vorträge zu rühren, bemächtigen will, der darf es nicht versäumen, sich schon frühe aus dem ganzen Umfange seiner Lectüre diejenigen Stellen zu merken, die sein eigenes Gefühl ergriffen und in eine lebhafte Bewegung gesetzt haben. Solche Stellen muß man so lange auszeichnen, sammlen, entwickeln, zergliedern und genau studiren, bis man sich von der Passivität des eigenen Gefühls zur thätigen Herrschaft über die fremde Empfindung erhoben hat. Hieher gehören aus der Bibel die Geschichte der Brüder Josephs; der Apolog vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohne; die Geschichte der letzten Lebenstage Jesu. Aus den Profanautoren wollen wir nur anführen den Abschied Hectors in der Iliade (VI, 406—502); die Rückkehr des Ulysses zu den Seinigen in den letzten Gesängen der überhaupt für die Rührung classischen Odyssee; die Schilderung des sterbenden Herakles in den Trachinierinnen des Sophocles (V. 1052 u. ff. ed. Erfurdt); die Schilderung des Nisus und Euryalus in Virgils Aeneide (B. IX.); die Rückkehr der Eurydice aus dem Orcus (Landbau B. IV. 653 ff.). Auch Ovids Metamorphosen sind reich an trefflichen Stellen rührenden Inhalts. Aus der französischen Literatur müssen

ausgezeichnet werden Marmontels moralische Erzählungen, Belisar und die Inca's; die Schilderung der sterbenden Julie in Rousseau's neuer Heloise; der letzte Gesang der Corinne in dem Buche gleichen Namens von Madame Stael; der dritte Gesang des Gedichts von Delille, das Mitleid (la pitié. Paris 1803), von den Leiden der unglücklichen Königin Maria Antoinette im Kerker; mehrere Stellen seines trefflichen Lehrgedichts über die drey Reiche der Natur. Aus unserer Literatur ist Vossens Luise nach der vollendeten Ausgabe classisch."

Man sieht aus dem Allen, daß das Rührende nur von Dichtern erreicht wird, und daß ein Redner ohne dichterische Anlagen sich nicht darauf einlassen soll. Horaz gibt in seiner sogenannten Dichtkunst V. 101—113 ebenfalls einige Winke darüber. In dem Vicar of Wakefield heißt es Kap. 8: I never sit thus, says sophia, but I think of the two lovers, so sweetly described by Mr. Gay, who were struck dead in each others arms. There is something so pathetic in the description, that I have read it a hundred times with new rapture. — In my opinion, cried my son, the finest strokes in that description are much below those in the Acis and Galatea of Ovid. The Roman poet understands the use of *contrast* better, and upon that figure artfully managed, all strength in the pathetic depends.

§. 14.

Der Schluß.

Der Schluß der Rede concentrirt den Inhalt des Ganzen und sucht dadurch auf den Zuhörer noch einen Hauptangriff zu machen, damit ja der vorgesetzte Zweck erreicht wird. Er muß im Geiste der ganzen Rede entworfen und ausgeführt, und, nach Beschaffenheit des Inhalts, vorzüglich mehr oder minder lebendig und eindringend seyn.

*) Herr Maaß sagt: „Der Beschluß einer Rede kann verschiedentlich eingerichtet werden, je nachdem die Rede selbst von verschiedener Art ist. In den gewöhnlichen Fällen kann er die Hauptideen, besonders aus der Argumentation, in gedrängter Kürze, und mit erhöhter Lebhaftigkeit, wiederholen, oder Anwendungen davon auf die besondern Zustände oder Verhältnisse der Zuhörer beybringen, und, wenn die Rede auf das Begehrungsvermögen wirken sollte, Bitten oder Ermahnungen oder Warnungen hinzufügen. Auf alle Fälle aber muß die Rede mit starken, die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden, vorzüglich schönen, Gedanken schließen, weil die Wirkung der ganzen Rede ganz vorzüglich mit von dem letzten Eindrucke abhängt, den sie in den Gemüthern zurückläßt."

Herr Becker bemerkt in seinem Demosthenes S. 197 Folgendes: Der letzte Theil der Rede ist der επιλογος (peroratio). Die Regeln, welche Aristoteles über den Inhalt und Zweck des Beschlusses der Rede aufstellt, sind oft, aber nicht immer, vom Demosthenes beobachtet. In den Volksreden endet gemeiniglich ein kurzer Wunsch, daß der Vortrag dem Staate und dessen Bürgern nützlich werden möge, die Rede. Bisweilen erhebt er sich zu der Hoffnung, bey pünctlicher Erfüllung des Rathes würden die Angelegenheiten des Staates sich verbessern. Auch schließt er wohl mit der allgemeinen Betheuerung, daß er nicht aus Freundschaft oder Abneigung solchen Rath ertheilt, sondern nur das öffentliche Interesse berücksichtigt habe, wobey er die Hauptgedanken des Vortrags wiederholt. Einfachheit und Kürze finden sich mithin in dieser Gattung von Reden bey dem Epilogus des Demosthenes, wie bey seinen Eingängen; denn es ist bey ihnen nicht auf Erregung des Affects angesehen.

Eine andere Bewandniß hat es mit den Perorationen in gerichtlichen Reden. Hier soll der Be-

schluß den stärksten Eindruck auf das Gemüth der Richter hervorbringen. Es ist also nöthig, die Leidenschaften zu erregen, die Neigung für die Person und Sache des Redners zu gewinnen, und die Abneigung derselben gegen den Angeklagten zu verstärken. Bey Vertheidigungen muß die Theilnahme, das Mitleid der Richter aufgeregt, und ihr Gemüth in Beziehung auf die Lage und Verhältnisse des Angeklagten in Rührung versetzt werden. Demosthenes zeichnet sich in beyden nicht sehr aus, und immer ist dem Cicero hier der Vorzug vor seinem Muster zugestanden worden. Doch ist er bey Erregung der Leidenschaften in Anklagen glücklicher, als bey Vertheidigungen. Der Schluß der Rede gegen Meidias und gegen Aeschines wegen der Gesandschaft, ist nicht ohne Nachdruck. Auch in einigen Privatreden versucht er das Mitleid der Richter gegen den Beklagten anzuregen; allein hier ist Demosthenes nicht an seiner Stelle. Sein ernster gesetzter Charakter schien es zu verhindern, sich in die sanftern Gefühle zu versetzen, die den Redner selbst ergreifen müssen, wenn er Rührung befördern will. Auch die Kürze seines Ausdrucks scheint hierbey dem Zwecke der Rede Eintrag zu thun. Daß selbst Aeschines hier mehr als Redner leistete, ist von mehreren sehr richtig bemerkt worden."

Zehnter Abschnitt.

Der religiöse Styl.

§. 1.

Wenn man die Sprache oder den Styl derjenigen christlichen Gemeinden betrachtet, welche die altchristliche Einfalt, Herzlichkeit und Religiosität fortbewahren, z. B. der Quäcker, Herrnhuther u. s. w., so bemerkt man eine ganz eigene Art des Ausdrucks, die alle Lebensverhältnisse in einem besondern Lichte darstellt. Nachbildungen dieses

Styls haben mehrere Schriftsteller versucht: am schönsten finden wir diesen Styl in den Quäckern von Kotzebue, und in den Bekenntnissen einer schönen Seele von Göthe nachgebildet. Erwägt man übrigens das Wesen und den Geist der christlichen Religion genauer, so findet man, daß sie wirklich zu einer eigenen Art von Styl berechtigt ist.

§. 2.

Wesen der christlichen Religion und daraus fließender Styl.

Die christliche Religion hat im Ganzen etwas Elegisches; sie kehrt ihren Blick von der Erde ab gen Himmel; sie sieht das irdische Leben nicht als Genuß, sondern als Vorbereitung zum ewigen Leben an; sie sucht alle ihre Freuden in den Bildern der ewigen Seligkeit; Frömmigkeit gilt ihr mehr als reine menschliche Tugend; sie will den Menschen von einem thätigen Leben zu bloßen religiösen Betrachtungen und ascetischen Uebungen hinziehen; sie ist weder bloße Moral noch dürre Dogmatik, sondern sie möchte gern alle Wissenschaft und jede Pflicht in dem Gefühl einer duldenden Abhängigkeit vom Himmel concentriren. Der religiöse Stylist soll also weder trockene Moral noch weniger dürre Dogmatik reden lassen; er soll weder ein bloßer Philosoph noch ein begeisterter Dichter seyn: alle seine Ansichten des Lebens und der Wissenschaft, sein ganzes poetisches Gefühl, sollen sich vielmehr in die Farbe und Bilder seiner Mythologie kleiden, in welcher sich Wissenschaft, Leben und Poesie zu der vorhin angegebenen Form verschmolzen haben.

Der religiöse Styl wird also dem Wesen der Religion sich anschmiegen, wie sie hier geschildert wurde. Er wird sich weder ganz wissenschaftlich

noch ganz dichterisch gestalten, sondern die populäre und moralische Ansicht der Religion in den natürlichen und einfachen Bildern des Orientalismus vortragen. Die Religion (wir verstehen hier immer die christliche) wird den dichterischen Schmuck des Ausdrucks nicht verschmähen, denn selbst der protestantische Religionsbegriff ist nicht ohne poetischen Gehalt: aber alle poetischen Bilder des religiösen Stylisten werden das Stille, Duldende, Gottergebene, Himmlische mehr, denn das Feurige, Ueppige, Leidenschaftliche und Irdische athmen. Uebrigens hat sich der religiöse Stylist vor aller der einseitigen Auffassung und Darstellung der Religion zu hüten, welche einzelne philosophische Secten in Umlauf bringen möchten: namentlich soll also die fichtesche und schellingsche Ansicht der Religion und die damit verbundene Darstellung nicht von dem religiösen Stylisten gebraucht werden.

§. 3.

Resultat für den geistlichen Redner.

Nimmt man nun das eben Gesagte und unsere Ansicht der Beredsamkeit zusammen, so würde freilich folgen, daß der Geistliche kein Redner nach Art der Alten seyn kann, allein man kann hier zweyerley unterscheiden. Als bloßer Nachfolger Jesu und der Apostel spricht er über reine Religionssachen in dem von uns angegebenen Styl; aber als Vorbild und öffentlicher Lehrer der Moral kann er dem Laster und der Verkehrtheit seiner Zeit in dem Geiste eines Demosthenes entgegen arbeiten. Freilich lohnt ihm kein auf der Stelle sichtbares Resultat (ein Volks- oder Senatsbeschluß), aber die Hoffnung, seine Reden würden das Gute herbeyführen, die Ueberzeugung, seine Pflicht gethan zu haben, und die Begeisterung für Wahrheit und Rechtlichkeit überhaupt können

mächtige Triebfedern seyn, alle Künste der Rhetorik in Kanzelvorträgen spielen zu lassen.

*) Eine schöne Stelle findet sich in der öfter angeführten Schrift des Herrn Becker S. 241, wo er angibt, daß Demosthenes Reinhard's Ideal gewesen sey, und daß noch niemand ausgeführt habe, wie weit er sich diesem seinem Vorbild näherte. „Mich dünkt," heißt es dann, „gleiches Streben nach Gründlichkeit im Belehren, Beweisen und Widerlegen; gleicher Nachdruck beym Warnen und Tadeln; gleiche Eindringlichkeit beym Ermahnen und Trösten ist bey ihm sichtbar vorhanden. Der aufmerksame Beobachter findet nämlich eine große Aehnlichkeit zwischen dem Charakter, der Geistes- und Gemüthsstimmung beyder Redner. Wie Demosthenes unerschütterlich fest seinem politischen Systeme folgend die Vertheidigung des Vaterlandes übernahm: so wich auch Reinhard nicht aus der Stellung, die er zur Aufrechthaltung des Offenbarungsglaubens, geleitet durch die Ueberzeugung von dessen Wahrheit, übernommen hatte. Beyder Belehrungen fanden daher einen sichern Stützpunct in den Ideen ihres Systems, von dessen Richtigkeit sie vollkommen überzeugt waren. Hierzu kommt die beyden gleiche Gemüthsstimmung. Wie den Vorgänger eine unverkennbare Liebe für Wahrheit, Recht und Pflicht begeisterte: so finden wir dieses auch in den Reden des Nachahmers; daher der ernst strafende Ton bey Erwähnung der Gebrechen der Zeit, welcher bey ihm wie bey Demosthenes herrschend ist. Denn bildet auch die Zeit den Redner; so wird diese Aehnlichkeit beyder auch durch sie um so erklärbarer. Unsere Zeit war der damaligen nicht unähnlich. Auch hier, wie einst dort, waltete ein übermüthiger, arglistiger Eroberer, dem Nichts heilig war. Auch hier waren des Volkes Sitten verderbt, die Kraft erschlafft, und Leichtsinn und Sorglosigkeit vorherrschend. Man beugte den Nacken unter den Eroberer, weil es wegen dieses herrschenden Zeitgeistes überall

nur halbe Maßregeln waren, wodurch man dem fremden Uebermuth entgegen wirkte. Fast mit denselben Waffen, womit Demosthenes als politischer Redner gegen diesen Geist der Zeit ankämpfte, kämpfte daher auch Reinhard als religiöser Redner. Seine Hoffnung der Rettung oder der Wiederkehr glücklicherer Zeiten gründet er eben so wie Jener auf eine durchgängige Aenderung der Hohen und Niedrigen im Volke. Fast alle seine Bußtagsreden und die feyerlichen Vorträge beym Anfang oder Beschluß der Landtage kann man in dieser Beziehung wahre philippische Volksreden nennen, indem er bey ihnen alle Kraft und allen Zauber der Beredtsamkeit aufbot, einleuchtend und ergreifend das darzustellen, was gerade unter den obwaltenden Umständen dem Vaterlande Noth thue. Denn auch die innigste Liebe zum Vaterlande, wie ein stets reger Fleiß, den Reinhard auf seine Vorträge verwandte, theilt er mit seinem Vorgänger, und durch beydes ward auch ihm das seltene Glück, sich eine Reihe von Jahren hindurch in dem Vertrauen und der Achtung seiner Mitbürger zu erhalten. Vielleicht hätte Reinhard seinen Vorgänger auch in der Form seiner Vorträge noch mehr erreicht, wenn er ihr den zu genauen logischen Zuschnitt seiner Predigten hätte zum Opfer bringen wollen und können, und überhaupt seine ganze Muße allein der Bearbeitung der öffentlichen Vorträge hätte widmen dürfen."

Eilfter Abschnitt.

Der Lehrstyl.

§. 1.

In jedem wissenschaftlichen Styl muß vor allem eine klare Logik liegen, doch mehr aber die des Menschen als die der Schule. Denn die Wissenschaft soll alles klarer, richtiger und bestimm-

ter überschauen als die Poesie und jede andere Kunst oder Ansicht, also muß sich auch in ihren Reden und Büchern die hellste Uebersicht, die richtigste Eintheilung, der bestimmteste Begriff von allem und jedem vorfinden. Es gibt Bücher, die scheinbar so einfach und klar zu uns sprechen, daß wir gleichsam nur in uns selbst zu lesen glauben: dieses sind Producte einer solchen natürlichen Logik. Da sich Logik auf Begriffe und Wissenschaft vorzüglich auf Logik gründet, so kann man auch sagen, daß in dem wissenschaftlichen Styl mehr der Begriff, im poetischen und religiösen mehr die Idee und das Gefühl herrschen soll. Doch ist deswegen eine etwas poetische Gestaltung des wissenschaftlichen Styls nicht verboten, nur darf sie nicht übertrieben werden. Man nehme den Lehrstyl der Griechen und Römer zum Muster, wo sich Klarheit des Begriffs und poetische Anmuth des Ganzen zur Classicität vereinigt.

§. 2.

Verständlichkeit.

Da alle Wissenschaft auf Begriffe geht, so ist also Verständlichkeit die erste Bedingniß des wissenschaftlichen Styls: er soll uns irgend ein Feld menschlicher Kenntniß und Erfahrung ganz hell und klar überschauen lassen. Der wissenschaftliche Styl soll daher auch für jede Gattung von Wissenschaften seine eigenen sachgemäßen Ausdrücke haben, d. h. eine Kunstsprache führen.

Da aber alle Wissenschaft nur um der allgemeinen Cultur willen seyn, und also in das Leben der Menschheit übergehen soll, so darf die Ausbildung keiner Kunstsprache zum Nachtheil der allgemeinen Lebenssprache betrieben werden, denn sie würde dann gegen den Zweck der Wissenschaft verstoßen. Die Kunst- oder gelehrte Sprache muß

also zwischen zweyen Extremen sich halten, deren eins Erweiterung der Wissenschaft und deren zweytes Streben zum Uebergang zur gewöhnlichen Lebensansicht ist. Doch kommt es immer auf die Leser und Hörer an, die man sich für irgend einen wissenschaftlichen Aufsatz denkt.

§. 3.

Lebhaftigkeit und äußere Form des Lehrstyls.

Da der Lehrstyl vorzüglich für den Verstand berechnet ist, so ist er im Durchschnitt weder pathetisch noch figürlich, es müßte denn ein großer Meister, wie etwa Jean Paul, sich das Vorrecht herausnehmen, selbst Belehrungen in dem humoristischen und figürlichen Styl vorzutragen, was denn auch ihm allein erlaubt wäre. Was zur Belebung des Lehrstyls im Allgemeinen geschehen kann, haben wir bereits in dem Artikel von der Schreibart angegeben. Adelung führt auch die Individualisirung als ein Hülfsmittel für die Lebhaftigkeit des Lehrstyls auf, und versteht darunter die Darstellung allgemeiner Wahrheiten unter dem Bilde eines einzelnen Falles, dergleichen Moser in seinen patriotischen Phantasien aufgestellt hat. Indessen möchte dieses Mittel nicht für jeden passend seyn, denn es gehört schon eine gewisse poetische Kunst dazu.

Da man indessen diese Art Bearbeitung auch als eine eigene äußere Form ansehen kann, so können wir hier füglich auch der dialogischen Form gedenken. Der Dialog gründete sich bey den Alten auf ihre Unterrichtsart, indem der Lehrer nicht von dem Katheder herab lehrte, sondern gesprächsweise die Wahrheiten vor seinen Schülern entwickelte. Die alten Philosophen hatten zum Theil sehr reife und ausgebildete, zum Theil halbreife Schüler und Anfänger um sich, und wenn sie

nun mit den erstern philosophische Wahrheiten in einem Gespräche entwickelten, so hörten die letztern zu und lernten. Bey uns fällt aber diese Unterrichtsart weg, und somit möchte auch der eigentliche Beruf bey uns wegfallen, wissenschaftliche Gegenstände in Dialogen zu verabfassen, da uns außerdem so viel poetischer Schmuck abgeht, womit die Alten ihre Dialogen ausputzten. Wenigstens gefällt mir nur Plato's Gastmahl, während die Gastmähler meiner deutschen Landsleute gar zu dürre Mahlzeiten sind.

§. 4.

Periodenbau.

Der Lehrstyl hat auch seinen eigenen Periodenbau. Schon Demetrius unterscheidet den dialogischen (didactischen) Periodenbau von dem historischen und rednerischen. Spricht der Lehrer in kurzen Perioden, so gibt er sich gar zu viel Gravität und den Anschein, für ein Orakel gelten zu wollen: in dem Lehrbrief eines Kunstjüngers mag dies noch entschuldigt werden *). Leicht verfällt

*) Siehe Meisters Lehrbrief S. 206, IV in Meisters Lehrjahren von Göthe. Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, denken schwer; nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, das Nachahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltner geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gern auf der Ebene. Nur Ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel, wer sie ganz besitzt, mag nur thun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brod schmackhaft und sättigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber

der Lehrstyl auch in eine gewisse Steifheit und Härte, und läßt sie sogar in seinen Perioden verwerken *). Daß dieses Alles nicht gebilligt werden kann, bedarf wohl keines Beweises. Auch wird sich niemand beyfallen lassen, den platonischen Periodenbau nachzuahmen, denn unser Ueberblick geht weiter, wir sehen schärfer, wenn wir gleich weniger schwärmerisch sind als Plato, und unserm Ohr ist die metrische Musik der griechi-

nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geist begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß was er thut, wenn er recht handelt, aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des ächten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf, denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

*) In den Memoiren des Freyherrn von S—a, worin mit großer Selbstgenügsamkeit der gesammten deutschen Literatur das Prädicat barbarisch ertheilt, und ein wahrer Unfug mit dem Wörtlein klassisch getrieben wird, kommt folgende harte didactische Periode vor:

„Die französische Litteratur achtete er als Weltmann, und sie berührte sein Inneres wenig; aber doch machte er mich aufmerksam darauf, wie ihr durch eine praktische Präcision der Gedanken, Empfindungen, und des Ausdrucks dafür, durch einen Cyclus von Männern, welche solche Präcision bald mit dieser, bald mit jener Manier versetzten, auf mancherley Gegenstände anwandten, doch immer in einem gewissen Grundton blieben, gelungen sey, eine Reihe von Werken aufzustellen, die ob Maß, Klugheit, Eleganz, beinahe das Beiwort klassisch verdienten."

(In dieser Schrift findet man auch folgende unklassische Ausdrücke: Undinger, was ungemein Anziehendes, ganz was andres, Aerme (für Arme), das Shawl am Schluß meiner Stiegen (Stiege), und anderes unklassisches, ächt barbarisches Zeug. Man muß sich wundern, wie ein Mann, der im deutschen Styl noch so sehr zurück ist, sich zum Richter unserer vorzüglichsten Schriftsteller aufwerfen mag. Oder ist, wie man sagt, eine Dame die Verfasserin?)

schen Sprache fremd, die sich in langen Perioden ergoß, und somit müssen auch unsere didactischen Werke in einem andern Styl und Periodenbau vorgetragen werden. Leider haben wir philosophische Producte in Menge erhalten, welche in dem Ton der Schleyermacherischen Uebersetzung verfaßt sind, und nun für ächt platonisch gelten wollen: indessen wird ja diese Narrheit auch vorübergehen, wie der kantische Styl und Periodenbau, der zu seiner Zeit ebenfalls seine sclavischen Nachahmer hatte, vorübergegangen ist. Es gibt eine Art didactischen Periodenbaues, die für Sinn und Gefühl sehr annehmlich ist, und besonders auf dem schönen Gleichgewicht der Perioden gegen einander beruht. Ein Beyspiel möge etwa das unten folgende Fragment aus dem Athenäum seyn *).

*) „Ohne Anmaßung und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte. Was hier vorgeht und was hier gesprochen wird, ist nicht außerordentlich, und die Gestalten, welche zuerst hervortreten, sind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die sich aus den Verstrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um sich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das schöne Feuer seiner ersten Liebe einer Schauspielerin weiht. Indessen steht alles gegenwärtig vor unsern Augen da, lockt und spricht uns an. Die Umrisse sind allgemein und leicht, aber sie sind genau, scharf und sicher. Der kleinste Zug ist bedeutsam, jeder Streich ist ein leiser Wink und alles ist durch helle und lebhafte Gegensätze gehoben. Hier ist nichts, was die Leidenschaft heftig entzünden, oder die Theilnahme sogleich gewaltsam mit sich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften wie von selbst in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter gestimmt war. So bleibt auch wohl eine Landschaft von einfachem und unscheinbarem Reiz, der eine seltsam schöne Beleuchtung oder eine wunderbare Stimmung unsers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, sonderbar hell und unauslöschlich in der Erinnerung. Der Geist fühlt sich durch die heitere Erzählung

§. 5.

Beywörter.

Die widerlichste Erscheinung im didactischen Styl ist die, wenn ein Schriftsteller in alle Fä-

überall gelinde berührt, leise und vielfach angeregt. Ohne sie ganz zu kennen, hält er diese Menschen dennoch schon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder sich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden sey. Es geht ihm damit wie der Schauspielergesellschaft auf ihrer lustigen Wasserfahrt mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte sie schon gesehen haben, weil sie aussehn wie Menschen und nicht wie Hinz oder Kunz. Dies Aussehn verdanken sie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bey einem oder dem andern nähert sich diese auf verschiedene Weise und in verschiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darstellung ist es, wodurch auch das Beschränkteste zugleich ein ganz eignes selbstständiges Wesen für sich, und dennoch nur eine andere Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menschlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu seyn scheint. Das ist eben das Große, worin jeder Gebildete nur sich selbst wiederzufinden glaubt, während er weit über sich selbst erhoben wird; was nur so ist, als müßte es so seyn, und doch weit mehr als man fodern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leser Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenspiele, welche den neugierigen Knaben mehr beseeligten als alles andere Naschwerk, als er noch jedes Schauspiel und Bilder aller Art, wie sie ihm vorkamen, mit demselben reinen Durste in sich sog, mit welchem der Neugeborne die süße Nahrung aus der Brust der liebkosenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeschichten von jener Zeit, wo er immer alles zu sehen begehrte, was ihm neu war, und was er gesehn hatte nun auch gleich zu machen oder nachzumachen versuchte oder strebte, wichtig, ja heilig, seine Liebe mahlt sie mit den reizendsten Farben aus, und seine Hoffnung leiht ihnen die schmeichelhafteste Bedeutung. Eben diese schönen Eigenschaften bilden das Gewebe seines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menschen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen schöneren Zeitalters der vaterländischen Bühne zu werden, für die seine kindliche Neigung, erhöht durch die Jugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen empor schlägt.

cher der Wissenschaften und alle Falten des Herzens und Gemüths mit Beywörtern hineinklingen, und sich dadurch das Ansehen eines Universal-Styl-Genies geben will. Ein Beyspiel mag die Vorrede des Herrn Hofraths Böttiger, eines sonst nicht unrühmlichen Philologen, zu der Frau von der Recke Tagebuch einer Reise durch Italien seyn.

Man findet in gedachter Vorrede folgende Ausdrücke: Der sinnreich erzählende Orientale, die anmuthige Dichtung, der weise und hochbegabte König Salomon, die fleißige und bescheidene Ameise, die Hesperidengärten Italiens, die großherzige

Wenn die Theilnahme an diesen Gefühlen und Wünschen nicht frey von Besorgniß seyn kann, so ist es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reise, auf welche ihn die Väter zum ersten Versuch senden, einem Abentheuer von der Art, die sich ernsthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Widerschein seines eignen Unternehmens, freylich nicht auf die vortheilhafteste Weise abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dies seiner Schwärmerey untreu machen könnte. Unvermerkt ist indeß die Erzählung lebhafter und leidenschaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, sich einer ewigen Verbindung mit seiner Mariane so nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung schwärmt, steigt die heiße Sehnsucht, die sich in sich selbst zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken scheint, aufs äußerste, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöscht, und die ganze schöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit diesem so harten Mißlaut schließt das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen, wie eben so viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder sich vor uns entfalten sollen, rasch und heftig wechseln; und der schneidende Abstich kann die erst weniger, dann mehr als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zusatz von Ungeduld heilsam würzen, ohne doch je den ruhigsten Genuß des Gegenwärtigen zu stören, oder auch die feinsten Züge der Nebenausbildung, die leisesten Winke der Wahrnehmung zu entziehen, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk sichtbaren Dichtergeistes zu verstehen wünscht."

(S. 147—150 des Athenäums I, 2. Ueber Göthe's Meister von F. Schlegel).

und gemüthvolle Verfasserin, der erwerblustige Jude, das strengbewahrte Eigenthum, der leere Medusenkopf, das gehaltreiche Vorwort, die anspruchlose Erinnerungstafel, die erschöpfende Uebersicht, die mit dem Kennerurtheil eigener Anschauung durchflochtenen Nachrichten, der geistige Schmecker, die hochgewürzten Schüsseln, die überraschenden Naturscenen, die effectvollen Situationen, die unterhaltenden Anecdoten, die lebendige Darstellungsgabe, die witzige Unterhaltungsweise, die meisterhafte Farbengebung, die trefflichen Blüthen aus Italien, das Wunderland jenseit der Alpen, die lobenswürdige Wißbegierde, die richtig beurtheilende Führerin, das Geburtsland aller neueuropäischen Cultur, die unerläßlichen Vorkenntnisse, der fremdartige Stoff, der forschende und prüfende Geist, die ungeschmückte Würde, ein lauterer, ungetrübter Blick, eine muthvolle Beharrlichkeit, die Gaukelspiele des Betrugs, die freymüthige, unerschrockene Bekennerin, der wahrhaft große, sich selbst aufopfernde Edelmuth, die lebendigste Anerkennung, der jedem Mißbrauch offen entgegen tretende Nicolai, die sachreiche Reise, die unläugbare Conformität, die unbesonnenen Hitzköpfe, die Fackelträger der Parteisucht, die tieffühlende Verfasserin, das zertrümmerte Völker- und Familienglück, die entfesselte Soldateske, die mit festem Griffel gezeichneten Schilderungen, der vermittelnde Charakter der Frauen, die anspruchlose Anerkennung und Bekanntmachung jeder geistigen, literarischen und artistischen Vortrefflichkeit, die großmüthigen Erweisungen der uneigennützigen, sich selbst aufopfernden Freundschaft, der in Wort und That gleich ehrwürdige Gottesmann Neaander, das wohlerwogene Lob, der zartverhüllende Schleyer, die gehässig angeklagte Königin, das sanftere Licht, der geist- und gemüthvolle Tiedge, der diogenisch genügsame Wanderer, der gefeierte Litrator Italiens ꝛc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wendel, Johann Andreas,

Lehrbuch des deutschen Styls

Coburg [u.a.] 1816

L.germ. 284
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584552-5